





16130

(1916)

Vol. 47

L 10

Trav

ER

Zeitschrift des Deutschen und
Österreichischen Alpenvereins

:: Band 47 ::
Jahrgang 1916

Zeitschrift des D. u. O. Alpenvereins 1916



KARL LUDWIG PRINZ

Temperagemälde von Karl Ludwig Prinz

Col di Lana

Brudmann aut. et impr.

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Heinrich Hefß

:: Band 47 ::
Jahrgang 1916

Wien 1916 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
Hergestellt durch F. Bruckmann A. G. in München :: In Kommission für den Buch-
handel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

By

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist
untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Über-
setzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die
Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
1. Dr. Leopold Schled: Die Niederen Tauern.....	1
2. L. B. Jäckle: Aus den Niederen Tauern.....	18
3. Grete Uitz: Schneeschuhfahrten in den Schladminger Tauern.....	41
4. Prof. Dr. Friedrich Vierhapper: Zirbe und Bergkiefer in unseren Alpen (Schluß).....	60
5. Dr. August Prinzing: Das Stubachtal. Ein Naturschutzgebiet der Zukunft... ..	90
6. Dr. phil. Georg Babinger: Von Teheran über den Demawend, 5670 m, zum Kaspischen Meer.....	114
7. Dr. Franz Tursky: Schneeschuhfahrten in den Öztaler Alpen.....	129
8. Sepp Zangenfeind: Winter- und Frühlingfahrten beiderseits des Inns.....	140
9. Dr. Fritz Benesch: Das Gesäuse und seine Berge.....	160
10. Hanns Barth: Bergfahrten und Wanderungen im Adamello-Bereich.....	183
11. Leo Handl: Von der Marmolata-Front.....	212
12. Dr. Gustav Renker: Der Krieg in den Bergen.....	219

Vollbilder

	Seite
1. Col di Lana. Temperagemälde von Karl Ludwig Prinz. Vierfarbenaufotypie von F. Bruckmann A.-G.....	Titelbild
2. Hüttensee mit Wildstellstock. Aufnahme von L. B. Jäckle. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	24
3. Giglachsee mit Lungauer Ralspize. Aufnahme von L. B. Jäckle. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	38
4. Höchstein vom Grabergzinken. Aufnahme von Ing. Bruno Heß. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.....	46
5. Schwarze Lade gegen den Glocknerkamm. Aufnahme von J. Nežuda. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	92
6. Wiegenwald gegen Hohe Nissel und Ralsertauern. Aufnahme von J. Nežuda. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	106
7. Falschluß der Dörfer Sd. Aufnahme von J. Nežuda. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.....	110
8. Zireinersee mit Rosanspize. Aufnahme von Ing. Bruno Heß. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.....	144
9. Planspize von der Peternscharte. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	162
10. Kleiner Buchstein vom Großen Buchstein. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.....	166
11. Festkogel und Obsteinkarturm von der Peternscharte. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	180
12. Mandronhaus mit Lobbia- und Mandronferner. Aufnahme von J. Nežuda. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	194
13. Rastell Toblino. Aufnahme von J. Nežuda. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	206
14. Falschluß von S. Nicolò mit Col Umberto und Punta del Uomo. Mehrfarbige Aufnahme von Ing. Leo Handl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ...	212
15. Marmolata, Cima Ombretta und Sasso Bernale. Mehrfarbige Aufnahme von Ing. Leo Handl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.....	214

Bilder im Texte

	Selte		Selte
1. Mittlere Kammhöhe der Gruppen der Niederen Tauern. Zeichnung nach Schönberger	4	22. Auf dem Piztalerjöchl. Aufnahme von Dr. Otto R. v. Böhm	136
2. Längsprofil durch die Moränen und Übergangskegel des Gschnitzstadiums bei St. Nikolai im Gr. Söltk. Zeichnung von Dr. Leop. Schled	7	23. Similaun und Umgebung von der Auffahrt zum Brochkogeljoch. Aufnahme von Dr. Otto R. v. Böhm	136
3. Die Bösensteingruppe. Kartenskizze von Dr. Leop. Schled	13	24. Gipfel des Fleidings. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	153
4. Dreisteden und Hochhaide vom Bösenstein. Aufnahme von L. V. Jädle	33	25. Blick vom Brechhorn gegen Gr. Rettenstein und die Tauern. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	153
5. Ausblick vom Bösenstein gegen Seckauer Tauern. Aufnahme von L. V. Jädle	33	26. Feldalpenhorn bei Wörgl. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	154
6. Höchstein und Wildstelle von der Steirischen Kalkspitze. Aufnahme von L. V. Jädle	34	27. Feldalm auf dem Feldalpenhorn gegen Südbest. Aufn. von Ing. Br. Heß	154
7. Siglachseehütte gegen Engellarspitze und Hading. Aufn. von Oskar Nell	34	28. Übersichtskarte der Gäßseiberge. Zeichnung nach Dr. F. Benesch	162
8. Blick von der Planai gegen Steinkarzinzen und Seckarzinzen. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	51	29. Die Erschließung des Großen Buchsteins. Zeichnung nach Dr. F. Benesch	164
9. Dachsteingruppe von der Planai. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	51	30. Die Erschließung des Kleinen Buchsteins und der Tiefsalm. Zeichnung nach Dr. F. Benesch	167
10. Höchstein und Grabergzinzen von der Planai. Aufnahme von Ing. B. Heß	52	31. Die Erschließung der Reichensteingruppe. Zeichnung n. Dr. F. Benesch	170
11. Hochgölling und Zwerfenberg vom Grabergzinzen. Aufnahme von Ing. Bruno Heß	52	32. Großer Buchstein von der Hochschibernalm. Aufnahme v. Dr. F. Benesch	171
12. Schema der Verbreitung der Zirbe in den östlichen Alpen. Zeichnung nach Vierhapper	62	33. Ennstalerhütte gegen die Tiefsalm. Aufnahme von Dr. F. Benesch	171
13. Schema der Verbreitung der Bergkiefer in den östlichen Alpen. Zeichnung nach Vierhapper	62	34. Planispitze vom Bruckjattel. Aufnahme von Dr. F. Benesch	172
14. Höhengürtel der Zirbe auf dem Zirbitzkogel (Steiermark), von St. Wolfgang aus gesehen. Zeichnung nach Nevole	66	35. Söstein von der Treffneralm. Aufnahme von Dr. F. Benesch	172
15. Höhengürtel der Bergkiefer (Legföhre) auf dem Wiener Schneeberg, vom Kloben der Karalpe aus gesehen. Zeichnung nach Bed.	67	36. Die Erschließung der Hochtorgruppe. Zeichnung nach Dr. F. Benesch	176
16. Der alte Bauernhof Fellern. Aufnahme von J. Nezhuda	101	37. Die Erschließung des Lugauers. Zeichnung nach Dr. F. Benesch	181
17. Moossegger Hochalm gegen Sonnenblick und Landeckspitzen. Aufnahme von J. Nezhuda	101	38. Malga Miller gegen Passo del Miller. Aufnahme von J. Nezhuda	189
18. Tauernmoosbachfall zum Enzingerboden. Aufnahme von J. Nezhuda	102	39. Talschluf von Salarno mit Rifugio Prudenziini. Aufn. von J. Nezhuda	189
19. Blick aus dem Wiesenwald auf die Hohe Kiffel. Aufn. von J. Nezhuda	102	40. Blick vom obersten Baitonekar auf Adamellograt, zur Cima di Premassone und Cima di Plem, Adamello und Corno Miller (dazwischen Adamellopass). Aufnahme von Hanns Barth	190
20. Auf dem Hintereisferner. Aufnahme von Dr. Otto R. v. Böhm	135	41. Blick vom Gipfelgrat des Corno Baitone auf Adamello (Nord- und Westabstürze) und Corno Miller. Aufnahme von Hanns Barth	190
21. Weißkogel und Fuchskogel vom Brochkogeljoch. Aufnahme von Dr. Otto R. v. Böhm	135	42. Felsenfenster mit Boëspitze (Sella-gruppe). Aufnahme von Leo Handl	217
		43. Artillerie, im Hintergrund die Sella-gruppe. Aufnahme von Leo Handl	217
		44. Schützengraben in einem Dolomiten-tale. Aufnahme von Leo Handl	218
		45. Unterstand an überhangender Felswand. Aufnahme von Ing. R. Kofler	218

Die Niederen Tauern

Von Dr. Leopold Schleck

Das Gebiet, von dem wir im folgenden sprechen, besitzt nicht die majestätische Pracht der vergletscherten Hochgipfel in den Alpen und es fehlt ihm auch zum größten Teile die wilde Kühnheit schroffer Felswände. Und doch denke ich mit Freude zurück an die Tage, die ich dort verbrachte, durch schattige Waldtäler wanderte, die sich da und dort öffnen zu freundlichen Talweitungen, über prächtige Alm- und Bergwiesen, vorüber an kleinen spiegelnden Seen und von diesen dann über einige Felsbänder mäßig steil hinauf zu Gipfeln, von denen der Blick weithin schweift über die Landschaft, zu den weißen Felswänden der Kalkalpen jenseits der Enns im Norden, zu den mächtigeren Formen der Zentralalpen im Westen. Und erst draußen im Ennstal und im Süden dann wieder im Murtale liegen größere Ortschaften, kommen und gehen Fremde, hört man jeden Tag, was es Neues gibt in aller Welt. Denn die Niederen Tauern liegen abgeschieden vom Verkehr; nur im Westen und Osten führen Straßen quer über das Gebirge: über den Radstädter und Rottenmanner Tauern. Sonst liegen in den Tauerntälern ein paar Bauerngemeinden, dann hie und da noch ein Gehöft, einige Jägerhäuser und Almhütten. Große Ansprüche für seine Bequemlichkeit wird der Fremde an die bescheidenen Bewohner nicht stellen dürfen. Aber wer Freude daran findet, zuzeiten anspruchlos und bloß für sich zu wandern, der wird diese Täler lieb gewinnen: es ist ein Gebiet zum Alleingehen geeignet wie selten eines in den Alpen.

Einfach und gleichmäßig wie die Berge, bescheiden wie der Stil der Landschaft sind auch die wissenschaftlichen Fragen, denen ich hier nachging: keine besonderen Naturerscheinungen, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und erklärt sein wollen, keine großen wissenschaftlichen Probleme, die zu kühnen Hypothesenbildungen herausfordern. Aber ihre Geschichte haben auch diese Berge und Täler, sie sind geworden in einer wechselvollen Vergangenheit, und wer in ihnen wandert, hört vielleicht gerne einiges aus dem Werden dieses Stüdes Natur.

Die Gruppe der Niederen Tauern wird nach Dr. von Böhm begrenzt durch die Linie Murtörl—Groß-Arltal—St. Johann im P.—Wagreinertal—Wagreiner Höhe—Oberes Ennstal bis Selztal—Paltental—Schobersattel—Liesingtal—Murtal—Thomatal—Murmwinkel—Murtörl. Sie zerfällt nach von Böhm in vier Unterabteilungen, nämlich: die Radstädter Tauern vom Murtörl bis zum Radstädter Tauern(-paß), die Schladminger Alpen bis zum Sölterpaß, die Wölzer Alpen bis zum Pölstal—Polster—Strechaugraben, und in die Rottenmanner Tauern, die den ganzen, weiter östlich gelegenen Teil der Gruppe umfassen.

Wir sind gewöhnt, von der Zentralzone der Alpen als der Urgesteinszone zu sprechen, im Gegensatz zu den vorgelagerten Kalkalpenzonen. Im einzelnen ist dies aber nicht richtig und gerade in letzter Zeit wendet die Geologie ihr Augenmerk auf jene Vorkommnisse von Kalk inmitten der Zentralzone, die früher als Reste (Denudationsrelikte) einer mächtigen Kalkdecke über den Zentralalpen oder als eingelagerte „kristalline Kalk“ nur eben kartiert wurden. Eines der bedeutendsten Vorkommnisse dieser Art bildet die erste Gruppe der Niederen Tauern, die Radstädter Tauern. Kalk und Dolomite setzen zum großen Teile die reizvollen Formen dieser Gruppe zusammen, reizvoll infolge des Gegensatzes der reichgegliederten, in steilen Wänden über

die grünen Matten der schiefrigen Zonen aufragenden Kalk und Dolomite zu den massigen Formen der kristallinen Zentralalpen im Westen und Osten.

Uhlig, von dem die neuesten Untersuchungen über die Radstädter Tauern vorliegen, stellt in ihnen folgende Schichtfolge von Gesteinen fest: über den Glimmerschiefern und Kalkphylliten, die von Westen bis an das Kleine Urktal, im Süden bis über das Sederhaustal reichen, lassen sich vier Gesteinsgruppen unterscheiden: 1. Serizitschiefer und Serizitquarzite. Es sind hellweißliche oder grünliche, vorwiegend feinkörnige Gesteine; stellenweise, jedoch selten, kommen in ihnen basische Erstarrungsgesteine, Grünschiefer und Serpentine, vor. Die 2. Gesteinsgruppe bilden teils dunkelgraue, teils hellgraue, vorwiegend breccienartige Dolomite, die häufig Diploporen führen. Diese Dolomite und Kalk der Trias setzen das eigentliche „Kalkgebirge“ der Radstädter Tauern zusammen. Darüber folgen dann als 3. und 4. Gruppe Pyrittschiefer und dunkle Jurakalke.

Viel umstritten ist die Tektonik der Radstädter Tauern. Wir nennen die Theorie Vacetz, der eine fjordartige Einlagerung der Dolomite und Kalk in die kristallinen Gesteine annahm; dann die lange und scharfe Auseinanderetzung zwischen Vacetz und Frech, der die Lagerungsverhältnisse durch Brüche zu erklären suchte und zur Erklärung der nachweisbaren Überlagerung von Triasgesteinen durch ältere kristalline Gesteine schon randliche Überschiebungen annahm. Die umfassendsten und neuesten Arbeiten stammen, wie erwähnt, von Uhlig und seinen Schülern. Nach Feststellung der oben angegebenen Schichtfolge der Gesteine nimmt Uhlig eine deckenförmige Lagerung der Schichten an: Gneis-Serizitquarzitserie und die Serie: Triasdolomit, Pyrittschiefer, Juramarmor sind gemeinsam bewegte wurzellose Decken. Die Serizitquarzitdecke senkt sich im Norden unter die Schiefer der Grauwackenzone und den ostalpinen Triaszug des Mandlingpasses. Wo die über jüngere Gesteine als Decke geschobenen älteren Gesteine von den abtragenden Kräften so weit entfernt sind, daß die unter der Decke liegenden jüngeren Schichten zutage treten, spricht die Geologie von einem „Fenster“. In der Kalkspitzgruppe, im Tauern-, Ladengut- und Brandstadtfenster, kommen die unter der Quarzitdecke liegenden Kalk und Dolomite der Tauerndecke zum Vorschein. Diese Tauerndecke besteht wieder aus einzelnen Teildecken, so daß eine schuppenförmige Gliederung der Radstädter Tauern zustande kommt, mit den Schichtköpfen nach Süden und Südwesten. Als solche Teildecken bezeichnet Uhlig die Speiereck-, die Hochfeind-, die Lantschfeld- und die Tauerndecke. Die Quarzite bilden nicht nur die Decke über dem Tauerndeckensystem, sondern treten auch in schmalen Zonen zwischen den einzelnen Teildecken auf. Die Unterlage des ganzen Deckensystems bilden die Kalkphyllite der lepontinischen Schieferhülle.

Klar kommt diese Schuppenstruktur im Landschaftsbilde zum Ausdruck. In mehreren Reihen erheben sich die Gebirgsteile einer hinter dem andern. Weit nach Süden vorgeschoben das Weißeck, 2709 m, und das Speiereck im Westen von Mauterndorf, 2408 m, entsprechend der Speiereckteildecke Uhlig's; als zweite Schuppe Hochfeind (2569 m)-, Weißeneck (2560 m)-Teildecke, endlich die Lantschfeld- und Tauerndecke, die im Zug Faulkogel, 2653 m, Mosermayndl, 2679 m, Pleislingkeil, 2499 m, an Höhe den südlich vorgelagerten Gipfeln nachstehend, den wasserscheidenden Hauptkamm bildet.

Nach der angegebenen orographischen Einteilung der Niederen Tauern nach von Böhm gehört schon die oben genannte Kalkspitzgruppe im Osten des Radstädter Tauernpasses, in der die Kalk und Dolomite der Radstädter Tauern nochmals auftauchen und die nach Uhlig ein Fenster in der Quarzitdecke darstellt, zur zweiten Gruppe der Niederen Tauern, den Schladminger Alpen.

Der Übergang der Quarzitserizitdecke der Radstädter Tauern in die kristallinen Schiefer und Gneise der östlichen Niederen Tauern ist noch nicht genauer untersucht.

Doch genügen die Untersuchungen in diesem Teile, um den im Verhältnis zum komplizierten Bau der Radstädter Tauern einfachen Bau der östlichen Niederen Tauern erkennen zu lassen. Nach Vacet liegen auf den Serizitischiefen und Quarziten der Radstädter Tauern die dünnplattigen, dunkelgrünen, hornblendeführenden Gneise, die das tiefste Glied des Schladminger Gneisprofils darstellen. Diese Hornblendegneise, die stellenweise in reine Hornblendeschiefer übergehen, aber auch einzelne Lagen lichten, feinkörnigen Gneises enthalten, nehmen die Mitte der Schladminger Gneismasse ein; aus ihnen baut sich die höchste Erhebung der Niederen Tauern, der Hochgolling, 2863 m, auf. Darüber folgen lichte oder graue, zum Teil porphyrisch ausgebildete Gneise, die in verschiedener Menge Violit und Muskovit führen und als Zweiglimmergneise bezeichnet werden. Seefarzinken zwischen Ober- und Untertal, dann weiter Höchstlein, Hohe Wildstelle, Großkesselspitze, Goaded, Dennek werden von diesen Gneisen aufgebaut.

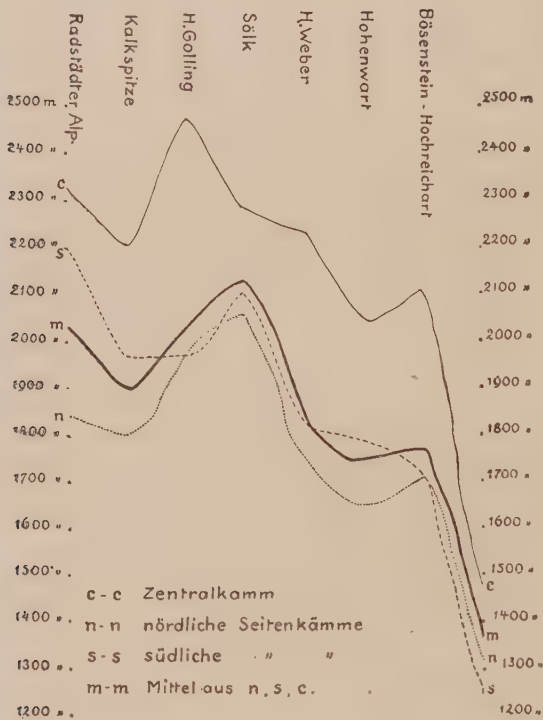
Tektonisch ist die Schladminger Gneismasse als ein großes Gewölbe, eine „Antiklinale“, aufzufassen, die so ziemlich in der Gegend des Hochgollings die größte Erhebung erreicht. Das Streichen dieser Antiklinale stimmt nicht mit dem heutigen Gebirgstreichen überein, sondern ist von Nordwest nach Südost gerichtet. Dieses von der Richtung des Gebirgs abweichende geologische Streichen bringt es mit sich, daß im Hauptkamm der Niederen Tauern die harten Gneise schon im Hintergrunde der Sölkttäler unter die Schieferhülle hinabtauchen. Weiche Granatglimmerschiefer bauen die dritte Gruppe der Niederen Tauern, die Wölzer Alpen, auf, durchzogen von schmalen Bändern hochkristallinen Kalkes. Auf die Granatglimmerschiefer folgen dann ostwärts weiche Kalkphyllite, bis dann im Osten, in der vierten Gruppe, den Rottenmanner Tauern, wieder Zweiglimmergneis im Bösenstein, 2449 m, als nördlicher Pfeiler des sogenannten nordsteirischen Gneisbogens zutage tritt. Es scheint, daß diese Gneise als Decke den Kalk- und Glimmerschiefen der Wölzer Alpen auflagern.

Deutlich ist der Einfluß des Gesteins auf die Formen und Höhen des Gebirgs. Auf den Gegensatz zwischen der abwechselnden Szenerie der aus Urgestein und Kalkgestein aufgebauten Radstädter Tauern und den massigen, einheitlichen Formen der Schladminger Gneisalpen wurde bereits hingewiesen. Aber auch zwischen diesen und den im Osten folgenden Granatglimmerschieferalpen bestehen wesentliche Unterschiede. In dem Gewölbe der Schladminger Tauern aus Hornblende und Zweiglimmergneis sind die Formen glazialer Erosion prächtig erhalten. Das Seewigtal mit seinen übereinanderliegenden Seen, die Schladminger Täler bilden Musterbeispiele von stufenförmig gebauten Tälern, Stufenmündungen, Konfluenzstufen, glazialer Trog und Trogschulter treten uns überall mit der größten Deutlichkeit entgegen. Aber gerade deswegen lassen sich glaziale Ablagerungen in diesem Teil der Niederen Tauern fast nirgends mit Sicherheit nachweisen. Die Übertiefung und Übersteilheit des Gehänges führten hier nach der Eiszeit zu bedeutenden Gesteinsbewegungen, den Fuß der Trogwände verhüllen Schutthalde, aus den Seitentälern bauen sich Schuttfelgen in die Haupttäler vor und an zahlreichen Stellen begegnet man Anhäufungen von ungerundeten und mächtigen Blöcken, die sich quer über das Tal legen und in manchen Fällen Seen aufstauen. Manchmal ist am Gehänge noch die Abrißlinie des Bergsturzes zu erkennen, sonst ist es schwer, solche Bergsturzmassen von Moränen zu scheiden, da auch diese hier den Charakter von großen Blockanhäufungen haben.

Im Gebiet der Granatglimmerschiefer im Osten der Schladminger Gneismasse wandern wir durch weite Täler, die die Trogform kaum noch erkennen lassen; die Gehänge sind durchaus bewaldet und mit Kriechschutt bedeckt, und über der Waldregion ziehen sich Bergwiesen bis fast zu den Gebirgskämmen. Hier bestehen daher auch die Moränen der Rückzugsstadien neben ezigem Material, das auf der Oberfläche der Gletscher transportiert wurde, aus gerundeten Blöcken, wie sie der Grund-

moräne entsprechen. Bei der größeren Breite der Täler ist außerdem die Wallform der Moränen noch vielfach deutlich zu erkennen. Im Osten der Granatglimmerschiefer nehmen die Berge im Gneisgebiet der Bösensteingruppe wieder steilere Formen an, ohne darin freilich die Schladminger Alpen zu erreichen.

Den Einfluß des Gesteins auf die Gebirgshöhe zeigt mit großer Deutlichkeit das Diagramm der Kamm- und Talhöhe in den Niederen Tauern von Schönberger, das wir hier wiedergeben.



Mittlere Kammhöhe der Gruppen der Niederen Tauern.
Nach Schönberger

Rückzugsstadien und die Abtragung des fließenden Wassers in der Postglazialzeit herausgearbeitet haben. Studien im Gebiet der Schladminger Alpen geben Material zur Frage nach der Entstehung der Hochgebirgsformen, Fragen, mit denen sich das Studium der Oberflächenformen in den Alpen in der letzten Zeit hauptsächlich beschäftigt hat. Diese Untersuchungen haben als gesichertes Ergebnis festgestellt, daß die trogförmige Talform, der stufenförmige Bau der Täler mit den in Stufen mündenden Nebentälern und dem Talschluß, die Rare und die durch diese hervorgerufene Zuschärfung der Kämme und Gipfel durch die Erosion der Gletscher, die glaziale Überbiefung, entstanden sind. Aber noch viel umstritten ist das einzelne, besonders der Anteil der einzelnen Phasen der Eiszeit und der Zwischeneiszeiten an der Herausarbeitung dieser Formen. Das Einstellen der Beobachtungen über die Formen im Gebiet der Schladminger Alpen zu diesen Fragen setzt deren eingehende Kenntnis und eine kritische Darstellung der dabei angewandten Methode voraus.

Weniger um grundsätzliche Fragen der Eiszeitforschung, zum großen Teil nur um

Damit haben wir die Gesteine genannt, aus denen die Gebirgsgruppen der Niederen Tauern aufgebaut sind, und deren Verhalten gegen die abtragenden Kräfte, wie es im Gesamttypus des Gebirgs zum Ausdruck kommt, hervorgehoben. Zu unterscheiden sind das Kalk- und Dolomitgebirge der Rastädter Tauern, das Gneisgebiet der Schladminger Alpen und das östlich daran anschließende Glimmerschiefergebiet. Geologisch am interessantesten ist die erste Gruppe; die abtragenden, die Bergformen modellierenden Vorgänge sind besser zu studieren in dem gleichmäßiger und einfacher gebauten östlichen Gebiet. Im Gneisgebirge der Schladminger Alpen bewahrt das harte Gestein wenig verändert die Hochgebirgsformen, wie sie in der Eiszeit entstanden sind; im Schiefergebiet der Wölzer- und Rottenmanner Tauern sind im weichen Gestein diese Formen kaum in derselben Weise ausgebildet worden, dann zum größten Teile wieder zerstört und ersetzt durch die Formen, wie sie die Gletscher der

Beobachtungen, die jeder, der in dem Gebiete wandert, wiederholen und ergänzen kann, und aus denen sich leicht die Folgerungen für das Werden der Formen ziehen lassen, darum handelt es sich im östlichen Teil der Niederen Tauern. Diese Abhandlung will den Leser nicht auf das Streitfeld wissenschaftlicher Theorien führen, ich stellte mir die Aufgabe: nach einem Überblick über die Gesamtstruktur des Gebiets, wie ich sie im voranstehenden gegeben habe, den Wanderer durch einige dieser Täler zu begleiten, ihn hier auf den Wechsel von Talweitung mit Talenge, dort auf eine auffallende Terrassierung im Gehänge aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie sich diese Beobachtungen zusammenfügen lassen, wie sich die einzelnen und verschiedenen Züge der Landschaft durch ihre Vergangenheit zu einer zusammengehörigen Einheit vereinigen, die sich zu einem klaren Bilde in der Erinnerung prägt. Ich beschränke mich daher darauf, in Ergänzung zu dem über den Gesamttypus der Schladminger Alpen bereits Gesagten, nur das Ergebnis anzuführen, zu dem eine Untersuchung der Formen in diesem Gebiet kommt und das ohne wissenschaftliche Begründung wenigstens eine Möglichkeit zeigt, wie man sich die heutigen Formen hier im Gebiet der Schladminger Alpen entstanden denken kann. Von der weiteren Ausbildung dieser Formen im Gebiete der weichen Glimmerschiefer handelt dann der übrige Teil dieser Arbeit.

Man kann darnach annehmen, daß die präglazialen Schladminger Alpen ein reich zerschnittenes Gebirge waren mit ausgeglichenen Gefällskurven der Flüsse, über die sich die höchsten Gipfel in reif abgehöschten Gehängen bis mehr als 1500 m über den präglazialen Talboden im Ennstal erhoben. Die absolute Höhe des letzteren dürfte am Ausgang der Schladminger Täler zwischen 1300 und 1400 m, am Ausgang der Söltkäler in 1200 bis 1300 m gelegen haben. Im Norden erhoben sich über das Ennstal schon die Steilwände der Kaltplateaus. Diese präglaziale Mittelgebirgslandschaft der Schladminger und Sölker Alpen wurde dann glazial ausgearbeitet, und zwar vollzog sich diese glaziale Ausgestaltung in zwei Abschnitten, unterbrochen durch eine lange interglaziale Periode. In dieser Interglazialzeit, die wir nach den Ergebnissen von Brüdnere's Untersuchungen in der Schweiz der Mindel-Rißinterglazialzeit gleichsetzen, kam es zur Ausbildung eines ziemlich ausgeglichenen Talniveaus, dessen Höhe im Ennstal durch die Höhe einer interglazialen Talverschlüttung, die Schladminger Ramisau und den Gröbminger Mitterberg, gegeben wird; die im vorangegangenen Abschnitt der Eiszeit eingetieften Trogtäler wurden wieder verbreitert, die Stufen zerschnitten; es blieben aber hier im Gebiete der widerstandsfähigen Gneise Unregelmäßigkeiten im Gefälle und im Quellgebiet kleine Hängetäler bestehen, welche auf die glaziale Übertiefung im vorangegangenen Abschnitte der Vergletscherung hinweisen. Reste des interglazialen Talbodens bilden zum größten Teile die heutigen Trogschultern, das sind die über den steilen Trogwänden folgenden, flacheren Gehängepartien.

Im zweiten Abschnitt der Vergletscherung, der Riß- und Würmeiszeit, wurden die im ersten Abschnitt geschaffenen Formen durch die Fortschaffung der interglazialen Akkumulation wieder hergestellt und durch das Fortdauern der Gletschererosion verstärkt; diese glazialen Formen bilden die wesentlichen Züge der heutigen Landschaft in den Schladminger Alpen.

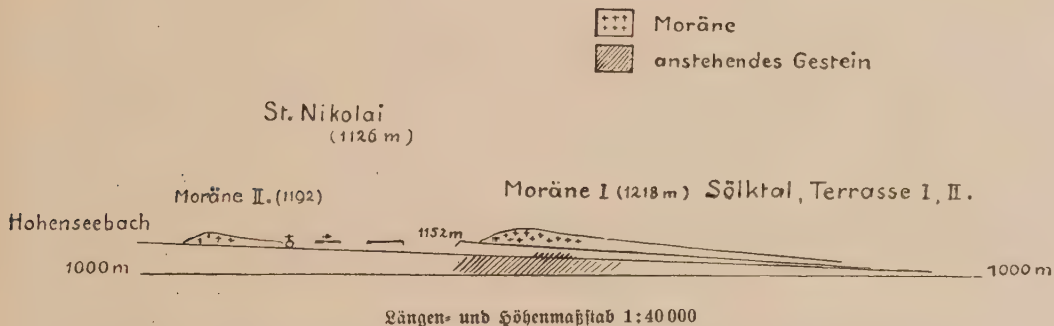
Im östlich daran anschließenden Schiefergebiet wurden dann diese glazialen Formen weiter verändert und diese Veränderungen bilden hier wesentliche Züge der heutigen Landschaftsformen. Gerade diese Änderungen unter dem Einfluß der Gletscher der Rückzugsstadien und der Postglazialzeit sind auch sonst noch wenig untersucht. Wer sich mit der Eiszeitforschung in den Alpen beschäftigt, findet in dem folgenden Abschnitt dieser Arbeit einiges Material zu diesen Fragen. Zunächst denke ich aber auch hier an den, der selbst diese Täler durchwandert; ich versuche, ihn auf einer Wande-

rung durch zwei als Beispiele herausgegriffene Tauerntäler, das Groß-Sölk- und das Donnersbachtal, die Spuren der Gletscher der Rückzugsstadien und den Einfluß dieser Vergletscherung auf die Landschaftsformen erkennen zu lassen und will ihm dann zeigen, wie sich diese Beobachtungen über die Ausdehnung von Gletschern der Postglazialzeit durch Berechnung der Höhe der zugehörigen Schneegrenze in die von Penck aufgestellte Zeitfolge der Postglazialzeit einordnen lassen. Als Beispiele, wie sich aus der Feststellung der Ausdehnung der Vergletscherung in den einzelnen Phasen der Eiszeit die Erklärung mancher Besonderheiten der heutigen Talanlage ergibt, stelle ich dann die Veränderungen dar, die im Bösensteingebiete zur heutigen Wasserscheide zwischen Golling- und Strehautal und zwischen Liesing- und Pölstal führten.

Ich beginne mit der Beschreibung des Groß-Sölktales.

Gegenüber dem Gröbminger Mitterberg mündet bei Stein an der Enns das Sölk-tal, das zunächst die Zone der weichen Quarzphyllite durchschneidet, dann in die Granatglimmerschiefer eingetieft ist und die linken Nebenflüsse bereits aus dem Gebiete der Zweiglimmerschiefer empfängt. Von Stein an der Enns, 674 m, führt die Straße zunächst in steilem Anstieg auf die etwa 800 m hohe, breite Stufe, die vom Sölkbach in enger Schlucht durchschnitten wird und etwas niedriger ist als der gegenüberliegende Gröbminger Mitterberg. Die Straße nach Groß-Sölk benützt zum Gewinnen der Stufenhöhe eine jener gegen das Haupttal führenden, parallelen Furchen, die, wie die Bedeckung mit erratischem Material beweist, durch das Rechtsdrängen des Sölkergletschers bei der Vereinigung mit dem Hauptgletscher in weichem Quarzphyllit entstanden sind. Mit Erratikum ist auch die Talstufe selbst bedeckt, sie ist die in postglazialer Zeit vom Sölkbach zerschnittene Konfluenzstufe zwischen Sölk- und Ennsgletscher. Der im Bereich der weichen Quarzphyllite weite Talboden verliert bedeutend an Breite vor Groß-Sölk, wo wir aus dem Gebiet des Quarzphyllits in das des härteren Granatglimmerschiefers kommen, die Form ist aber auch hier dieselbe: in das ältere, glazial ausgearbeitete Tal ist der Fluß in enger Schlucht eingeschnitten; auf der Terrasse des alten Talbodens liegen die Gehöfte, etwas höher Groß-Sölk (910 m). Dieser Charakter des Tales ändert sich oberhalb der Gehöfte Fleiß und Mandl. Auch hier ist das Tal übertieft, die Seitenbäche münden in Stufen, so der unterhalb Mößna von den Knallhütten und dem Knallstein kommende Bach, aber die Sölk selbst fließt nun im breiten Talboden. An der Grenze zwischen beiden morphologisch verschiedenen Talformen, der beckenförmigen Talweitung talaufwärts im Süden, dem schmäleren, vom Fluß zerschnittenen Talboden im Norden, schneidet der Bach unter dem Gehöfte Fleiß eine Moräne an; zahlreiche, zum Teil gerundete Blöcke im lehmigen Material. Auf der linken Seite des Baches findet sich gegenüber dem Gehöfte Mandl ein dem Gehänge vorgelagerter Wall. Von der vom Sölkbach angeschnittenen Moräne zieht sich am rechten Gehänge der Talweitung eine deutliche Kerbe im anstehenden Gestein talaufwärts, weiterhin in eine einer Ufermoräne entsprechende schmale Terrasse übergehend, die von den Schuttkegeln der Seitenbäche, die sich nach dem Rückzug des Eises in die Talweitung vorgeschoben haben, zerschnitten wird. Daraus geht hervor, daß die Talweitung und die an ihrem Ende angeschnittene Moräne als genetisch zusammengehörig zu betrachten sind, als das Zungenbecken und die Endmoräne eines Gletschers beim Rückzug der letzten Eiszeit. Bachaufwärts wird das Tal zwischen den Gehöften Schuster und Trimmel eingengt. Das edige, homogene Material zeigt, daß wir es mit einem Felssturz vom rechten Talgehänge zu tun haben. Oberhalb wird das Tal wieder breit und es tritt nun ein weiteres Formelement hinzu. Am Gehänge zeigen sich wieder Reste von Terrassen, die talaufwärts an Höhe über den Bach gewinnen. Oberhalb Mößna bildet diese Terrasse breitere Flächen am Fuß des Gehanges und läßt erkennen, daß es sich um eine wieder zerschnittene und größtenteils erodierte Zuschüttung des Tales durch

den Sölkbach selbst handelt. In diese Terrassenreste ist, etwa 1 km oberhalb Mößna beginnend, eine zweite, noch fast ganz erhaltene Terrasse eingelagert. Der Bach schneidet talaufwärts immer tiefer in diese Terrasse ein, die sich mit einem Gefälle von 25 vom Hundert gegen St. Nikolai hinaufzieht. In einer Höhe von 1080 m hat der Fluß das lockere Material, das die Terrasse zusammensetzt, bereits durchschnitten und in den festen Fels eine enge Schlucht erodiert. Über schon 1½ km talaufwärts gelangen wir in die Talweitung, in der St. Nikolai, 1126 m, liegt. Zurückblickend erkennen wir, daß sich auf den Felsriegel, den der Fluß durchschnitten hat, in großer Mächtigkeit lockere Anhäufungen legen. Es sind zwei Niveaus zu erkennen: in einer Höhe von 1152 m eine horizontale Terrasse; darüber bis 1218 m Moräne. Diese läßt in klarer Weise die Wallform einer Endmoräne erkennen; sie senkt sich nach rechts von der Talmitte, wo sie vom Fluß durchschnitten wird, und die genannte tiefere Terrasse in sie eingelagert ist, gegen das rechte Talgehänge und ist auch auf der linken Seite in großer Mächtigkeit vorhanden. Sie setzt sich zusammen aus lehmigem Material mit gut gerundeten Blöcken und wird von edigem Blockwerk bedeckt. Der Blick von der Höhe der Moräne talabwärts zeigt, wie sich jene höhere, größtenteils zerstörte Terrasse, die wir bei unserer Wanderung talaufwärts antrafen, zur Höhe des Walles, auf dem wir stehen, emporzieht, während die Terrasse unterhalb des Walles in einer Höhe von 1152 m dem zweiten, niederen Terrassenniveau angehört, das in die Reste der ersten Terrasse eingelagert ist. In der Talweitung von St. Nikolai vereinigen sich die beiden Quellbäche des Sölktales, der Groß-Sölkbach und der Hohenseebach. Vor den Ausgang beider Täler legen sich wieder Moränenwälle, auf die dann talaufwärts weite Becken folgen. Die Höhenverhältnisse zeigt das beigegebene Profil.



Längsprofil durch die Moränen (I, II) und Übergangskegel des Gschnitzstadiums bei St. Nikolai im Gr. Sölktales

Aus den Beobachtungen lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Ein aus dem Groß-Sölk- und dem Hohenseebachtal bis unterhalb St. Nikolai reichender Gletscher lagerte die 1218 m hohe Endmoräne ab. Seine Schmelzwässer akkumulierten die obere Terrasse des Sölktales, die sich 4 km von der Endmoräne talabwärts bis unterhalb Mößna verfolgen läßt. Dann erfolgte ein Rückzug des Gletschers in die Täler des Groß-Sölk- und Hohenseebaches; den Moränen am Ausgang dieser Täler entspricht die niedere Terrasse des Sölktales. Dann erst erfolgte ein rascher Rückzug der Gletscher dieses Stadiums: weiterhin findet sich im Hohenseebachtale keine Moräne bis zu dem schönen Trogfluß. Der Hohensee selbst ist an eine Wanne glazialer Erosion geknüpft, doch führt der Anstieg zu ihm über mächtige Blockanhäufungen. Als Moräne

eines sich gerade noch in das Tal vorschiebenden Gletschers ist wohl die Blockanhäufung zu bezeichnen, die sich unterhalb des prächtigen Talschlusses der Eberlalm befindet; dem Auge senkrecht scheinend, erheben sich geschlossen im Halbkreis ringsum die Felswände oben geradlinig abgeschlossen gegen die höhere Gebirgssitue.

Denselben Wechsel der Talformen finden wir im Donnersbachtal. Die im Sölketal bloß 3 km breite Zone der Quarzphyllite erreicht hier die doppelte Breite; an sie knüpft sich die Talweitung von Donnersbach an. Oberhalb Irnding ist auf der linken Seite des Irndingbaches im Norden der Terrasse, auf der Raumberg liegt, durch eine Ziegelschlagerei in bedeutender Mächtigkeit blaugrauer Tegel aufgeschlossen. In diesem finden sich größere und kleinere Geschiebe, darunter getriete Kalk; es handelt sich danach um Grundmoräne oder um eine in einem Stausee am Rande des Enns-gletschers entstandene Ablagerung. In den unteren Teilen des Tegels befinden sich vorwiegend Triaskalke und erst in den oberen kristalline Geschiebe. Wir schließen daraus, daß die Ablagerung in ihrem unteren Teile kalkalpinem Eise ihre Entstehung verdankt, einem aus dem Mitterndorfer Becken und vom Grimming in das Ennstal vorstoßenden Gletscher. Wegen klimatischer und orographischer Unterschiede zwischen oberem Enns- und Traungebiet mußte es beim Heranrücken einer Eiszeit im Traungebiet rascher zu einer mächtigen Entwicklung der Gletscher kommen.

Klimatisch sind diese Gebiete in bezug auf die Niederschlagsverhältnisse scharf geschieden. Das Ennsgebiet erscheint, verglichen mit der Regenflut des Trauntales, geradezu als Trockengebiet. In Altaussee beträgt die Niederschlagsmenge 206 cm, im Ennstal bei Admont 114, bei Schladming bloß 106 cm. Dazu kommt noch die andere jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge in beiden Gebieten. Im Ennsgebiet entfallen auf den Winter 16, auf den Frühling 22, den Sommer 41, den Herbst 21 Prozent der Niederschläge; im Traungebiet auf den Winter 20, den Frühling 23, den Sommer 36, den Herbst 21 Prozent. Im Traungebiet fallen also 4 Prozent, das sind 15 cm, mehr Winterniederschläge als im Ennstal. Der Schnee würde dort gering gerechnet eine etwa 1 m stärkere Mächtigkeit erreichen als hier.

Und nicht nur aus diesen klimatischen Eigenheiten, sondern auch aus orographischen mußte die Vergletscherung im Traungebiet relativ bedeutender sein: es fehlen im Ennsgebiet die weiten, hochliegenden Plateaus, die vor allem das Nährgebiet des Traungletschers bilden. Aus diesen Gründen konnte sich im Traungebiet die Vergletscherung rascher entwickeln und dadurch ein Abströmen des Eises aus dem Mitterndorfer Becken in das Ennsgebiet stattfinden, solange bis dann durch das weitere Herabrücken der Schneegrenze auch in den Niederen Tauern größere Gebirgsteile in das Nährgebiet des Enns-gletschers einbezogen wurden und das Eis im Ennstal so hoch angestaut war, um das Überfließen der Massen aus dem Mitterndorfer Becken zu verhindern und überdies ein Abfließen von zentralalpinem Eise nach Norden hervorrufen zu können. Diese Gletscherentwicklung, wie wir sie für das Heranrücken der Eiszeit annehmen, zeigt uns dann wieder das erste Rückzugsstadium, die Bühlgletscherung: das Salzfammertgut mit dem Mitterndorfer Becken vom Eise erfüllt, während im Ennsgebiet, wie die hier angeführten Beobachtungen zeigen, das Haupttal bereits eisfrei war und die Gletscher bereits ein gutes Stück in die Seitentäler zurückgewichen sind.

Auch nachdem die würmeiszeitlichen Gletscher ihre größte Ausdehnung gewonnen hatten, dürfte der Donnersbachgletscher kaum viel zur Ernährung des Enns-gletschers beigetragen, sondern ihn während langer Phasen der Haupteiszeit nur eben erreicht haben: die Talweitung von Donnersbachau ist wahrscheinlich als das eigentliche Zungenbecken des Donnersbachtalgletschers im weichen Quarzphyllit entstanden, ohne daß es infolge der Berührung mit dem Eise des Enns-gletschers zur Ablagerung eigentlicher Endmoränen am Ende dieser Talweitung kam. Die geringe Entwicklung

der Vergletscherung im Donnersbachtale wird dadurch bewiesen, daß wir erst weit talwärts gehen müssen, um die Endmoränen eines Rückzugsstadiums anzutreffen.

Oberhalb der Talweitung von Donnersbachau folgt im Bereich des Granatglimmerschiefers eine vom Fluß in enger Schlucht zerschnittene Konfluenzstufe, die einerseits in das Schrabachtal, anderseits in das obere Iröningtal führt. Auch die isolierte Ruppe, die der Bach in rechtwinkelig nach Osten abgebogenem Lauf umfließt, besteht aus anstehendem Gestein, ist aber von Grundmoräne bedeckt. Hier im Bereich der Granatglimmerschiefer entspricht die Talform dem Söltkale unterhalb der Gehöfte Mandl und Fleiß. Das schmale Talprofil, das starke Gefälle des Flusses, die mächtigen, von den Seitengehängen herabgestürzten Felsblöcke zeigen, daß wir es mit einem noch ganz unfertigen Talstück zu tun haben, in dem der Bach lebhaft erodiert. Oberhalb des Gehöftes Leimbacher ändert sich, ohne daß ein Wechsel im Gestein eintritt, der Charakter des Tales ganz plötzlich; es folgt zunächst noch ein deutlicher Wall, das lehmige, ungeschichtete Material mit großen, gerundeten Blöcken zeigt, daß wir es mit einer Endmoräne zu tun haben. Der Blick von dieser Endmoräne talwärts zeigt das Zungenbecken, eine Talweitung, in die sich ganz flach die Schutthalden und die Schuttkegel der Seitenbäche vorbauen. Erst oberhalb Donnersbachwald macht sich wieder eine stärkere Talverschüttung geltend, ohne so deutlich als Moräne und deren Übergangsstufen ausgeprägt zu sein wie bei St. Nikolai. Ein Wall umspannt den Ausgang des Perchkarbaches. Oberhalb hört auch hier im Donnersbachtal die Talzuschüttung wieder auf und wir befinden uns wieder in einem ziemlich breiten Talboden, der von zahlreichen Blöcken bedeckt wird; am rechten Talgehänge läßt sich noch die Abrißlinie eines größeren Felssturzes erkennen, von dem die Blöcke stammen. Einzelne kleinere Wälle unterhalb der Riedeln zeigen, daß hier der Rückzug des Eises nicht so rasch erfolgte wie im Hohenseeachtal von St. Nikolai aufwärts. Es folgen dann im Schwarzabachtal Stufen, die vom Bache in Wasserfällen überwunden werden, dazwischen ein versumpftes Talstück, ein zugeschüttetes Becken. Eine weitere Stufe führt zum eigentlichen Talfluß, der Schwarzaalm in 1363 *m* Höhe. Nun noch eine Beobachtung in dem bei Donnersbachwald mündenden Mörsbachtal, auf die wir unten zurückkommen. In diesem Tale schneidet der Bach zunächst in sehr bedeutende Akkumulationen ein; erst in einer Höhe von 1132 *m* kommen wir in das Niveau dieser Talzuschüttung. Oberhalb davon ziehen in einer Höhe von 1200 *m* beim Vorderen Wiesbacher Moränenwälle quer über das Tal, die zeigen, daß sich der von der Oberen Wiesbachalm herabkommende Gletscher eben noch mit jenem vom Lämmertörl herührte; ein weiterer Wall zieht sich bei der Oberen Wiesbachalm in einer Höhe von 1530 *m* über das Tal.

Die Höhe, in der im Laufe eines Jahres so viel Schnee fällt, daß die im Jahre zugestrahlte Sonnenwärme eben noch genügt, um ihn zum Schmelzen zu bringen, gibt uns die Höhe der klimatischen Schneegrenze; eine Zunahme des Niederschlages oder eine Abnahme der Temperatur bedingt ein Herabrücken der Schneegrenze; größere Teile des Gebirges werden zum Firngebiet, zum Nährgebiet von Gletschern, und es kommt zur Entwicklung einer Vergletscherung des Gebirges oder zur Zunahme einer bereits vorhandenen Vereisung. Die klimatischen Ursachen, die die Vergletscherung eines Gebirges herbeiführen, sind für große Teile eines Gebirges dieselben; daher wird auch in großen Teilen des Gebirges die klimatische Schneegrenze zu einer bestimmten Zeit in annähernd gleicher Höhe liegen.

Wir haben im vorstehenden die Ablagerungen von Gletschern und deren Einfluß auf die Talformen kennen gelernt. Jedem dieser Gletscher entspricht eine bestimmte Höhe der Schneegrenze und die Gletscher, die derselben Höhe der Schneegrenze entsprechen, sind dann als gleichzeitig zu betrachten, sie geben uns die Ausdehnung der Vergletscherung in einer bestimmten Phase der Eiszeit. Wenn es uns gelingt, die

Höhe der zu den einzelnen durch Endmoränen nachgewiesenen Gletscherständen gehörigen Schneegrenzen zu bestimmen, sind wir imstande, diese Beobachtungen zu der allgemeinen Zeitfolge der Eiszeit in Beziehung zu setzen, da für jede dieser Phasen der Eiszeit eine bestimmte Höhe der Schneegrenze, ein bestimmtes Herabrücken unter die heutige Schneegrenze, charakteristisch ist.

Es gibt verschiedene Arten, aus der Ausdehnung der Vergletscherung auf die Höhe der zugehörigen Schneegrenze zu schließen; sie gehen von der Voraussetzung aus, daß der Gletscher einen Gleichgewichtszustand darstellt, zwischen dem Plus an schneeigem Niederschlag, das oberhalb der Schneegrenze fällt, dort nicht weggeschmolzen werden kann und im Gletscher abwärtsgeschoben wird — und dem Minus, das unterhalb der Schneegrenze zu wenig fällt, das noch geschmolzen werden kann außer dem dort fallenden Schnee. Mathematisch zu begründen und deshalb am meisten angewandt ist die Methode von Kurowski. Es läßt sich zeigen, daß die Höhe der Schneegrenze an einem bestimmten Gletscher, also die „lokale“ Schneegrenze, gleich ist der mittleren Höhe dieses Gletschers. Der Vorgang bei der Berechnung der Schneegrenze, die zu einem durch eine bestimmte Endmoräne bezeichneten Gletscher gehört, ist daher folgender: Man zeichnet zunächst die mutmaßliche Ausdehnung des Gletschers, wie sie durch die Beobachtungen von End- und Seitenmoränen und über Gletscherhöhe gegeben ist, in eine Karte großen Maßstabes ein. Es ist nicht möglich und auch nicht nötig, im Nährgebiet des Gletschers eine Ausscheidung der nicht vom Eis bedeckten höchsten Teile des Gebirges vorzunehmen. Die heutigen Formen des Gebirges, von denen eine derartige Ausscheidung ausgehen müßte, lassen nicht erkennen, welche Formen für das betreffende Stadium der Gletscherentwicklung in Betracht kommen. Und grundsätzlich läßt sich sagen: durch die Kurowskische Methode wird allerdings die lokale Schneegrenze bestimmt und es ist daher gestattet, die über die Oberfläche des Firns aufragenden Wände zu den orographischen Faktoren zu rechnen, die im Verein mit der „Exposition“ des Gletschers eben die Verschiedenheit der lokalen Schneegrenze von der klimatischen bedingen. Wir würden dabei für einen Gletscher, der infolge größerer Ausdehnung der sein Firngebiet umgebenden Wände größere Ausdehnung gewinnt, als die Summe aller anderen klimatischen und orographischen Faktoren bedingt, ein Herabrücken der lokalen Schneegrenze annehmen. Ein wesentlicher Unterschied ist aber hervorzuheben: jene anderen Faktoren, Exposition, orographischer Schutz vor Sonnenbestrahlung und Windwirkung, bedingen positive und negative Abweichungen von der klimatischen Schneegrenze, werden also in einem größeren Gebiete im Mittel einen dem Wert der klimatischen Schneegrenze nahekommenden Wert ergeben. Anders der Einfluß der das Firngebiet überragenden Wände. Ermitteln wir die lokale Schneegrenze bloß durch die Bestimmung der mittleren Höhe der von Firn und Gletscher bedeckten Fläche, so werden apere Gebiete oberhalb der Schneegrenze durchaus immer eine Erniedrigung der lokalen Schneegrenze herbeiführen und die durch Mittelbildung aus den lokalen Schneegrenzen gewonnene klimatische wird daher ebenfalls tiefer liegen als die Höhe, in der sich schneeige Niederschläge und Abschmelzung das Gleichgewicht halten. Berechnen wir die mittlere Höhe des gesamten Gletschergebietes ohne Ausscheidung der schneefreien Rämme im Firngebiet, so berücksichtigen wir auch die auf diese fallenden Niederschläge und erhalten allerdings wieder etwas zu hohe Werte für die Schneegrenze, da wir unberücksichtigt lassen, daß der auf steile Felswände fallende Schnee sehr rasch in tiefere, wärmere Höhenlagen gelangt.

Zur Bestimmung der mittleren Höhe des so abgegrenzten Gletschergebietes werden die Flächen von 200 zu 200 m mit dem Planimeter gemessen und aus den Mitteln von je drei Messungen wird dann die hypsographische Kurve des Gebietes konstruiert, die die Verteilung der Flächen auf die einzelnen Höhen darstellt und deren mittlere

Höhe daher die mittlere Höhe des vergletscherten Arealen gibt. Da die Schneegrenze durch die mittlere Höhe der Gletscheroberfläche bestimmt wird, ist es notwendig, zur mittleren Höhe des vom Gletscher bedeckten Bodens noch die mittlere Mächtigkeit des Eises zu addieren. Brückner, von dem allein eine ausführliche Berechnung dieser mittleren Gletschermächtigkeit durch die Schätzung der Eismächtigkeit in den einzelnen Höhenstufen vorliegt, nimmt sie für den würmeiszeitlichen Sihlgletscher zu 70 m an. Nußbaum betrachtet in einer Arbeit über die Vergletscherung des Saanegebiets einfach die mittlere Höhe des Arealen als annähernde Höhe der Schneegrenze. Lucerna nimmt als mittlere Dicke der Gesamtvergletscherung in den Steiner Alpen 80 m an. Da wir, wie erwähnt, relativ etwas zu hohe Werte erhalten, werden wir 60–70 m als mittlere Eismächtigkeit addieren. Bei Vergleichen der einzelnen Messungen untereinander, bei denen es sich nur um die relative Verschiedenheit handelt, können wir auf die Messungen der Höhe des vom Gletscher bedeckten Arealen zurückgehen.

Wir bestimmen auf diese Weise die Höhe der Schneegrenze der ersten Phase im Donnersbachthal, die durch die Moräne und die talaufwärts folgende Talweitung beim Gehöft Lehmacher gegeben wird. Die Messung ergibt als mittlere Höhe des Gletscherbodens 1622 m; daraus schließen wir auf eine Schneegrenze von 1680–1700 m. Wir kommen in diesem Zusammenhange auf die oben angeführte Beobachtung über die Vergletscherung des kleinen Mörsbachtals zurück. Bei der geringen Höhe seines Nährgebiets konnte der kleine Gletscher dieses Tales, der die Moräne beim Unteren Wiesbacher in 1300 m Höhe ablagerte, keine höhere Schneegrenze als 1700 m haben; diese Moränen kamen daher gleichzeitig mit der des Donnersbachtalgletschers beim Lehmacher zur Ablagerung. Der sich vor die Mündung des Mörsbachtals legende Donnersbachgletscher staute also den Abfluß des bei der Vorderen Wiesbachhütte in 1300 m Höhe endenden Mörsbachgletschers und es kam so zu der Talverschlüftung, die wir im untern Mörsbachtal bis zu einer Höhe von 1132 m festgestellt haben. Die Eisoberfläche des Donnersbachgletschers erreichte also am Ausgang des Mörsbachtals noch eine Höhe von 1100 m und der Gletscher besaß hier eine Mächtigkeit von 150 m; das stimmt überein mit der oben angenommenen Durchschnittsmächtigkeit der Gletscher von 70 m.

Zur Bestimmung der Schneegrenze der zweiten Rückzugsphase nehmen wir den Gletscher des Hohenseebachtals bis zu den schönen Moränen unterhalb St. Nikolai. Die Messung des vergletscherten Arealen ergibt eine Höhe von 1865 m. Dem bis zu dieser Moräne reichenden Gletscher entspricht also eine Schneegrenze von etwa 1930 m. Eine Hebung der Schneegrenze um beiläufig 20 m führte dann zum Rückzug der Gletscher in das obere Sölk- und Hohenseebachgebiet und zur Ablagerung der Moränen am Ausgang dieser Täler.

Da Klein in seiner Klimatographie der Steiermark keine Angabe über die Höhe der heutigen Schneegrenze in den Niederen Tauern macht, liegen nur die Werte vor, die Richter in den „Gletschern der Ostalpen“ nennt. Danach liegt die Schneegrenze im Grenzgebiet zwischen Hohen und Niederen Tauern in etwa 2600 m. In den Niederen Tauern fehlen eigentliche Gletscher vollständig, doch findet sich auf dem Waldhorn, 2700 m, immerhin schon ein ausgedehntes perennierendes Schneefeld. Auch die ständige Schneebedeckung der Trattenscharte, 2408 m, in Nordostexposition, aber sonst ohne besondere orographische Begünstigung, zeigt, daß wir uns in der Nähe der Schneegrenze befinden; sie dürfte danach im Gebiete der Niederen Tauern ebenfalls etwa 2600 m hoch liegen.

Die erste Rückzugsphase, die im Donnersbachtal durch die Moräne vom Lehmacher, im Sölkthal durch die bei den Gehöften Mandl und Fleiß bezeichnet wird, erfordert eine Schneegrenze von 1680–1700 m, also 900 m unter der heutigen, 300 m über der würmeiszeitlichen, die in den Niederen Tauern 1400 m hoch lag. Dieser Betrag

des Sinkens unter die heutige Schneegrenze zeigt, daß die Gletscher dieser Rückzugsphase dem Stadium angehören, das Pendl als das Bühlstadium bezeichnet.

Die Moränen bei St. Nikolai, die eine Schneegrenze von 1930 *m* erfordern, 670 *m* unter der heutigen, entsprechen dem Gschnitzstadium. Diese Schneegrenze liegt also 530 *m* über der würmeiszeitlichen, 250 *m* über der des Bühlstadiums.

Im Daunstadium, für das eine Schneegrenze von 2200—2300 *m* anzunehmen ist, war die Vergletscherung im wesentlichen auf die Rare beschränkt.

Anschließend an die oben angenommene Entwicklung der Oberflächenformen im Gneisgebiet der Schladminger Alpen fassen wir die Untersuchungen über die Formen im Sölk- und Donnersbachthal zusammen. Infolge der geringeren Widerstandsfähigkeit des diese Teile der Niederen Tauern aufbauenden Gesteins kam es hier wahrscheinlich überhaupt nicht zur Ausbildung von so typischen glazialen Hochgebirgsformen, wie sie in den Schladminger Alpen noch heute für das Landschaftsbild bestimmend sind. Die im ersten Abschnitt der Vergletscherung entstandenen glazialen Formen wurden in diesem Gebiet in der Interglazialzeit, die wir oben der Mindel-Rißinterglazialzeit Pendl und Brückners gleichsetzten, soweit ausgeglichen, daß hier das interglaziale Niveau morphologisch als das eigentlich präglaziale erscheint, besonders bildet hier überall das untere, nach seiner Höhe interglaziale Talniveau die Schultern der wenig deutlichen Taltröge. Wesentlich für die gegenwärtigen Landschaftsformen sind in diesem Gebiet weicherer Gesteine zum Unterschied von den Schladminger Alpen die morphologischen Veränderungen nach dem Rückzug der großen Eiszeit. Hier schufen sich die stadialen Gletscher eigentliche Zungenbeden und in deren Bereiche wurden die Täler ausgeweitet; so erklärt sich der Wechsel zwischen Talengen, in denen der Fluß postglazial in den Boden des würmeiszeitlichen Troges eingeschnitten ist, und Talweitungen, die, nach dem Rückzug des Gletschers teilweise vielleicht von Seen eingenommen, heute durch die Akkumulationen der Flüsse und durch Gehängeschutthaldden zu flachen Talböden aufgeschüttet sind. Die Moränen, die das Ende dieser Zungenbeden umspannen und die fluvioglazialen Terrassen, die sich von diesen Moränen talabwärts erstrecken und heute vom Fluß wieder zerschnitten werden, sind auffallende Züge der heutigen Talformen. Nach dem Rückzug der Vergletscherung konnten hier in dem weichen Gestein die Flüsse intensiv an der Herstellung der Formen fluviatiler Abtragung arbeiten, die glazialen Stufen wurden zerschnitten, die Gehänge gleichmäßig abgehöcht und durch die rasche Verwitterung des Schiefers bis zu den Rämmen hinauf mit Kriechschutt bedeckt. Hochgebirgsformen fehlen daher in diesem Teile der Niederen Tauern.

So bildeten sich die Formen der einzelnen Tauerntäler unter dem Einfluß der glazialen und fluviatilen Erosion, deren Wirkung bestimmt wurde durch den Gesteinscharakter. Zu Veränderungen der Talanlage selbst, zu Verschiebungen der Wasserscheide kam es im östlichen Gipsfelder der Niederen Tauern, in der Bösensteingruppe. Die Möglichkeit dazu war gegeben durch die im Verhältnis zur einfachen fiederförmigen Gliederung der übrigen Niederen Tauern hier unregelmäßigeren Abgrenzung der einzelnen Flußgebiete.

In dem bei Wörtschach in die Enns mündenden Gollingtale reichte die Bühlgletscherung entsprechend einer Höhe der Schneegrenze von 1720 *m* bis zur Vereinigung der Schwarzen Golling mit dem Plietenbach. Durch die Talform mit dem breiten Talboden und die Übertiefung des Gollingbachtals selbst gegenüber den Tälern der Seitenbäche läßt sich die bis unterhalb der Vergletscherung des Bühlstadiums hinausreichende haupteiszeitliche Vergletscherung nachweisen. Erst unterhalb Oppenberg, 1010 *m*, wird der Talboden wieder schmaler und höher und der Gollingbach schneidet in engem Graben in denselben ein, bis er bei Wörtschach in die Enns mündet. In 80 *m* hoher Stufe mündet bei Oppenberg eine Talung, die nach

Die Bößensteingruppe
1:250 000

Haller Mauern



Osten gegen den Strechaugraben zieht. Die heutige Wasserscheide wird in ganz auffälliger Weise von flachen Schuttkegeln in der Nähe von Oppenberg gebildet. Jenseits davon zieht ein schwaches Gerinne im breiten Talboden nach Osten dem Strechaugraben zu. Allmählich verengt sich der Talboden, beim Gehöft Brunner durchschneidet der Bach eine feste Felschwelle; dann fließt er als Rohrabach zunächst wieder in breitem Talboden, dann eng in anstehendes Gestein eingeschnitten zum Strechaubach. Auch das obere Talstück dieses Baches aus der Bößensteingruppe mündet in 150 m hoher, vom Bach in enger Klamm durchschnittenen Stufe in das untere, nordöstlich gerichtete Talstück. Dieses auf die Vereinigung von Rohrabach und oberem Strechaugraben folgende Talstück mit wieder breiterem Talboden wird dann vom Paltental noch durch einen vom Bache V-förmig zerschnittenen schmalen Kiesel anstehenden Gesteins getrennt.

Von glazialen Ablagerungen in den besprochenen Talstücken des Golling-, Rohrab-

und Strechaubaches ist zur Deutung der Entstehung der heutigen Abflußverhältnisse von Wichtigkeit die in einer Mächtigkeit von mehr als 10 m unmittelbar oberhalb Oppenberg aufgeschlossene Moräne mit großen, gut gerundeten Blöden aus kristallinen Gesteinen der Niederen Tauern in ungeschichteten Sanden. Die Form läßt diese Ablagerung als den Rest einer Seitenmoräne eines im Gollingtale noch bis mindestens Oppenberg reichenden Gletschers erkennen; da der Gollinggletscher des Bühlstadiums viel weiter talaufwärts endete, kann es sich nur um eine Moräne des haupteiszeitlichen Gletschers handeln. Gerundete Gneis- und Granatglimmerschieferblöcke finden sich auch weiterhin in dem zum Strechaugraben führenden Tal, selten auch vereinzelte Kalkgeschiebe.

Aus den angegebenen Beobachtungen lassen sich folgende Schlüsse ziehen: die beiden Talstufen des oberen Rohrach- und oberen Strechaubaches, die sich nur als Konfluenzstufen erklären lassen, setzen eine gegen das Paltental gerichtete Gletscherbewegung voraus. Da das obere Strechautal in Gneis, das Rohrachbachtal in viel weicheren Quarzphyllit eingeschnitten ist, muß zur Erklärung der ziemlich gleichen Höhe der im Rohrachbach- und der im Strechautal aufwärts führenden Stufen der durch das Strechautal vom Bösenstein kommende Gletscher der mächtigere gewesen sein, da er im harten Gestein die größere Erosion zu leisten hatte. Der vereinigte Gletscher stieß dann am Ausgange des Strechaugrabens in rechtem Winkel auf den im Paltental liegenden Teil des würmeiszeitlichen Ennsgletschers; der dadurch bedingten lokalen Verminderung der Erosionskraft verdankt die Felschwelle am Ausgang der Talweitung des unteren Strechaugrabens ihre Entstehung. Es ergibt sich die Frage nach der Herkunft des Gletschers im Rohrachbachtal. Da im Bachgebiete selbst infolge der geringen Höhe die Entstehung einer Vereisung auch in der Würmeiszeit nicht anzunehmen ist, liegt es nahe, an einen über die Wasserscheide gegen den Rohrachbach geschobenen Arm des Gollingtalgletschers zu denken. Es bleibt zu erklären, was in diesem Falle den Gollingtalgletscher veranlaßte, in der Übertiefung seines Bachgebietes talabwärts auszuweichen und in das benachbarte Talgebiet nach Osten zu fließen. Diese Wirkung mußte eintreten, wenn das Eis des Ennsgletschers südlich des Bergzuges Lärched-Blosen in das Gollingtal eindrang. Wie Funde erratischer Geschiebe auf der Höhe des Liezener Mitterberges beweisen, wurde dieser vom Eis des Ennsgletschers überflossen; die Eishöhe des Ennsgletschers weiter oberhalb, an der Mündung des Gollingbaches ist noch in mindestens 1300 m anzusetzen. Da in dem in nordöstlicher Richtung an den Steilabfall der Nördlichen Kalkalpen drängenden Ennsgletscher ein Abfließen des Eises nur nach Osten möglich war, mußte das Eis in die hier spitzwinklig mit dem Ennstal sich vereinigenden, gegen Westen geöffneten Seitentäler eindringen, wenn nicht die Entwicklung einer eigenen Vergletscherung in den Nebentälern dieses Eindringen von Eis des Ennsgletschers verhinderte. So teilte sich ein mächtiger Arm vom Gletscher des Haupttales und schob sich über Lassing südlich vom Liezener Mitterberg in das Paltental, und so konnte Eis des Ennsgletschers auch in das Gollingbachtal eindringen, da infolge der geringen Höhe dieses Talgebietes auch der würmeiszeitliche Gollinggletscher das Ennstal selbst nicht erreichte. Bei Oppenberg traf dieser Gletscherarm auf die Gletscherzunge des Gollingtalgletschers; das nach Osten über die Wasserscheide in das Rohrachbachgebiet abfließende Eis vom Ennsgletscher und Gollinggletscher erreichte dann durch das Strechautal noch den andern im Paltental liegenden Ast des Ennsgletschers. So finden wir eine Erklärung für die heutige Talanlage: durch das Überfließen des Eises über die Wasserscheide zwischen Golling und Rohrachbach wurde diese soweit erniedrigt, daß dann, als beim Schwinden der Haupteiszeit der Gletscher des Gollingbachtalles die genannte Moräne unmittelbar oberhalb Oppenberg ablagerte, die Schmelzwässer dieses Gletschers leicht einen Abfluß über die niedrige Wasserscheide

zu dem bereits eisfreien Paltental gewinnen konnten. Da diese Verschiebung der Wasserscheide sich auch in der Postglazialzeit erhielt, verlor der Gollingbach dadurch den früher bei Oppenberg mündenden rechten Seitenbach.

Eine zweite Stelle, an der sich während der Eiszeit die Wasserscheide verschob, liegt im Südosten der Bösensteingruppe zwischen dem der Mur zufließenden Pölstal und dem unterhalb Trieben in das Paltental mündenden Tauerntal, in dem die Straße aus dem Ennsgebiet über den Rottenmanner Tauern in das Murgebiet talaufwärts führt. Die aus den Karen östlich des Bösensteingipfels, 2449 *m*, kommenden Bäche, der von der Kotalm kommende Ochselbach und der vom Bösensteinsee und der Scheibelalm kommende Scheibelbach finden heute ihren Abfluß durch den zwischen Triebenstein und Lärchkogel eng eingeschnittenen Sunk zum Tauerntal. Dabei biegt der Scheibelbach ganz nahe der Tauernstraße, längs der sich ihm ein breiter Weg in das Pölstal öffnen würde, fast spitzwinklig um und fließt durch ein versumpftes Talstück mit einzelnen Teichen gerade nach Norden dem Sunk zu, an dessen Eingang er sich mit dem Ochselbach vereinigt.

Glaziale Ablagerungen sind in den erwähnten Talstücken zu nennen: eine den Ausgang des oberen Pölstales umspannende, bis über die Tauernstraße am linken Talgehänge des Pölstales hinaufreichende Endmoräne mit typischer Wallform, Endmoräne eines vom Bösenstein im Scheibelbachgraben herausreichenden Gletschers bei der Brudenwirtshube westlich der Tauernstraße, weiter oberhalb Endmoränen auf der Scheibel- und Kotalm, dann Seitenmoränen am Ausgang des Sunks in dem vom Hohen Tauern, 1265 *m*, herabkommenden Tauerntal.

Schon in einem Bericht über eine von Pend geführte Exkursion wird angenommen, daß der Scheibel- und Ochselbach früher dem Pölstal zufließen und infolge der stauenden Wirkung eines im Pölstal liegenden Gletschers gezwungen wurden, die Wasserscheide zum Tauerntal zu zerschneiden und so den heutigen Weg durch den Sunk zu nehmen. Näher untersucht wurden die Verhältnisse von Hauptmann und Herritsch in einer Arbeit über die Vergletscherung der Bösensteingruppe, die auch die Phase der Eiszeit, in der die Verschiebung erfolgte, festzustellen sucht. Nach Herritsch war der Gletscher aus dem von rechts in den Rottenmanner Tauerntal mündenden Triebental der einzige, der sich mit dem Eis des Enns-Gletschers im Paltental vereinigte; daß dieser Gletscher soweit reichte, muß Herritsch zur Erklärung der erwähnten Seitenmoräne im Tauerntal am Ausgang des Sunks annehmen. Das Ende von würmeiszeitlichen Bösensteingletschern wird durch die Moräne am Ausgang des oberen Pölstales und bei der Brudenwirtshube bezeichnet. Es erscheint nur unwahrscheinlich, daß bloß der Triebentalgletscher, dessen Talumrahmung sich nur im Griesstein, 2338 *m*, und in der Hochleiten Spitze, 2329 *m*, über 2300 *m* erhebt, eine Länge von mindestens 13 *km* erreichte, während die Gletscher des Bösensteins, der mit 2449 *m* die höchste Erhebung der östlichen Niederen Tauern bildet, und nördlich von dem noch Dreistecken, 2387 *m*, und Hochhaide, 2363 *m*, aufragen, nur 5 *km* lang gewesen sein sollen und den Paltengletscher nicht mehr erreichten. In der Tat wird in dem Bericht über die bereits erwähnte Exkursion Pends angenommen, daß der Paltengletscher ziemlich bedeutende Zuflüsse aus den Niederen Tauern, also aus der Bösensteingruppe, empfangen habe; ja, daß durch dieses Eis Urgefesteinsgeschiebe aus der Bösensteingruppe noch an das rechte Talgehänge des Paltentales gebracht wurden.

Auch in dem Abschnitt über die Vergletscherung am Ostende der Niederen Tauern in den „Alpen im Eiszeitalter“ hält Pend es für wahrscheinlich, daß der Hauptarm des Bösensteingletschers den Paltengletscher noch erreichte, nur einem Seitenaste des Bösensteingletschers entsprechen nach Pend die großen Endmoränen bei der Brudenwirtshube westlich vom Hohen Tauern. Bezüglich der Ausdehnung des Pölz-Gletschers lehnt Pend die Ansicht Richters ab, nach der dieser Gletscher bis Göhendorf

vor der Einmündung des Pölstales in das Knittelfelder Becken gereicht habe; er nimmt aber, wie der Tabelle auf Seite 1135 der „Alpen im Eiszeitalter“ zu entnehmen ist, als Länge des würmeiszeitlichen Pölschgletschers 9 km an. Das würde einem Gletscher entsprechen, der noch ein gutes Stück, nämlich 3–4 km, über die Endmoränen des Pölschgletschers an der Tauernstraße im Pölstal abwärts reichte. Das Ende eines Gletschers von dieser Länge müßte allerdings in geringerer Höhe liegen als 1200 m, wie sie Pend in der Tabelle für den Pölschgletscher annimmt. Die Annahmen über die Ausdehnung der Vergletscherung in der Bösensteingruppe sind also nicht in Übereinstimmung miteinander. In bezug auf die Wasserscheide leitet Herritsch aus seiner Annahme über die Ausdehnung der Eiszeit die Vermutung ab, daß der Scheibelbach unter dem stauenden Einfluß des würmeiszeitlichen Pölschgletschers dem Sunk zuschoß und so eine Verschiebung der Wasserscheide eintrat, während der Ochselbach schon vor der Eiszeit seinen Weg durch den präglazialen Sunk fand.

Die angegebenen Beobachtungen zeigen: durch die Moränen im Rottenmanner Tauernthal wird bewiesen, daß der Gletscher des Triebentales den Paltengletscher erreichte; durch den Vergleich der Höhenverhältnisse im Triebenbachgebiet und in der Bösensteingruppe ergibt sich, wie es schon Pend für wahrscheinlich hält, daß auch der Hauptarm des Bösensteingletschers durch den Sunk bis zum Paltengletscher gelangen mußte. Es ist nun die Frage, ob die Moränen des Bösensteingletschers oberhalb der Brudenwirthshube und die des Pölschgletschers an der Tauernstraße noch der Haupteiszeit angehörten und ob wir die Verschiebung der Wasserscheide somit ebenfalls der Würmeiszeit zuzuweisen haben. Wir hätten dann folgendes Bild der Vergletscherung: das Paltental am Ausgang des Triebentales noch bis zu einer Höhe von 1100 m von Eis erfüllt und der Gletscher im Paltental noch über 10 km talaufwärts reichend; das ganze Tauernbach-Triebental und den Sunk ebenfalls vom Eis des Triebental- und des Bösensteingletschers erfüllt, den Pölschgletscher bis an die Tauernstraße vorgeschoben; und zwischen diesen Gletschern nun ein eisfreies Gebiet. Auffallend muß es scheinen, daß nur ein 5 km langer Seitenarm dem heutigen vom Bösenstein kommenden Scheibelbache folgte und die Moränen bei der Brudenwirthshube ablagerte, während der Hauptarm in das Gebiet des benachbarten Ochselbaches floß und den Sunk füllte. Noch auffallender aber erscheinen die Abflußverhältnisse in diesem eisfreien Gebiete zwischen Palten- und Pölschgletscher. Der Teichelbach umfloß nicht den Pölschgletscher an der Tauernstraße, unterhalb dessen dann das Pölstal eisfrei war, sondern überfloß die Wasserscheide zum Tauernbach-Triebental, obwohl in dieser Richtung die Vergletscherung des Triebentales und des Paltengletschers den Abfluß jedenfalls sehr erschwerten. Wenn der Bösensteingletscher, wie Pend annimmt, den Triebentalgletscher erreichte, also den Sunk mit seinem Eis erfüllte, so ist es überhaupt nicht möglich, daß sich der Überflushdurchbruch in derselben Phase der Eiszeit hier bildete. Wir müssen zur Erklärung der gegebenen Beobachtungen zwei Phasen der Eiszeit von verschiedener Ausdehnung der Vergletscherung annehmen. Da die größere Ausdehnung der Vergletscherung der Würmeiszeit entspricht, fällt die Periode geringerer Vergletscherung mit der ersten Rückzugsphase, dem Bühlstadium, zusammen.

Danach betrachten wir von den oben genannten Moränen bloß die Seitenmoräne im Tauernbach-Triebental als würmeiszeitlich. In der Würmeiszeit erreichte sowohl der Triebentalgletscher, wie auch der Bösensteingletscher den Paltengletscher, auf der anderen Seite floß aber auch der Gletscher über die Brudenwirthshube nach der Vereinigung mit dem Gletscher aus dem oberen Pölstal im Pölstal abwärts; ein Gletscher von 9 km Länge, wie ihn Pend in der oben genannten Tabelle angibt, würde etwa diesem würmeiszeitlichen Pölschgletscher entsprechen. Durch das Überfließen des Eises des Bösensteingletschers über die Wasserscheide im Sunk wurde die

Wasserscheide erniedrigt und der spätere Überflusdurchbruch vorbereitet. Dieser erfolgte dann im Bühlstadium. Damals haben sich die Bösensteingletscher bereits in den Ochsel- und Scheibelbachgraben zurückgezogen; hier wird sein Ende durch die Moränen bei der Brudenwirtshube bezeichnet, dort durch eine Seitenmoräne auf der Sellaalm. Die Endmoräne am Ausgange des oberen Pölstales an der Tauernstraße entspricht ebenfalls dem Bühlstadium. Diesem Pölgletscher des Bühlstadiums ist die Verschiebung der Wasserscheide zuzuschreiben; durch die Gletscherzunge des Pölgletschers gestaut, fanden die Schmelzwässer des Bösensteingletschers im Ochsel- und Scheibelbach durch den Überflusdurchbruch des Sinks über die durch den Gletscher der Haupteiszeit erniedrigte Wasserscheide einen leichten Ausweg zu dem bereits eisfreien Trieben- und Paltental. Das Ende des Triebentalgletschers des Bühlstadiums liegt unterhalb der Talweitung des Triebentales.

Die oben angegebene Methode der Bestimmung der Schneegrenze eiszeitlicher Gletscher gibt die Möglichkeit, zu prüfen, ob die hier gegebene Erklärung der eiszeitlichen Verhältnisse in der Bösensteingruppe mit den Ergebnissen in den anderen Teilen der Niederen Tauern vereinbar ist. Es kommt darauf an, ob das Pölstal im Bühlstadium noch einen 5–6 km langen, bis an die Tauernstraße reichenden Gletscher enthalten haben kann. Die planimetrische Auswertung des den Endmoränen an der Tauernstraße entsprechenden vergletscherten Arealis ergibt eine mittlere Höhe von 1710 m. Das entspricht einer Schneegrenze von 1760–1780 m; daraus ergibt sich mit voller Bestimmtheit, daß der durch diese Endmoräne bezeichnete Gletscher dem Bühlstadium entspricht, wie es die oben gegebene Darstellung der Ausdehnung der Vergletscherung im Bösensteingebiet erfordert. Die Schneegrenze des Bühlstadiums war hier am Pölgletscher entsprechend der Südostexposition 80 m höher als in dem oben angeführten Sölk- und Donnersbachthal, sie liegt etwa 300 m über der würmeiszeitlichen Schneegrenze, die am Pölgletscher in einer Höhe von 1500 m anzunehmen ist.

Die Moränen am unteren Ende des kleinen Bösensteinsees bei der Scheibelalm und die Moränen auf der Kotalm bezeichnen das Gschnitzstadium der Bösensteingletscher mit einer Höhe der Schneegrenze von 1950 m.

❧ Aus den Niederen Tauern ❧

Tagebuchblätter von L. V. Jäckle

Die Niederen Tauern, über die in unserer „Zeitschrift“ in den Jahren 1890, 1891, 1892 und 1893 eine mustergültige Gesamtbeschreibung aus der Feder Hans Wödl's erschien, sind seit jener Zeit in steigendem Maße das Ziel bergfreudiger Wanderer. Die sommerliche und winterliche Schönheit dieser eigenartigen Bergwelt wird immer mehr gewürdigt. Und da ist es auffallend, daß die alpine Literatur über dieses große Gebiet nicht ganz Schritt hält mit dem Aufschwung des Besuches. Nur verhältnismäßig spärlich ist sowohl in den Veröffentlichungen unseres Vereins, als auch in denen anderer Vereine von diesem herrlichen Berglande die Rede. Erst in den letzten Jahren ist auch in dieser Richtung eine Besserung bemerkbar geworden. Unter anderem enthält die „Zeitschrift“ 1911 eine mit Bildern geschmückte Schilderung von Schneeschuhfahrten in den Sedauer und Rottenmanner Tauern, sowie in einem Teil der sogenannten Wölzer und Sölker Alpen aus der Feder von J. Baumgärtner und K. Sandtner.

Glücklicherweise hat die praktische Tätigkeit der alpinen Vereine in den letzten Jahrzehnten um so rühriger eingesetzt. Bahnbrechend waren die Arbeiten der Wiener alpinen Gesellschaft „Preintaler“. Diese Vereinigung hat durch die Herstellung von mustergültigen Weganlagen und Hüttenbauten, besonders den östlichen und den zentralen Teil der Schladminger Tauern, also das Gebiet des Höchstein—Wildstellstockes und des Hochgollings sowie seiner Nachbarn, erschlossen. Mit gleicher Tatkraft und Rührigkeit nahm die Sektion Wien unseres Vereins Anteil an der Erschließung des westlichen Teils der Schladminger Tauern durch die Erbauung der prächtigen, für Bergfahrten und Übergänge äußerst günstig gelegenen Giglachseehütte (Vetterngelbige und Kalkspitzen). Früher schon hatte die Sektion Graz unseres Vereins sich des Prebergebietes angenommen und dort die Grazer Hütte erbaut. Die Sektion Reichensteiner arbeitet in den Sedauer, Rottenmanner und Wölzer Tauern, die Sektion Tauriska in den Radstädter Tauern; auch der Österreichische Gebirgsverein hat sich dem gleichen Gebiet zugewandt und die alpine Gesellschaft „Stubai“ in Wien hat im südlichen Teil der Sölker Alpen die Rudolf-Schober-Hütte erbaut. Man sieht, daß eine wirklich erfreulich-rege Tätigkeit sich entwickelt hat.

An brauchbaren Karten über die Niederen Tauern ist kein Überfluß. Für die Rottenmanner und Sedauer Tauern ist die Gefäsekarte von G. Freytag u. Berndt in Wien (1: 100 000) zu empfehlen, die dieses Gebiet fast ganz zur Anschauung bringt. Gelände- und Namengebung sind gut. Sonst stehen bloß die entsprechenden Blätter der Österr. Spezialkarte 1: 75 000 zur Verfügung, von denen aber nur das Blatt über die Sedauer und Rottenmanner Tauern in neuer Zeichnung erschienen ist, die sehr übersichtlich und in jeder Hinsicht genau genannt werden muß. Leider lassen die Blätter über die andern Gebietssteile sehr viel zu wünschen übrig; besonders die Namen der Berge sind vielfach unverlässlich.

Dem Nordfuß der Niederen Tauern entlang führt der Schienenstrang der k. k. Staatsbahnstrecken St. Michael—Selztal und Selztal—Bischofshofen, und somit bilden die Stationen dieser Bahnstrecke die geeignetsten Ausgangspunkte für den Besuch der Niederen Tauern. Einzelne dieser Talpunkte sind schon seit alters her als gastliche Standquartiere bekannt, wie Radstadt und Schladming. Aber auch zahlreiche

kleinere Orte haben sich in der letzten Zeit wader herausgemacht und bieten ganz gute Unterkunft, so daß der Besucher genügend Stützpunkte findet.

Ich will nun versuchen, den freundlichen Leser auf einige meiner zahlreichen Fahrten im Gebiete der Niederen Tauern als Wandergenossen mitzunehmen. Wenn das, was ich von meinen Erlebnissen erzählen werde, in ihm den Wunsch wach werden läßt, mit eigenen Augen die Herrlichkeit der Niederen Tauern zu schauen, dann ist der Zweck meiner bescheidenen Worte erreicht.

Bergwanderungen

Ferien sind wohl das Herrlichste, was den sonst an den Berufs-Gesesselten beschert werden kann, denn dann vermeinen sie wirklich zu sein, was ihnen sonst nur in holden Träumen vorschwebt: freie, glückliche Menschen. Nach harter Arbeit winkte endlich im Sommer 1914 auch mir die glückliche Stunde, da ich die heiße Großstadt verlassen durfte. Nur eine Reihe widriger Umstände hatte verhindert, daß ich nicht schon am Vortage des Sonntags (28. Juni) wegfahren konnte. Nun aber war alles glücklich erledigt und ich konnte zum Bahnhof eilen. Trotz des schönen Nachmittags, der sich allerdings schon dem Abend zuneigte, waren die Straßen Wiens von Menschenmassen erfüllt, was mir ganz ungewöhnlich vorkam, da es ja für die Sonntagsspaziergänger zum Heimkehren noch viel zu früh war; dabei schien mir, als wären die Menschenmassen in großer Erregung.⁶ Da drang der Ruf an mein Ohr „Extrablatt, Extraausgabe, das Thronfolgerpaar in Sarajevo ermordet!“ Natürlich erstand auch ich eine solche Sonderausgabe, las das Blatt nachdenklich und ergriffen einmal, zweimal und dann war es mir so, als hätte eine rauhe Hand in meine lachende Urlaubsfreude gegriffen und den Vorhang von etwas Fürchterlichem weggezogen, das ich vorerst nur schauernd ahnte.

Wundervoll war der Abend, in den der Zug hineinfuhr. Drüben, ob den sanftgeschwungenen Wienerwaldbergen, sank langsam die Sonne dieses so ereignisreichen Tages hinter machtvoll getürmten Wolkenbergen unter Entfaltung all des sinnberückenden Zaubers, der wohl das Gemüt eines jeden Menschen rührt. Süß dufteten von den Wiesen und Gärten her die ungezählten Blumen des Frühsummers und gerne schlürfte ich, am offenen Fenster sitzend, die wonnigen Lüfte. Langsam schwand im Westen der Farbenprunk und manch funkelndes Sternlein ward sichtbar, um aber schämig zu verblassen vor dem siegenden Silberlicht des vollen Mondes, der sachte seine Bahn wandelte. Wahrlich es wäre ein Bild unsäglichen Friedens gewesen, wenn es nicht in den gewaltigen Wolkenburgen, die im Westen sich türmten, hie und da fahl oder blutrot aufgeleuchtet hätte. „Es tuat himlischen,“ meinte ein Bäuerlein, das mir zur Seite saß und scheinbar das Bedürfnis einer Aussprache hatte, „es kommt was, es is net richtig im Wetterwinkl.“ „Na,“ meinte ich, „es muß ja net immer glei s'Schlechteste kommen.“ „Ja, ja, was wird denn des nun werd'n jetzt'n,“ meinte der Biedere, „werd'n wir wieder, wia schon so oft, zrud'schiab'n?“ „Na, des kann i net glaub'n, daß wir uns so was a no g'fall'n lassen können.“ Und da waren wir denn bei dem furchtbaren Ereignis angekommen, das alle Gemüter tief bewegte. Nachbarn mengten sich ein und bald war das schönste politische Wechselgespräch im Gange. Aber schließlich siegte doch die Müdigkeit und der Schlaf brachte Ruhe. Als ich erwachte, lag bereits das fahle Licht des frühesten Morgens über der Landschaft. Meine Annahme, daß es trotz des drohenden Abends doch schön bleiben würde, war richtig gewesen, denn als mein Zug das Liesingtal hinanfuhr, dem Schoberpasse zu, der dieses Tal mit dem der Palten verbindet, lachte ein klarblauer Himmel auf die in allen Schattierungen von Grün prangende Landschaft. Mächtig, in wuchtender Größe, sah der Schober auf das zu seinen Füßen liegende Dörflein Wald hernieder, von dessen Kirchtum die Gloden ihre hellklingende Botschaft hinausfangen, als mit mißtönigem Getreisch der Zug hielt und ich ihn als einziger verließ.

Das Gasthaus Leitner, früher Pachernegg, ist eine recht behagliche, echt steirische Herberge und ich beschloß, meinen Sitz für ein paar Tage hier aufzuschlagen. Das Gasthaus war um diese Stunde noch leer. Außer mir befanden sich nur „zwei Augen des Gesetzes“ (Gendarmen) in der Gaststube, gleichfalls mit ihrem Frühstück beschäftigt und einer davon, jedenfalls um seiner amtlichen Witzbegierde zu genügen, fragte mich, ob ich Bergfahrten vorhätte. Ich bejahte dies und bald waren wir im Gespräch. So obenhin fragte ich die beiden Gesetzeswächter, ob sie schon von dem Mord in Sarajevo gehört hätten, was sie verneinten, worauf ich ihnen die Sonderausgabe zum Lesen gab. Diese hatte begreiflicherweise große Aufregung zur Folge, da durch die Kellnerin, die neugierig hineingeguckt hatte, die Wirtin, der Wirt und wer noch sonst vorhanden war, verständigt wurden, so daß bald eine regelrechte Versammlung zustande kam, in der es wie in einem aufgeregten Bienenstocke zuing. So war ich denn der Bringer dieser welterschütternden Nachricht für das kleine Örtchen gewesen und rasch machte die traurige Botschaft ihre Runde im Orte.

**Vom Schober, 1895 m,
zum Himmeled, 2097 m**

Nach einem Weilchen verließ ich das mittlerweile infolge des hohen Feiertages langsam sich füllende Gasthaus. Es war ein herrlicher, taufrischer Tag geworden. Weithin war klarer, tiefblauer Himmel aufgespannt, die schönen Berghäupter des Schobers und Zeiriskampels blickten klar und rein herab und eine Blumenpracht sondergleichen prangte auf den Wiesen: Idealfestes Bergfahrerwetter. Nach Übersehung der Bahn führt der recht gut blau bezeichnete Weg über eine Wiese immerfort steil ansteigend in den Wald. Es ist ein prächtiger, allerdings manchmal etwas schütterer Hochwald, aber gerade das ist kein Nachteil, denn dadurch steigern sich fast ununterbrochen die Ausblicksmöglichkeiten. Vor allem fesselt der gegenüberliegende Zug des Zeiriskampels und der an ihn anschließenden Rotwand, sowie die mächtige Ruppe des Leobners (Loibner) den Blick. Sie alle sind leicht besteigliche Berge, die eine schöne, gute Aufschlüsse über die Gefäße- und Tauernberge gewährende Rundsicht bieten. Der Weg führt in scharfer, fast ununterbrochener Steigung bergan und ich kam beiläufig $1\frac{1}{2}$ Stunden nach meinem Aufbruch von Wald zu den Hütten der Schwarzbeeralm. Meine Hoffnung, hier etwas Milch und Butter einzuhandeln, wurde getäuscht, da die Alm scheinbar unbewirtschaftet und das aufgetriebene wenige Vieh bloß Kaltvieh war. Aber schließlich tut's ja ein Trunk frischen Wassers auch, und da zudem die im Gefolge des Weideviehs stets massenhaft auftretenden Fliegen und Bremsen sich recht unangenehm bemerkbar machten, verhielt ich mich hier nicht lange. Bei immer weiter sich erschließender Fernsicht zieht nun der Weg an dem Gehänge des Schobers in lichter werdendem Wald bergan. Über dem Bergzug Zeiris—Loibner sind schon die stolzen Zinnen der Reichenstein—Sparafeldgruppe, sowie des Hochtorzuges sichtbar geworden; desgleichen auch Teile der Eisenerzer Berge (Wildfeld) sowie der mächtige Reiting. Nun wird der Wald immer mehr verkrüppelt und zwerghafter. Die in den Niederen Tauern die Stelle des Krummholzes vertretenden Erlen treten an die Stelle der Bäume, dazwischen aber grünen immer größere Ansiedlungen der rostroten Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*), deren herrliches Rot immer und immer wieder meine Bewunderung herausforderte. Es ist ein Zauber sondergleichen, der von dieser Blume ausgeht und den wohl nur ein deutsches Gemüt so richtig empfindet. — Nach ungefähr halbstündigem Steigen von der Alm weg hatte ich den zwischen dem Großen und Kleinen Schober eingeschnittenen Sattel erreicht und war überrascht ob des wirklich herrlichen Anblicks, den der hier prachtvoll aufgeschlossene zentrale Teil der Sedauer Tauern bietet. Den Sattel selbst ziert eine prächtige Wiesenmatte, die im Sinne des Aufstieges linkerhand zum Kleinen Schober, rechterhand zum Großen Schober ansteigt. Von hier ist in einer schwachen Stunde (3 Stunden ab Wald) die

Spitze des Schobers zu erreichen, und zwar ganz mühelos. Ich trat denn auch den Spaziergang an und konnte bald, auf den großen Blöcken des Gipfels gelagert, die herrliche Rundschau bewundern, wobei ich auch die Schätze meines Rucksacks gebührend würdigte. Ich kenne keinen Gipfel im Bergtrance der östlichen Niederen Tauern, der bei so kurzem, mühelosem Anstieg eine so ungemein lohnende Fernsicht gewährt, die für die Kenntnis der Sedauer Tauern besonders belehrend ist. Denn der Schober und seine Rammfortsetzung, das Himmeled, liegen gerade dem Herzen dieser Gruppe gegenüber, so daß die Einblicke, die beide Gipfel gewähren, als außerordentlich unterrichtend bezeichnet werden müssen. Besonders schön zeigen sich Schrimpfkogel, Geierhaupt und Grieskogel, desgleichen auch der mächtige Hochreichart, neben dem noch der Sedauer Zinken herübergrißt. Herrlich ist aber auch der Blick nach Westen auf die Bösensteingruppe, die, noch starken Schneeschmutz tragend, immer und immer wieder meine Blicke fesselt. Fernhin dämmern fahlgrau die Felswüsteneien des Toten Gebirges und Warfsheneds, näher aber ragen wie graue Riesenflammen die schönen Gefäßeberge auf; gegen Osten sind die eigenartig geformten Eisenerzer Berge sowie der mächtige Reiting noch besser als früher sichtbar geworden, neben denen noch eine Anzahl nebenfächlicher Gipfel wogt, alle in das duftige Blau des Vormittags gehüllt, das durch die zahlreichen und manchmal noch ausgedehnten Schneefelder wirkungsvoll unterbrochen wurde.

Sanft geformt und leicht begehbar zieht die Rammsehneide zur nächsten Erhebung — der Ledertuppe, 1857 m, — um dann ebenso sanft zu einem Sattel abzufallen, der zwischen diesem Gipfel und dem Vorgipfel des Himmeleds eingeschnitten ist. Da diese Einsenkung 1691 m Höhe aufweist, muß man einen nicht gerade angenehmen Höhenverlust von fast 170 m in Kauf nehmen. Von der Einsenkung steigt man dann zu dem Höhenpunkt 1852 m an und erreicht mühelos, einige kleine felsige Partien überwindend, den Gipfel des Himmeleds. Recht belehrend ist hierbei der Abblick in das tiefe Tal der Grünkaralm, das mit recht steilen, erlenbewachsenen Hängen heraufzieht, sowie in jenes des Leitenkars, aus dem eine kleine Lache heraufglänzt, während der ganze Umgrund von silberschimmernden Wasseradern — wohl eine Folgeerscheinung der Schneeschmelze — durchrieselt wird. Die ganze Rammwanderung vom Schober bis zum Himmeled beansprucht nicht ganz 3 Stunden.

Nun hatte ich das Ziel des Tages, das Himmeled, erreicht und mein Blick trank förmlich den erhabenen schönen Anblick, den der herrliche Abschluß des Triebentales bildet. Aus grünen, von den Silberstrahlen vieler Wasseradern durchzogenen Almen ragt kühn, gewaltig und machtvoll die Hochleitenspitze mit den Gamskögeln, wildzerissen, stolzwandig und reich mit flimmernden Schneebändern und leuchtenden Schneefeldern geschmückt. Die Nachmittagssonne breitete über alles jenen sinnberückenden, dämmerblauen Farbton, der so recht zum Träumen und Sinnieren anregt. Ein sanftes Lüftchen umwehte kühlend meinen Standplatz und trug zeitweilig den heraufschenden Duft unzähliger Rohlrösler zu mir herauf, die mit ihren herzkblutroten Köpfchen die Almen drunten schmückten. Wohl sind auch die anderen Teilstücke der Aussicht wunderschön und sehr beachtenswert, wie der stolze finstere Griesstein, oder die herrliche, im Schmucke ihrer Schneefelder schimmernde Bösensteingruppe, sowie der weite grüne Fächer, den der vom Schober zu meinem Gipfel ziehende Rammbogen bildet, und die Geierhauptgruppe, aber immer und immer wieder kehrt der Blick zu dem herrlichen, echt alpinen Bilde der Hochleitenspitze mit den Gamskögeln zurück.

Lange saß ich da, genoß mit heißer Sehnsucht den herrlichen Anblick und nahm mir vor, dieser verborgenen Schönheit im folgenden September meine Aufwartung zu machen. Doch im Schicksalsbuche war etwas anderes verzeichnet, denn genau an dem Tage, für den ich diese Fahrt angesetzt hatte, lag ich mit Tausenden im schnell aufgeworfenen Schützengraben in Russisch-Polen bei Zasklow und sah über den grauen

Auwäldern der Weichselniederung die Sonne sinken, während die Ruffentugeln wie surrende Käfer über uns hinwegflogen.

Über einen etwas niedrigeren Gupf, den 2002 m hohen Griesmayerkogel, geht es steil und rasch zur breiten Einsattlung des Bärensölsattels hinab und nun auf einem prächtigen, anfangs fast ebenen Umweg dahin. Einige klare Bächlein queren diesen Pfad und bieten köstliche Labung. Ich pflückte noch ein Sträußlein der herrlichen, glühroten Alpenrosen und dann setzte ich so schleunig als möglich ein Bein vor das andere, um in das Tal zu kommen, in den Liesinggraben. All die Eindrücke, die ich heute überreich empfangen, überdenkend, wanderte ich hernach talaus, immer dicht am Liesingbach, der seine kristallne Wasserfülle zu Tal stürzte. Der Tag schied so schön, wie er begonnen hatte. Überall wonnesamer, beseligender Friede und göttliche, nur durch das Rauschen des Baches oder der Bäume unterbrochene Ruhe. Die kleinen Sänger, die sich tagsüber fleißig und beweglich getummelt hatten, sangen ihre schmelzenden Abendliedlein, ehe sie ihre Schlafplätze aufsuchten, und die schrägen Strahlen der Abendsonne umwoben die grünen und grauen Berghäupter mit ihrem goldigen Glanz. Ganz in Sinnen und Denken versunken, Pläne zu neuen Fahrten und Vorhaben schmiedend, war ich nach Unterwald gekommen und da war's mit meinem Frieden und Glücksgefühl zu Ende. Vom Turm der evangelischen Kirche flatterte groß und düster die Trauerfahne, mich an all das wieder erinnernd, was der Vortag Unheilvolles gebracht. Was nun wohl kommen mag, erwog ich und zog die Straße hinauf nach Vorwald. In ganz eigenartigen Dämmerungserscheinungen verging die Schönheit des Tages und in all das hinein klang traurig und mahnend die Glocke für Verstorbene — das Jünglingslöcklein.

**Schrumpfkogel, 2254 m,
Geierhaupt, 2418 m, und
Grieskogel, 2336 m** □

Das Arbeitszimmer, in dem ich vor Jahren meine Tage verbringen mußte, lag in einem vielstöckigen Hause der inneren Stadt, im Erdgeschoß. Sein einziges Fenster ging in einen Lichtschacht und es kostete mich stets eine richtige Kopfsverrenkung, wollte ich das Stückchen Himmel hoch droben erspähen. Da hinein war ich gebannt, und wenn abends die Feierstunde schlug, hatte ich stets ein Empfinden gehabt wie die Gefangenen im „Fidelio“, die das Licht, die Luft und all das Wunderbare grüßen, das die Freiheit gewährt. Und einmal geschah auch in diesem düsteren Gelaß ein Wunder. Es ging auf die Sommervendzeit zu und ich war gerade in meine Beschäftigung vertieft, als es um mich lichter und lichter wurde, bis auf einmal sieghaft ein Sonnenstrahl eitel Schönheit in das Düstere brachte und all das armselige Zeug ringsum in goldige Helle tauchte. Wie da ganz gewöhnliche Dinge, die man sonst nie beachtet, Leben und Gestalt bekamen, Farben aufglänzten, deren Schönheit augenfällig war, das war so eigentümlich und von sinnbildlicher Bedeutung, daß ich es nie wieder vergaß. Doch warum erzähle ich dies alles, das ist ja eigentlich nebensächlich und hat doch mit einer Bergfahrt in die Niederen Tauern nichts zu tun? Scheinbar nicht und doch wieder, denn mit der Erzählung dieses kleinen Erlebnisses will ich sagen, daß auch dem Verachteten, scheinbar Häßlichen, Schönheiten innewohnen, die man nur im richtigen Lichte sehen muß, um sie zu würdigen. Solcher Aschenbrödelschönheit im Winkel gleichen auch manche Teile der Niederen Tauern. Tausende fahren achtlos an ihnen vorüber, keinen „Stern“ haben für sie die alpinen Reisehandbücher, oder es sind ihnen nur kurze oberflächliche Bemerkungen gewidmet. Wer aber in diese stille und doch so anmutsvolle Bergwelt einmal seine Schritte lenkte, der wird immer wieder gerne an die in diesen Bergen verbrachten Stunden zurückdenken, als an etwas ganz Köstliches.

Wieder einmal war das Ende des Monats Juni gekommen und da will nun das Schicksal in Gestalt des Kalendermachers es recht oft, daß der Tag der Apostel Petrus

und Paulus — in Österreich ein Feiertag — vor oder nach einem Sonntag fällt, so daß also ein Doppelfeiertag entsteht. Um aber das Glück der Bergfahrer noch voller zu machen, läßt — natürlich nur in Friedenszeiten — eine hochwohlweise Staatsbahnverwaltung an solchen Tagen auch von Wien einen „Vergnügungszug“ in das Ennstal zu halben Preisen verkehren, der sich unter den Bergfahrern einer solchen Beliebtheit erfreut, daß oft schon eine halbe Stunde nach Eröffnung des Kartenverkaufs (8 Tage vor Abfahrt des Zuges!) keine Fahrtscheine mehr zu haben sind.

Es war eine herrliche Sternennacht, als ich mit dem Schnellzuge durch das Gefäule Selztal entgegenfuhr, um am nächsten Tage im Verein mit einigen Freunden dem höchsten Gipfel der Sedauer Tauern, dem Geierhaupt, auch, aber minder poetisch, „Saufogel“ genannt, einen Besuch abzustatten. Wundervoll glänzten aus tiefschwarzem Nachthimmel die ewigschönen Sterne hernieder, nicht wie so oft lebhaft flackernd, sondern ruhig, fest und sicher, und dieses stete Glänzen war auch ein untrügliches Zeichen für die Wetterbeständigkeit. Und in der Tat, das Herz mußte einem im Leibe lachen über den herrlichen Blauhimmel, der am Tage der beiden Apostel über dem Ennstal aufgespannt war. In frohester Laune fuhren wir mit dem Frühzug in das schöne Paltental, vorbei am hübschen Rottenmann mit seiner altersgrauen Burg Strechau, einstmals die feste Burg des Protestantismus in Obersteier, vorbei am reizend gelegenen Trieben, der Talstation für das Gebiet des Bösensteins, welch herrliche Berggruppe ernst und feierlich während der Fahrt auf uns herniederblickte. Dann weitet sich das Tal und bald ist Gaisshorn mit seinem sumpfigen See erreicht. Kurz bevor der Zug in dieses hübsche, reizend gelegene Örtchen einfährt, erschließt sich durch den Einschnitt des Flihengrabens ein Blick auf die stolzen, kühnen Gestalten des Sparafelds und Reichensteins, ein Bild, wie es in gleicher Schönheit sonst nur die Dolomiten bieten. Wundervoll ist auch der Rückblick auf die herrliche Bösensteingruppe, die sich von hier aus prachtvoll aufgeschlossen darbietet. Nun aber dampfen wir zum Schoberpaß hinan und halten bald im freundlichen Wald, dem Ausgangspunkt auch für diese Bergfahrt.

Ein lustiges Liedlein um das andere singend zogen wir, von den etwas mißbilligenden Blicken ehrsamere Kirchgänger verfolgt, der Einmündung des Fiesinggrabens zu, durch die der Grieskogel, der letzte Gipfel unseres heutigen Bergsteigplanes, herabgrüßt.

In dem manch hübsches Waldbild zeigenden Graben geht es dann, roten Wegzeichen folgend, bergan bis zu dem kleinen, armseligen Bauernwirthshäusl „Zum Löffelmacher“, wo die rote Markierung verlassen wird und man sich einer grünen anvertraut, die zum Bärensölsattel und im weiteren Verlaufe zum Schrimpfkogel, Geierhaupt und Grieskogel führt. Man tut gut, besonders bei ungünstigem Wetter, dem Wege seine volle Aufmerksamkeit zu widmen, da ein Verfehlen infolge der etwas fargen Markierung und der vielen Wegabzweigungen leicht möglich ist. Dies gilt auch für die Almen- und Gipfelgebiete, wo infolge der außerordentlich üppigen Flechten- und Moosdecke des Bodens die Markierung leicht übersehen werden kann. Doch genügt es, wenn man dem Ramme treu bleibt, um sich auch bei unsichtigem Wetter nicht zu verlaufen. Langsam steigt der Weg; er führt an einigen stattlichen Gehöften echt steirischer Siedlungsweise vorüber. Der bisher recht starke Bach wird allmählich kleiner und unser Weg immer steiler. Wunderschön ist infolge des stets sich erweiternden Gesichtsfeldes der Ausblick, und je näher man der reizend gelegenen Steilbacheralm kommt, desto schöner, umfassender wird die Rundsicht. Besonders der Blick auf den mächtigen Reitingstod und das eigentümlich geformte Wildfeld ist anziehend. Doch dies ist alles nichts im Vergleich mit der Schau auf das herrliche Berg- und Tageszieles, auf den Schrimpfkogel, das Geierhaupt und den Grieskogel, an die der mächtige Hochreichart mit dem Hirschtadlgrat anschließt. Beiläufig in vier Stunden von Wald ist der Bärensölsattel, 1783 m, erreicht, der den eindrucksvollen

Anblick der Bößensteingruppe und des mächtigen Griessteins, sowie des einzigartigen Talschlusses des Triebentales erschließt.

„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen“, sagte ein recht wohlbeleibter Fahrtgenosse, dieweil er den schweren Buckelsack wütend zu Boden und sich daraufwarf. „Mich bringt ihr vor einer Stunde von hier nicht mehr weg“, schnaufte er zornig. Da die Hitze stark und unser Hunger nicht minder groß war, lagerten wir uns alle auf dem schönen Platze. Aber es gibt doch keine reine Freude. Raum hatten wir es uns bequem gemacht, die Schätze aus unseren stark rundlichen Schnurfern hervorgeholt und sinnig vor uns gruppiert, da stürzten sich eine Unmasse, zum Teil in den herrlichsten Farben prangender Fliegen und Bremsen auf uns, so daß das Picknick nur unter fortwährendem Herumschlagen und ähnlichen Abwehrversuchen verlief.

Vom Bärensolfattel zieht nun der Kamm als breiter Rücken über einen kleinen Vorgipfel zum 2023 m hohen Lattenberg, auf den dann der etwas höhere Goldriegel, 2087 m, folgt. Schön ist während dieses behaglichen Steigens über den gewöhnlich von einem kühlen Lüftchen überhauchten Kamm der Blick auf die Talweitung der Schaunigeraln, von der das melodische, unvergeßlich bleibende Geläute der Gloden des weidenden Viehes heraufklingt. Auf dem saftig grünen Teppich sind die recht zahlreichen Schlein und Röhre wie weiße Punkte allenthalben zu sehen. Auch einige kleine Seelein lassen ihre dunklen Spiegel herausglänzen, während dunkelfellig und zu dieser Jahreszeit noch recht schneegeisprenkelt, der Möderingkogel, die Hochleitenspitze mit den Gamskögeln und der gewaltige Griesstein herübergrüßen. Unser Kamm hat sich vom Gipfel des Lattenberges weg aus einer rasigen, recht breiten Schneide, die von der massenhaft vorkommenden, gerade zu dieser Zeit blühenden *Primula glutinosa* (blauer Speik) oft ganz violett gefärbt ist, in einen recht hübschen felsigen, aber leicht gangbaren Grat verwandelt, der in schroffen, prächtigen Wänden in das Stein- und Hühnerkar, und im weiteren Verlaufe in das Finster-Liesingkar abstürzt. Bald ist auch der 2227 m hohe Kerschferkogel und über einen zerborstenen Grat der Schrimpfkogel, 2254 m, erreicht, von dem aus die gewaltigen Häupter des Zinkens, Plezens und Ringkogels zum ersten Male sichtbar sind.

Fast 3 Stunden waren seit dem Verlassen des Bärensolfattels verstrichen, als wir uns auf dem Blockwert dieses Gipfels zur wohlverdienten Rast niederließen, die um so willkommener war, als aus dem nur von wenigen Wolken durchzogenen, tiefblauen Himmel gar heiß die Sonne herniederbrannte. Vom Schrimpfkogel geht es dann nach Querung einer Senkung im Grat ohne besondere Beschwerden über einen Trümmergrat in einer Stunde auf das 2418 m hohe Geierhaupt, welcher schöne, mit stolzen Wänden in das Finster-Liesingkar abstürzende Gipfel die höchste Erhebung der Sedauer Tauern darstellt.

Die Fernsicht von diesem Gipfel ist noch schöner als die vom Schrimpfkogel. Weit hin bis in blaue Fernen fliegt der Blick über schöngeformte Rämme, oder hinab über stolze Wandfluchten in bloderfüllte Rare, in Täler, die in ihren oberen Teilen noch schneegepanzert sind, wo zu Ende Juni das Pflanzenleben erst schüchtern sich entwidelt, während, je tiefer hinunter die Almen und Wälder alle Schattierungen von Grün aufweisen, bis hinaus in das große Tal, wo schon die Tafeln der gelblich werdenden Kornfelder oder der gemähten grau-grünen Wiesen erkennbar sind. Tiefblau spannt sich darüber der Himmel, an dem sich mit dem fortschreitenden Tage ein immer reicheres Wolkenweben bemerkbar macht, das zu den Schönheiten der Erde auch die des Luftraumes gesellt. Das Schönste in dem weiten Rundblick, der sich vom Geierhaupt bietet, ist aber der in den Sedauer Tauern ganz einzigartige Tiefblick in das ostwärts abbrechende, von wilden Wänden und Rämmen eingehegte „Hölkar“, nach den Aussagen der Jäger ein Lieblingsaufenthalt der Gamsen und auch der „Bergfucheln“, das sind die Kreuzottern, die besonders in ihrer schwarzen Abart, „Höll-



Naturaufnahme von L. G. Jächle

Hüttenfee mit Wildstalltod

Brudmann aut. et impr.

natter“ benannt, hier recht reichlich vorkommen. Durch dieses Kar, dessen Sohle man erreicht, wenn man über den vom Geierhaupt südlich ausstrahlenden, zweigipfeligen Grat absteigt, führt der Höllgraben zum Ingeringsee im Ingeringtal und durch dieses weiter hinaus nach Gaal.

Nachdem wir genügend lange all die prächtigen Fern- und Tiefblicke in allen ihren Einzelheiten gewürdigt hatten, ließ uns der eine recht hübsche Kletterei versprechende, nach Nordosten zum Grieskogel, 2336 m, führende Grat keine Ruhe, und eine leichte und doch ungemein anregende Kletterei führte uns auch auf diesen Gipfel, von dem sich das Geierhaupt mit seinen Wänden recht achtungsgebietend ausnimmt. Eine verblasste rote Markierung führte uns dann über den weiteren Ramm zum Hochegg, 1955 m, und weiter durch prächtigen Wald zur Hocheggalm.

Bei einbrechender Dämmerung wanderten wir durch den Ripplgraben hinaus in den Liefinggraben zum „Löffelmacher“ und immer an dem brausenden Liefingbach fort nach Vornwald und Wald.

**Hochreichart, 2417 m, Hirsch-
fadlgrat, 2308—2241 m** □

Das Fahldämmer eines wundervollen Frühsommertages lag über dem Liefingtale, als ich, wie so oft schon, als einziger Bergfahrer in Kallwang dem Zug entstieg. Vom Bahnhof führt ein Sträßlein in einigen Minuten in den etwas abseits liegenden Ort. Aus all den Häusern und Höfen erscholl der Morgenruf der Hähne, während ich durch die stillen Gassen schritt. So ein Gang im Morgengrauen durch einen schlafenden Ort hat ganz eigenartige Reize, läßt er uns doch manches erst so recht erfassen, an dem man sonst achtlos vorübergeht. Wie prangt da der schöne Blumenschmuck vor den Fenstern selbst der ärmlichen Häuser, die sich in der Pflege der bunten Kinder Floras gegenseitig überbieten, wie geheimnisvoll rauschen die im hellen Tageslichte so nüchternen Hausbrunnen, wie flüstern die Bäume im leisen Morgenwind!

Mit Hilfe eines Abkürzungsweges erreichte ich bald den Eingang des Hagenbachgrabens, durch den sich der weitere Anstieg auf den Hochreichart vollzieht. In diesem Graben geht es nun, den Hagenbach zur Seite, blauen Wegzeichen folgend, bergan. Abgesehen von manch hübschem Waldbild zeigt sich nichts Besonderes, denn alle die Gehöfte und Siedlungen, die dereinst vielen Menschen Leben und Unterkunft gaben, sind abgestiftet und verkommen, und von ihren einstigen Besitzern ist nur mehr der Name geblieben. „Bauernlegen“ nennt man diese Tätigkeit eines jagdwütigen Adelligen, der die durch jahrhundertelangen Fleiß gerodeten Flächen, auf denen sonst silbergrün oder golden das Korn wogte, oder wo sich weithin herrliche Wiesen dehnten und reiche Rinderherden nährten, wieder mit Wald bepflanzen ließ und so den Urzustand wieder herbeiführte. Beim Gehöft des ehemaligen Faschingbauern, eineinhalb Stunden ab Kallwang, gabelt das Tal. Links öffnet sich das Gotstal, düster überragt vom Hefenbrecher, rechts das Stubenbachtal, durch das der Anstieg auf den Hochreichart führt. Aus beiden rauschen wasserreiche Bäche hervor. Im düsteren Walde geht es bergan und nur das Brausen des Baches und der Gesang der Vögel unterbricht die tiefe Stille des wirklich herrlichen Hochwaldes, dessen Wipfel schon vom Sonnengolde geküßt werden. Zahlreiche Hirschfütterstadel gemahnen daran, daß hier der Mensch dem Wilde Platz machen mußte. Nach einer schwachen Stunde lichtet sich der Wald und der vom mächtigen Hochreichart überragte grüne Anger der Stubalm liegt vor mir. Nichts Wildes, Urgewaltiges zeigt sich hier dem Beschauer, sondern ein liebliches, anmutsvolles Bild, das durch seine grüne, blumendurchstücte Schönheit entzückt und zum Verweilen und Genießen einlädt. Überall rieseln und rauschen kleine Bächlein, die ihren Ursprung an den noch zu dieser Jahreszeit mit mächtigen Schneelagern geschmückten Felsköpfen des Hochreicharts, des Brand-

stätter Rars, Maieranger Rogels und Hefenbrechers haben, deren gutmütige breite Häupter die weite Talung umsäumen. Hier und da schmücken den Almgrund stattliche Zirben (*Pinus cembra*), die stellenweise lichte Haine bilden.

Um einen vom Hochreichart in nordnordöstlicher Richtung ausstrahlenden felsigen Ausläufer herum führt nun die Wegspur empor zu dem zwischen Reichart- und Brandstättlerkar eingeschnittenen Reichart- oder Brandstättertörl. Zur Frühsommerzeit erscheint hier der Boden weithin tiefviolettblau von den massenhaft wachsenden, so schönen kleinen Dolden der *Primula glutinosa* (blauer Speik). Im Törl angelangt, das eine breite Pafsenke darstellt, sieht man, gerade gegenüber, die mächtigen, dunkelgrünen Häupter der Berge der Zinken-, Plehen-, Ringkogelgruppe. Nun noch ein Aufstieg von etwas über eine Stunde steil über Blöcke, Schutt und Rasen, und der Gipfel des Hochreicharts, der zweithöchste im Gipfelkranz der Sedauer Tauern, ist erreicht. Herrlich ist der Ausblick von dieser Gipfelwarte. An dem Tage, an dem ich hier weilte, sah ich sogar, eine Seltenheit, im Süden wie ein geisterbleiches Schemen, nur zart hingehaucht, die Felsmauern der Karawanken und Julischen Alpen. Wohl das Großartigste im Rundblick ist die Schau auf das herrliche Geierhaupt mit dem Grieskogel, ein Bild von eindrucksvoller Schönheit, das als Vordergrund die wilden Platten und Türme des Hirschadlgrates hat. Ein unübersehbares Gipfelgewirr flutet im Westen, bis zu den silbernen Eisdomen der Hohen Tauern, zu den bleichen Felswüsten des Toten Gebirges und zum gletschergeschmückten Hohen Dachstein reichend, während im Osten und Norden die schönen Berge des Enns- und Murtales mit der mächtigen Hochschwabgruppe den Blick anziehen.

Während ich mit dem Vertilgen meines Mundvorrates beschäftigt war, drang plötzlich das Geflapper von Nagelschuhen und Stimmengewirr an mein Ohr und — eine Seltenheit sondergleichen — einige einheimische Bergfahrer tauchten auf dem Gipfel auf. Wie sich später herausstellte, waren es „Speikbroder“. Speik, die stark riechende *Valeriana keltica*, ist bei den Einheimischen sehr beliebt. Gleich mir lagerten die Leute auf den mächtigen Gipfelplatten und entnahmen ihren Schnurfern verschiedentlich Ess- und Trinkbares. Während aber sie beim Beginn waren, war ich schon beim Schluß angelangt und eben im Begriff, eine Zudermelone zu verspeisen. Selbstverständlich löste ich von den einzelnen Stücken die Rindenstücke ab und aß nur das köstliche Fleisch. Nun schien den drei Alplern diese Frucht fremd zu sein, was mich veranlaßte, ihnen eine Kostprobe zu verabreichen, die mit vielem Dank angenommen wurde und worauf die schüchterne Frage erfolgte, ob ich das „andere“, damit waren die Rindenstücke gemeint, nicht mehr esse. Auf meine verneinende Antwort aßen die Leute das Zeug restlos auf und nach den vergnügten Gesichtern zu schließen, hat es ihnen trefflich gemundet. Mit einem Schluck guten „Vogelbirenen“ als Gegengabe erwiesen sie sich als Leute von Welt und es war ganz nett, mit ihnen ein Viertelstündchen zu verplaudern.

Sodann schwang ich meinen recht leicht gewordenen Rucksack wieder auf den Rücken, um den Hirschadlgrat zu begehen. Über die rasendurchsetzte Trümmerhalde, die vom Gipfel gegen Westen zieht, stieg ich hinab und erreichte bald eine schmale, scharfe Scharte, nach der ein schneidiger und ausgesetzter Ramm beginnt, der eigentlich in eine Reihe von wildplattigen Türmen zerfällt, die aber wilder und drohender aussehen, als sie in Wirklichkeit sind. Die Kletterei über diese Türme ist nicht schwierig, denn das Gestein ist fester, als man glaubt, und fast überall sind Griffe und Tritte vorhanden, so daß die Bezeichnung „angenehme Schrofenkletterei“ am Platze ist; störend für den Alleingeher ist nur die Weltabgeschlossenheit dieses Gebietes. Selbst eine geringfügige Verletzung, die das Gehen unmöglich macht, könnte dem Alleingeher hier verhängnisvoll werden, denn es ist recht unwahrscheinlich, daß man gehört oder gesehen wird, da die wenigen Almen zu tief liegen und selten ein Bergfahrer, geschweige denn ein Jäger, sich hier herauf verirrt. Diese zur Vorsicht mahnenden Gedanken verließen mich

während der ganzen Kletterei nicht, die sonst recht vergnüglich genannt werden kann. Turm um Turm überschritt ich; nirgends sind für den mit Muskelkraft und Schwindelfreiheit ausgestatteten Kletterer größere Schwierigkeiten vorhanden. Eine knappe Stunde dauert die ganze wirkliche Kletterei, dann beginnt sich, beiläufig bei Punkt 2241 *m* der Generalstabskarte, die Schneidigkeit des Rammes zu verlieren. Eine Stunde reinsten Glückes war vorüber, die mir heute noch in der Erinnerung köstlicher dünkt als manche, die ich im Gewänd irgendeines Dolomitberges verlebte.

Hier gab ich es auf, noch zum Grieskogel hinaufzusteigen, denn einerseits war die Hitze geradezu drückend geworden und anderseits wollte ich den Schnellzuganschluß in Selztal nicht versäumen. So stieg ich denn kurzweg über die jäh'en Wände in das zur Schönebenalm ziehende Kar ab. Leider täuscht man sich so manchmal über die Annehmlichkeiten, die einen auf solchem Abstieg erwarten. Und so ging es mir auch hier. Die Karsohle wies nämlich ein Gewirr riesiger Blöcke auf, wohl die Überreste eines einstigen Bergsturzes, und das Umgehen und Überklettern dieser zum Teil recht wackligen Größen war recht unangenehm. Dann gab es noch einen Kampf mit zähem Krummholz und ich atmete wirklich auf, als ich auch diesen Leidenskelch hinter mir hatte und an eine Stelle kam, wo ganz unvermutet aus dem Boden einige Quellen brechen, die bald darauf ein annehmbares Bächlein bilden, das an der Schönebenalm vorbei zu Tal stürzt. Rasch war der brennende Durst gestillt und bald hatte ich die ihren Namen sehr mit Recht verdienende Alm erreicht. Von ihr aus zeigt sich so recht die wunderbare Schönheit der Sedauer Tauern. Von fernher, von den wildschroffen Kalkbergen gesehen, gleichen sie harmlosen grünen Mugeln, die wenig besagen und über die — glücklicherweise — die große „Masse“ spöttelt. Wer aber in die — Gott sei dafür gedankt — noch recht unwegsamen, von Hütten- und Wegbauten verschonten Täler eindringt, wird reichlich belohnt durch die wundervolle, schwermütige Schönheit dieser Berge. Besonders die Abschlüsse der langen Tauerntäler sowie die einsamen, oft mit Seen und Seelein geschmückten Hochfars sind von einer Schönheit, die man hier nie vermutet hätte; gleichsam Kleinode in unscheinbarer Fassung.

Solchen Gedanken hing ich nach, als ich glücklich auf schwellender Alpenmatte lag, umwozt von einem Meer herrlicher Alpenrosen. Doch die eilende Zeit gemahnte an den Ausbruch. Ein Sträußlein ward an die Kappe gesteckt, noch einen Blick auf die prächtigen Wände und dann ging's zu Tal.

Auf den Großen ☐ Böfenstein, 2449 *m*

Wenn der Herbst ins Land zieht und seine bunten Farben allorten glühen, dann ist eigentlich erst die beste und schönste Zeit für Bergfahrten in den Niederen Tauern gekommen. Tage-, manchmal sogar wochenlang wölbt dann ein Blauhimmel über den vielgestaltigen Berghäuptern, in ungeheure Fernen dringt der Blick, ungehindert durch Dunst und Wolkenmassen, und nicht selten, besonders in der Morgenfrühe oder in den ersten Vormittagsstunden, stehen dann im Süden in eigentümlicher Beleuchtung die Mauern der Südlichen Kalkalpen, ein wirkungsvoller Gegensatz zu den von fernher schimmernden Eisdomen der Hohen Tauern und den grauen Felswüsten der Nördlichen Kalkalpen, aus denen sich leuchtend, gleich einem schimmernden Demant, die Firnen des Dachsteins heben. Dann ist gute Zeit zu Bergfahrten, denn die gewaltige Hitze des Sommers ist gebrochen und gar köstlich ist das Gehen und Klimmen über die schöngeschwungenen, fast durchweg leicht begehbaren Rämme und Grate. So dachte auch ich, als ich in der Morgenfrühe eines Septembertages von Trieben aufbrach. Es war ein wonnesamer Morgen. Klarblau der Himmel, kühl, fast überfrisch die Luft und Gräser und Kräuter ringsum schwer vom funkelnden Tau. In den Gärtlein von Trieben glühten vielbunt Asters, Leukojen, Ringelblumen und Georginen und was sonst noch das Ausklingen all der Blumenpracht des Sommers kennzeichnet, und auch auf

den Wiesen und Straßenrändern war ein Grünen und Blühen, als käme kein Herbst und Winter. Störend war nur der häßliche Rauch des Magnesitwerkes, der aber glücklicherweise nur hier die Luft verpestete. Entlang des steinernen, wohlgefügtten Quadernbettes, das man dem trohigen Tauernbach nach seinen letzten Untaten bereitet hatte, führt der kürzende Weg in den kühlbämmernden Wolfsgraben, dessen rutschige Lehnen bei dem großen Hochwasser vor allem das Unheil verursacht hatten und über den sich das bleiche Gewänd des Triebensteins hellstimmernd aufbaut. Links tost der Bach und an seinen Ufern vollendeten Sträflinge das Werk der Bändigung. Manch vertiertes Gesicht war in der Schar, aber auch manches, das zeigte, daß der dereinst begangene Frevel nicht nur durch die Strafe des Gesetzes, sondern auch vor sich selbst gebüßt war. Gefangene Menschen sind kein erfreulich Bild und ich schritt deshalb rascher aus. Immer höher geht es bergan und bald ist die Tauernstraße erreicht. Doch nicht ihr folge ich, sondern ich schreite durch die malerische Felschlucht des Sunks weiter, in der zurzeit rege Tätigkeit herrscht. Das sehr alte Graphitbergwerk ist vergrößert worden und am Gehänge des Triebensteins werden große Magnesitlager ausgebeutet, deren Ergebnisse mittels einer Schwebebahn zu Tal befördert werden. Der Sunkbach selbst liefert die elektrische Kraft und wenn man den Bergfattel erreicht hat, wo vor vielen Jahren vom Triebenstein der gewaltige Bergsturz niederging, gewahrt man mit Erstaunen das durch den wirklich ausgedehnten Tagbau mit seinen Werksanlagen veränderte Landschaftsbild.

Entlang der idyllischen Häufelteiche, in denen sich Hengst und Bruderkogel spiegeln, geht es nun dem an der Tauernstraße gelegenen, bestbekannten Draxlschen Gasthause zu, wo ich mich einquartierte, um nach kurzer Rast der Scheibalm zuzustreben. Was der Morgen versprochen, hielt auch der Tag, und ich erinnere mich, daß ich noch selten, bei einer Bösensteinfahrt aber noch niemals, solch herrliches Wetter gehabt habe. Da mir als gründlichem Kenner der östlichen Niederen Tauern und besonders dieses Abschnitts, fast jeder Weg und Steg bekannt war, beschloß ich, nicht dem gewöhnlichen, von dem Draxlschen Gasthause aus blau bezeichneten Weg zu folgen, sondern ihn bei der Brudenwirtshube zu verlassen und einige kleine Tümpel, die dort im Wald versteckt in träumerischer Ruhe liegen, zu besuchen. Bald war ich bei den drei kleinen Waldseen angelangt, die weltabgeschieden inmitten eines, nun allerdings zum Teil ausgeschlagenen Hochwaldes gebettet sind. Dann überstieg ich, stets im dichten Walde, einen vom Hengst absinkenden Rücken und war bald in der Nähe der durch ihre herrlichen Zirbenhaine berühmten Scheibalm. Wundervoll ist die Lage dieser Alm. Und besonders schön ist es hier des Abends, wenn die Gsäuseberge herrlich im Purpurglanz leuchten, während die feierliche Stille ringsum nur vom Geläut der Glocken des Weideviehs durchzittert wird und durch die gewaltigen Zirbenbäume, die wie Vorzeitriesen auf den grünen Matten stehen, leiser Abendwind streicht, bis auch sie im Dämmerdunkel verschwinden und das Heer der Sterne am Nachthimmel immer großartiger erglänzt.

Da aber die Septembertage schon merklich kurz sind, nahm ich nur ein Glas Milch, um dann dem rot markierten Wege zu folgen, der über den Bösenstein-Ostgrat (Hausedßschneide) hinanzieht. Durch einen Zirbenhain, der auf wilden Trümmern fußt, führt der langsam ansteigende Weg, wobei sich plötzlich ein prachtvoller Blick auf die beiden Bösensteinseen erschließt, typische Stauseen, die die Stirnmoräne des einstigen Bösensteingletschers schuf. Die Erosionsformen dieses Gletschers sind besonders schön an dem gegenüberliegenden Hengstgrat ersichtlich, der förmlich den einen Rand jener riesigen Mulde bildet, die der einstige Gletscher ausgehöhlt hat, und selbst fast wie eine Moräne aussieht. Der Steig windet sich, gut ausgetreten, immer höher dem Kamm der Hausedßschneide zu, die er dort erreicht, wo sie sich plötzlich zu kecken Felsbildungen versteigt, denen er am linken Hange ausweicht. Von der Schneide selbst hat

man eine schöne Schau in das jenseits gelegene, zum gefrorenen See ziehende Rottal und auf die prächtigen Sedauer Tauern (Geierkogel, Griesstein usw.). Unter den erwähnten Felsen weiterschreitend, beziehungsweise querend, erreicht man die Grenze der Abbruchswände zu den beiden Seen und erblickt von einem breiten Rücken das Rar der grünen Lade, das als eine Steinwildnis sondergleichen erscheint. Unser Pfad zieht dann wieder dem Grat zu, dem ich treu blieb, um der so schönen und ganz leichten Kletterei nicht verlustig zu gehen und zugleich den Ausblick in die nähere und weitere Umgebung genießen zu können. 2½ Stunden nach Verlassen der Scheiblalm stand ich auf dem 2449 m hohen Gipfel und bewunderte die mir von den Wettergöttern endlich einmal gnädigst bescherte herrliche Rundsicht. Die Bösensteinrundschau ist eine sehr weitreichende, was bei der sehr günstigen Lage des Berges nicht verwunderlich erscheint. Doch zwingt nicht allein das ringsum ausgebreitete, hier ins Unendliche sich deh nende Gipfelgewirr Bewunderung ab, sondern auch der Blick auf die ganz eigenartig erscheinenden übrigen Teile der Gruppe selbst, Dreisteden und Hochhaide, denen als Hintergrund die Warschenedgruppe und die herrlichen Gipselformen der Hallermauern dienen, lohnen die leichte Mühe des Anstiegs außerordentlich. Hier haben die eiszzeitlichen Gletscher wirklich mustergültige Arbeit geleistet und ein Relief von einzigartiger Schönheit geformt, wie dies das Bild auf S. 33 zeigt, das immer und immer wieder den Blick des Beschauers fesselt. Die Dachsteingruppe, das Tote Gebirge, die Gesäuseberge, das Gipfelgewirr der Sedauer Tauern, die Steiner Alpen, Karamanken und Julischen Alpen, die vielgestaltigen Wölzer und Sölker Alpen und die Schladminger Tauern, überstrahlt vom Silberglanze der Firnen der Hohen Tauern, sie alle gehören dem wirklich einzigartigen Rundbild an, das an klaren Tagen der Gipfel des Bösensteins bietet und man wird nicht müde, alle seine Bergbekannten zu suchen und zu begrüßen.

Als vorteilhaftesten Abstieg wählt man den über den Kleinen Bösenstein zum Hengst, eine Route, die noch müheloser als der geschilderte Anstieg ist und doch wieder neue Aus- und Einblicke gewährt. Zu diesem Behufe steigt man dem Grat entlang, der in südwestlicher Richtung vom Gipfel sich absenkt, bis zur Elendscharte, verläßt ihn dort und steigt nun zu dem südöstlich davon sich erhebenden Gipfel des Kleinen Bösensteins, 2379 m, an, der einen prächtigen Anblick des obersten Bösensteinfazes mit dem Gipfel des Großen Bösensteins bietet. Nun geht es bei schönen Ausblicken in die wilden Blockfare des Bösensteins oder in das schöne Pölstal, dem Grat oder Ramm entlang, zuerst etwas bergab, dann, wieder ansteigend, zur Rasenkuppe des Hengsts, 2154 m, zu dessen Füßen das Alpenidyll Hohentauern wie eine Puppenansiedlung liegt, während der bergwärts gewandte Blick des Beschauers noch einmal das eben besuchte Gebiet überfliegt. Nun wird der rasch zur Tiefe sich senkende breite Hengststrüden bis in die Höhe der Scheiblalm verfolgt, zu der ein Jagdsteig hinabzieht.

Der Große Knallstein, 2599 m

Aus dem Gewirr grüner Wald- und Mattenberge, das uns die Fahrt von Selztal zur Station Stainach-Ordnung der Strecke Selztal-Bischofshofen der k. k. Staatsbahnen auf der Seite der Niederen Tauern erblicken läßt, fällt vor allem ein mächtiger Gipfel auf, der sich deutlich aus all den dunkelgrünen Häuptern heraushebt und noch lange Schneeschmuck trägt, wenn das Firndiadem der übrigen Berge schon zum größten Teil geschwunden ist. Es ist der Große Knallstein, eine der lohnendsten Aussichtswarten im Bergkranz der Sölker Alpen und zugleich ein leicht und ungefährlich zu besteigender Berg.

Bei dem kleinen Orte Stein an der Enns, einige Stationen nach Stainach-Ordnung, öffnet sich das zum Tauern-Hauptkamm ziehende Große Sölktal, ein Tal, das an Länge und Einförmigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Fast 6 Marschstunden benötigt man, um zu dem nahezu im Talschlusse gelegenen Dörflein St. Nikolai zu ge-

langen, das einen äußerst günstig gelegenen Standort für Bergfahrten bildet, und wo man im Gasthose „Gamsjäger“ einfach aber gut aufgehoben ist. Fast scheint es, als hätte die Zeit hier den Atem angehalten, denn es sieht alles noch so aus, wie es schon jedenfalls vor hundert Jahren war. Selten wird man ein Alpenidyll noch so unberührt finden, wie dieses liebe Nestchen.

Aus wallenden Morgennebeln erhob sich in wundervoller Schönheit der „Mons altissimus Styriae“, wie dereinst der Grimming genannt wurde, als wir selbstweit von Stein an der Enns die Sölkerstraße hinanschritten. Es war ein herrlicher Septembermorgen und daher ein recht vergnügliches Wandern. Die Straße führt mit Umgehung der Taltiefe, durch die der sehr wasserreiche Sölkbach braust, über den sogenannten Gatschberg, wobei man einzig schöne Rückblicke auf die Wandfluchten des Gröbminger Rammes und Grimmingzuges genießt, deren gewaltige Wände sich aus dem Sammetmantel prachtvoller Wälder erheben. Über die Höhe des Gatschberges erreicht man die Gemeinde Groß-Sölk, doch ist dies keine geschlossene Ansiedlung, sondern die hierzu gehörigen Einsichtthöfe liegen weit in der Runde verstreut. Hier gabelt das Tal in das Große und Kleine Söltkäl. In die „Große Sölk“ führt nun unser Weiterweg, und zwar ununterbrochen dem Sölkbach entlang. Zahlreiche, echt steirische Bauart zeigende Gehöfte beleben das Landschaftsbild, das nur, wie schon gesagt, leider etwas einförmig genannt werden muß. Nur hie und da erschließt sich ein Blick auf besondere Berggestalten, wie z. B. auf den Großen und Kleinen Knallstein und fernerhin auf den Hochstüben. Sonst ist wenig Bemerkenswertes von dieser Talwanderung zu berichten und man möchte nicht glauben, daß so mannigfache Reize und wundervolle Schönheiten in den Seitentälern und auf den begleitenden Höhenzügen und Hochgipfeln zu erschauen sind, wie dies in der Tat der Fall ist. Vor Tauernschönheit haben eben die Saligen Frauen zumeist lange und einförmige Täler gesetzt. Endlich, nach recht ermüdender Wanderung, hatten wir das Idyll St. Nikolai erreicht. Hier gabelt das Tal neuerlich in das des Hohenseebaches und jenes des Sölkbaches. Durch das Söltkäl führt die Straße als Karrenweg weiter zum Sölkerpaß oder Sölker Tauern, 1790 m, in das jenseitige Ratschachtal und weiterhin in das Murtal. Über diesen Paß führte im Mittelalter ein sehr begangener Saumweg, dem wohl das ganze Tal seine Besiedlung verdankt und dessen Bestand angeblich auch den Römern nicht unbekannt gewesen sein soll; doch hat man hierfür keine Beweise.

Für Bergfahrten ist der Ort St. Nikolai ganz besonders zu empfehlen, um so mehr als eine Reihe der bemerkenswertesten Gipfel von hier aus erstiegen werden kann, wie: Anholdingspiße, 2295 m, Hochstüben, 2385 m, Hornfeldspitze, 2277 m, Deneß, 2430 m, Süßleited, 2509 m, Bauleited, 2427 m, und Großer Knallstein, 2599 m. Keiner dieser Berge bietet sonderliche Schwierigkeiten. Allerdings stellen sie an den Spürsinn des Bergsteigers ganz erhebliche Anforderungen, da Markierungen und Wegbauten nicht oder nur in sehr spärlichem Maße vorhanden sind. In Gamsjägers behaglichem Gasthaus, dem ehemaligen Tauernhaus, ist es recht gut sein, und wenn man nicht heikel ist und an Ukung und Trunk keine hochgeschraubten Ansprüche stellt, so kann man sich hier nur wohl fühlen.

Wir waren, da wir der großen Hitze wegen gelegentlich unseres Marsches recht oft geraftet hatten, wozu auch die im Eisenbahnwagen durchfahrene Nacht beigetragen hatte, erst nach St. Nikolai gelangt, als schon die Abend Schatten sich in den Tälern ausbreiteten. Eine Friedensstimmung sondergleichen lag über dem netten Örtlein und man wurde förmlich andächtig, als die Abendglocke ihre zitternden Töne hinaus sandte zu den traulichen Häusern und Hütten und hinauf zu den stillen, dunklen Bergen. Aus der Stube des Gasthauses klang lautes Beten, und als wir die Türe öffneten, bot sich uns ein Bild, das des Pinsels eines Waldmüllers oder Gauermann würdig gewesen wäre.

Daß nach St. Nikolai nur selten Fremde kommen, erfahren wir auch aus der besonderen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit der Wirtsleute. „Wir sind halt auf Herrschaften goar net eing'richt', müssen d' Herrn halt nit harb sein“, erklang es oft, wie wenn zwei verstaubte und erhitzte Bergfahrer so was ganz Besonderes beanspruchen würden. Aber das Gebotene war vortrefflich und ich erinnere mich noch heute an die schier sagenhafte Größe unserer Rostbraten, die im wahrsten Sinne des Wortes über die geräumigen Teller hingen. Das Bier war frisch, der Wein war gut und mundete uns köstlich, und im Gespräch mit den Wirtsleuten und Gästen, echten Steirern, war die Schlafenszeit eher gekommen, als wir dachten. Ein Sternenhimmel von köstlicher Reinheit ließ für den nächsten Tag nur Gutes hoffen, aber es sollte anders kommen.

Denn als der Morgen graute und ich, um das Wetter zu erkunden, die Nase zum Fenster hinaussteckte, wurde mir zu meinem Leide klar, was das nächtliche Rauschen, das ich für das Werk eines Brunnens gehalten hatte, bedeutete: Schnürlregen. Das Wetter hatte umgeschlagen. Einer verlockenden inneren Stimme folgend schlüpfte ich wieder in das warme, höchst mollige Bett und sowohl ich als auch mein Begleiter verfielen in wenigen Minuten wieder in höchst angenehme Träume. Aber das alpine Pflichtbewußtsein schlief nicht, und als es uns nach etwa zwei Stunden wieder an das Fenster trieb, war es uns fast wieder eine nicht ganz erwünschte Überraschung, daß es nicht mehr regnete. Da half nichts, wir machten uns rasch fertig und begannen unser Tagewerk.

Von St. Nikolai führt ein anfänglich ganz guter Karrenweg in das Hohenseebachtal; er hält sich an das linke Ufer des Baches. Der Weg wird aber bald schlechter und nur ein Fußpfad leitet weiter zuerst zur Eberl- und dann zur Kalthbergalm. Diese beiden Almen liegen sozusagen an der tiefsten Stelle einer fächerförmig gestalteten Mulde, die ihre Begrenzung in den Gipfeln und Rämmen des Großen Knallsteins, Schönewetters, Seefarls und Steinrinnecks hat. Bald mehr oder weniger ausgeprägte, von diesen Gipfeln ausstrahlende Seitenäste, sowie der stufenförmige Bau dieser Mulde geben ein ungemein anmutiges Bild, das übrigens deutlich die erodierende Tätigkeit des eiszeitlichen Knallsteingletschers verrät. Rechnet man hierzu noch die zahlreichen, zumeist ziemlich großen Seen, die in den einzelnen Hochkaren liegen, sowie die freie Umschau, die man infolge des geringen Waldbestandes und der ziemlich tief liegenden Baumgrenze hat, so ist klar, daß bei schönem Wetter der Anstieg auf den Knallstein besonders anziehend genannt werden muß. Bis zu den oben genannten Almen führte unser Pfad anfänglich über freies Gelände, dann aber durch manchmal recht dichten Wald, wobei eine Menge Grenzzäune zu überklettern waren. Leider war infolge des dichten Nebels von all dem Schönen, das sonst der Aufstieg bieten muß, nichts zu sehen, wozu noch ein andauerndes unangenehmes Nieseln kam, so daß keine rechte Stimmung aufkommen wollte. Nach ungefähr zweistündigem Steigen erreichten wir die Almen, bei denen wir einen Jäger trafen, eine echt deutsche Kraftgestalt, mit dem sich's beim Frühstück recht gut plaudern ließ und der uns dann, da sein Reviergang ihn ohnehin auf den Hochknall führte, einlud, ihn zu begleiten. Dies war uns ganz angenehm, da bei dem scheußlichen Wetter eine ortsvertraute Persönlichkeit von großem Werte erschien.

Etwas oberhalb der Kalthbergalm, bereits über der Baumgrenze, liegen zwei kleine Seen, die Klafferseen. Tieferrst ruht ihr dunkles Gewässer in der Mulde, die der Eiszeitgletscher ausgearbeitet hat, doch nicht in kahler, wüstenartiger Umgebung, wie es in gleicher Höhe im Kalkgebirge der Fall wäre, sondern ihren Rahmen bildet das tiefe Grün hauptsächlich der das Krummholz vertretenden Grünerlen, sowie Heidel- und Moosbeersträuchlein und Alpenrosen, die als dichter Filz alle Felsstufen überziehen. Darüber erhebt sich das mächtige Haupt des bereits sichtbaren Großen Knallsteins.

Vom obersten Ende des zweiten der Seen ersteigt man einen Rücken, der in südöstlicher Richtung direkt vom Knallsteingipfel abstreicht und die Höhenstufe der Kassersee von der nächsthöher gelegenen des Weißensees trennt. Dank der Ortskenntnis unseres Jägers fanden wir im dichten Nebel diesen Rücken, der uns ohne jede Schwierigkeit zum Gipfel leitete. Und da wurde uns sogar ein wenig Glück beschieden. Mit einem Male drangen durch die düsteren Schwaden die goldenen Lichtpfeile der Frau Sonne, so daß uns war, als stünden wir auf dem Demantberge, denn all die tropfenbehängten Gräser und Blumen des steilen Hanges fingen zu funkeln und glänzen an, schöner als der herrlichste Edelstein. Wir verhielten den Schritt und beschauten uns bald das holde Wunder, dann wieder die aufgeregte umherflatternden Nebelschwaden, die sich verzweifelt gegen einen Fallwind wehrten, der sich frisch und mutig in sie hineinbohrte. Zweieinhalb Stunden nach Verlassen der Alm standen wir endlich auf dem Gipfel; doch kein strahlender Blauhimmel war über uns, sondern nur ödes, wenig zerrissenes Grau breitete sich weithin, während uns zu Füßen gleich den Gletschern der Arzeit ein ungeheures Nebelmeer wogte und wallte. Mit der erträumten herrlichen Fernsicht war es also nichts, denn nur ein paar Bergspitzen, Wildstelle, Jagerstaged, Deneß und Höchstein, entragten sich mitunter der wallenden Nebelskut. Bei schönem Wetter muß die Fernsicht herrlich sein. Trotzdem wir lange verweilten, änderte sich das Wetter leider nicht, im Gegenteil, es begann fachte zu tröpfeln, so daß wir den ungastlichen Gipfel wieder verließen. Beim Abstieg statteten wir auch dem in großartiger alpiner Umgebung liegenden Weißensee sowie dem Thornsee einen Besuch ab, während es immer stärker regnete. So erreichten wir endlich im schönsten Schnürlregen die Kalthbergalm und schließlich, durch und durch naß, St. Nikolai.

Der an abwechslungsreichen Bergfahrten so ungemein reiche Talschluß des Großen Sölktales verdient es in jeder Hinsicht, besucht zu werden, desgleichen auch das ganz ungewöhnliche Schönheiten bergende Kleine Sölkthal. Nur schrecken die scheinbar unendlich langen, einförmigen Täler ab. Wer diese aber in Kauf nimmt, oder die Auslagen für ein Fuhrwerk nicht scheut, der wird mehr als reich belohnt sein von den Schönheiten einer fast unberührten Gegend, die seinerzeit den Bergwanderern zur Zeit des beginnenden Alpinismus scheinbar besser bekannt war als ihren heutigen Nachfahrern.

Eine Höchsteinfahrt

Bei Mich an der Enns, im oberen Ennstal, öffnet sich südlich das Seewigtal, eines der reizvollsten Täler der Niederen Tauern. Der Reisende, den die Eisenbahn hier vorbeiführt, erblickt plötzlich über den grünen Vorhöhen schier himmelhohe Bergspitzen, gewöhnlich noch im Schmucke zahlreicher Schneefelder, aber nur für eine kurze Spanne Zeit, und allzu rasch ist der Zauber wieder vorbei. Wer aber die Herrlichkeiten, die da im Verborgenen winken, genießen will, der muß dem beengenden Eisenbahnwagen entsteigen und seitab wandern! Wohl nicht leicht sind wieder solche Schönheiten, solche wundervolle Landschaftsbilder so nahe einer Schienenstraße vereinigt wie hier, und jeder Bergfahrer, der in das Seewigtal seine Schritte lenkte, wird hochentzückt oder vielleicht tief ergriffen gewesen sein, wenn er, so ihm die Tauerngötter gnädig waren, all die erhabene Schönheit schauen durfte. Und wer diesen Zauber genossen, dem wird das Gedenken daran immer in der Erinnerung nachzittern; er wird nicht mehr vergessen die überwältigende, von einem Hauche leichter Schwermut überschattete Landschaft, die dunkelgrünen, einsamen Spiegel der drei Seen, die grüne Pracht herrlicher Hochwälder, das Leuchten himmelnaher Firnfelder und den lebendigen Sang der überall rauschenden und zu Tal tosenden Wasser.

Beiläufig in der Mitte des Tales, an einer unsagbar schönen Stelle, wo rings von den dunklen, erlenbestandenen Wänden die Wasser niederstäuben und gischen, ruht



L. B. Jäckle phot.

Abb. 1. Dreifelden und Hochhaide vom Bösenstein



L. B. Jäckle phot.

Abb. 2. Ausblick vom Bösenstein gegen Sella Tauern



L. B. Jädle phot.

Abb. 3. Höchstein und Wildstelle von der Steirischen Kalkspitze



Oskar Nell phot.

Abb. 4. Biglacheehütte gegen Engellarspitze und Hading

ein See, dessen tiefgrüner Spiegel uns das Bild der erhabenen Hochgebirgswelt nochmals zeigt. Auf einer kleinen Erhöhung oberhalb des Seeabflusses steht ein Schutzhäus, ein einfacher, schlichter Bau, der so recht in die Gegend paßt, als wollte er sagen: „Ich gehöre zu euch und ihr zu mir.“ Und mit vollem Recht kann es diese Worte sprechen, denn es trägt den Namen des Mannes, der die Triebfeder der erschließenden Arbeit im Gebiete der Niederen Tauern war: den Namen Hans Wödl.

Ein klarer Julimorgen war über dem Ennstal angebrochen. Tiefblau wölbte sich der Himmel über der prächtigen Landschaft und es sah fast so aus, als wäre der Begriff Wolke und Nebel von der Erde ausgetilgt. Und das nach zwei Tagen ausgesprochener Wetterungunst! Wie da alles dem Licht, dem glänzenden sich entgegenreckt, die farbenbunten Blumen, das regennasse Getreide, und welch ein Gewimmel von Lebewesen ringsum! Wie eilig hatten es die zahllosen Käfer, wie huschten die flinken Eidechsen dahin und schwebten die bunten Schmetterlinge in der wirzigen Luft! In die Hochregionen der Berge aber war im Juli der Winter unvermutet zurückgekehrt und selbst sonst unscheinbare Nebengipfel hatten heute ein weißes Mützchen aufgesetzt, während die höheren Brüder tiefverschnitten ihre gewaltigen Häupter in das tiefe Blau bohrten. Grünweiß sind die steirischen Farben und grünweiß war die Landschaft, als wir lachenden Auges und seligen Herzens frohgemut hineinwanderten in all die Gottseligkeit.

Langsam steigt zunächst der Weg von Uch an. Über blumengestickte, etwas sumpfige Wiesen, durch kleine Waldteile, dann steiler in dämmerigen Hohlwegen führt der wohlmarkierte Pfad hinan, an manch wunderschön gelegenen Bauernhof vorbei, während sich in der Rückschau sehr schön die Berge der östlichen Dachsteingruppe entfalten, heute alle tief verschnitten und so einen wirkungsvollen Gegensatz zu der sonnigheiternen, im herrlichsten Grün prangenden Landschaft des Ennstales bildend, die wie ein Sammetmantel um ihre grauen Felsleiber gebreitet ist. Auch der sonst so stolze Grimming wird sichtbar, aber gegen seinen westlichen Nachbarn, den ähnlich geformten Gröbminger Ramm, kommt er von hier aus nicht besonders zur Geltung. Nachdem wir bei der katholischen Schule (die übergroße Mehrzahl der Bewohner des Tales ist seit der Reformation protestantisch) einen besonders schönen Blick gegen das Kalkgebirge genossen haben, läßt die Steigung des Weges nach, und es geht fast ebentalein. Und nun erschließt sich langsam der bis dahin verdeckt gebliebene Talhintergrund mit dem Wildsteifstod. Besonders ein Vorberg, die Fodentalerspitze, fällt durch seine schöne Form auf. Und immer schöner wird der Anblick des herrlichen Talschlusses. An einer hübsch gelegenen Sägemühle vorbei kommen wir zu einer kleinen Bodenschwelle, ein uralter Moränenwall, und nun liegt in feierlicher Schönheit das erste Kleinod des Seewigtales, der Bodensee, vor uns; in seiner dunklen Flut, über der blaugeflügelte Libellen tanzen, spiegelt sich der mächtige Gruberberg. Über den Abfall der nächsthöheren Talstufe aber gischtet ein gewaltiger Wasserfall, dessen Tosen indes hierher nur wie sanftes Rauschen klingt. Am Seeufer entlang läuft unser Pfad auf diese Steilstufe zu und windet sich nun durch üppig übergrünte Schrofen zur Höhe, wobei man einen sehr hübschen Blick auf den See und seine vielgestaltige Umrahmung hat. Zuletzt wird einem aber das Steigen, besonders wenn ein schwerer Rucksack drückt und die liebe Sonne es zu gut meint, ein bißchen schwer und man seufzt über den Schinder. Aber nicht lange dauert es und wieder, aber schon viel besser aufgeschlossen, taucht der herrlich schöne Bergfranz im Talhintergrund vor uns auf, und da liegt auch schon die Hans-Wödl-Hütte am Ufer des schimmernden Hüttensees. Worte sind viel zu schwach, um die märchenhafte Schönheit dieses Fleckens Erde zu schildern. Stiftern dem Hochwald gewidmeten Ausspruch etwas ändernd, möchte man hier sagen: „Hier spürt man den Herzschlag der Tauern!“

Da der Tag schon zu weit vorgeschritten war, um noch an eine Besteigung des Höch-

steins denken zu können, beschlossen wir zum Obersee hinanzusteigen. Hierzu benützten wir den schön und praktisch angelegten Hoefertsteig der alpinen Gesellschaft „Preintaler“, der zur Neualmscharte führt. Neben dem hübschen Rastadenfall, den der Abfluß des Obersees bildet, steigen wir bergan in steter Rückschau auf den Hüttensee, sowie gegen den über dem Talausgang erscheinenden Stoderzinken und den Gröbminger Ramm, neben denen auch noch in duftiger Ferne das Lote Gebirge sichtbar ist. Einen prächtigen Anblick bietet um uns die Überfülle in herrlichem Rot erglühender Alpenrosen, die hier ganze Hänge bedecken. Nahe beim Abfluß des Obersees lagerten wir uns auf schwellender Matte, von der wir sowohl den Talschluß als auch den in der Tiefe liegenden Hüttensee bewundern konnten. Langsam zieht das purpurne Licht der scheidenden Sonne dem Gipfel der Wildstelle zu. Die beleuchteten Schneefelder erglänzen in zartem Rot, während über den dunklen, schon schneefreien Hängen ein warmer Goldglanz liegt. Langsam erstirbt mit dem scheidenden Licht auch das Geräusch und Geriesel zahlreicher Wasseradern. Tief im Tale ist es bereits dämmerig geworden, kalt und bläulichweiß scheinen die Schneefelder und nur die Spitze der Hohen Wildstelle leuchtet noch wie eine Fadel. Während das Heer der Sterne am klarblauen Himmel seine Lichtlein eins nach dem andern entzündete, stiegen wir endlich wieder zur Hütte nieder, deren traulicher Lichtschein einen freundlichen Wegweiser bildete. Ein gemütlicher Abend in der heimeligen, wohlversorgten Hütte beschloß den schönen Tag und es wurden, guten Wetters sicher, endlich die Lagerstätten bezogen. Mitten in der Nacht erwachte ich und konnte mir anfangs den höllischen Lärm auf dem Dache nicht erklären, bis ich herausfand, daß ein starker, mit Hagel untermischter Platzregen eine Musik erzeugte, die in mir und meinen ebenfalls wachgewordenen Gefährten gerade nicht die besten Hoffnungen für den nächsten Tag aufkommen ließ. Und in der Tat: nicht in strahlender Reinheit, wie sein Vorgänger, brach der Morgen an, nein, düster, mit wilden Gegenfäden, aber echt „tauernmäßig“.

Gleich neben der Hütte beginnt ein gut bezeichneter Almsteig, der in das Kar der Pfannseen führt. Das Wetter war nichts weniger als ermutigend. Überall wallten und wogten die Nebel, bald dies verhüllend, bald jenes wieder freigebend; nur wenig freier Himmel war sichtbar und auch dieser war von Schleiergewölk durchzogen. So stiegen wir durch die mit Tropfen reich behängten Erlenbüsche hinan, die nicht ver säumten, uns von ihrem Überfluß reichlich abzugeben; dadurch wurde natürlich unsere Laune nicht besser. Der Pfad führt rasch in die Höhe, wobei sich ein hübscher Blick in das Kar des Obersees und auf die Hohe Wildstelle ergibt, ebenso auch auf die gegenüberliegenden, wildzerschründeten Wände der Fodentalerspitze, sowie auf den in der Tiefe ruhenden Hüttensee. Endlich blieben die verwünschten Erlen zurück und die blühende Purpurpracht der Alpenrosen trat an ihre Stelle. Bei immer schlechter werdendem Wetter geht es höher und höher. Eindrucksvoll ist das Hochgebirgsbild, das sich beim Betreten des Pfannseentars langsam aufrollt; aber es war uns nur ganz kurz gegönnt, es zu bewundern, denn neidische Nebel breiteten ihre grauen Schleier über das Ganze. So gelangten wir nach und nach bei immer tiefer werdendem Alt- und Neuschnee auf die Filzscharte, wo uns brauender Nebel empfing, und nur einmal, als er riß, tauchten in weiter Ferne, wie Schimen, die drei Gipfel des Dachsteins auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Nach Einnahme eines Frühstückes querten wir nun, bei zunehmender Steilheit der Hänge, in tiefem Schnee, der leider nicht immer tragfähig war, zur Kaltenbachscharte hinüber. Dort empfing uns ein heftiger Weststurm und es war uns nur durch einige Minuten vergönnt, den bei diesem Wetter besonders großartigen Blick gegen den Hochgolling und seine Nachbarn, die alle tiefverschneit prangten, zu genießen. Dann aber sanken dichte Wolken über alles und ein Schneesturm brach los, wie man ihn im Winter nicht schöner erleben kann. Fast eine Stunde boten wir ihm, auf der Wind-

Schattensteite dicht aneinandergepreßt sitzend, Troß, aber dann mußten wir, da eine Besserung nicht eintrat, auf die Besteigung des Höchsteins verzichten.

Über gut gangbare Schrofen und starkverschneite böse Blochhalden erreichten wir eine Art Terrasse, wo sich die Wege teilen. Der eine führt zum Riesachsee und der andere zur Neualm und zur Preintalerhütte. Unvermutet ließ das Wüten des Schneesturms nach und für einen Augenblick sahen wir das tiefverschneite, prachtvolle Zwilingspaar Glendberg und Zwerfenberg. Doch wieder sanken graue Schleier um uns und neuerlich begannen die Schneeflocken herniederzuwirbeln, während wir auf dem Pfad zur Neualm dahinschritten, der sich an Grashängen windet, die wegen ihrer unerwünschten Steilheit bei starkem Schneebelag recht unangenehm werden können. Dies war zum Glück nur am Anfang der Fall, aber wir waren doch froh, als wir die Neualm erreichten, freilich bei strömendem Regen, der das um diese Hütte auch ansonsten vorhandene Rotmeer erklecklich vergrößerte. Im Landregen, der aber, wenn die Nebelschwaden sich hoben, uns doch den Blick auf das schöne Waldhorn mit dem Kapuziner- und Sonntagstar gewährte, ging es auf dem prächtig angelegten Hoefertsteig, in den unser Weg mündete, zu Tal, der gastlichen Preintalerhütte zu. Leider sah uns der nächste Tag bereits wieder auf dem Weg nach Schladming, da das Wetter, um einen örtlichen Ausdruck zu gebrauchen, „hundsziacht“ war und blieb.

Die beiden Ralspizen,
☐ Steirische, 2455 m, ☐
 Lungauer Spitze, 2468 m

Wer von der schönen Straße, die von Schladming in die steirische Ramsau führt, gleich nach Verlassen von Schladming gen Süden blickt, wird von dem sich hier bietenden Landschaftsbilde recht enttäuscht sein. Nichts als bewaldete oder begrünzte Berge, ohne sonderliche Eigenart und nur in der Mitte ein paar schneegefleckte Gipfel zeigen sich. Das ist das Ganze, was von dem wundervollen Höhenkranz sichtbar ist, der sowohl den Talschluß des Untertales, als auch den des Obertales mit seinen Seitentälern bildet.

Während im östlichen Teil der Schladminger Tauern (Höchstein, Wildstellstock) und auch im zentralen Teil (Gruppe des Hochgollings und seiner Nachbarn) bereits früh dem Besucher durch schöne Weganlagen, Markierungen und Hüttenbauten der alpinen Gesellschaft „Preintaler“ in Wien Stützpunkte und Besteigungserleichterungen geschaffen wurden, blieb der westliche Teil, das Wettergebirge, beziehungsweise die Bergwelt um den Giglachsee, ohne jede Förderung bergsteigerischer Unternehmungen. Dem hat nun die Sektion Wien unseres Vereins in musterergültiger Weise durch die Erbauung eines schönen Schuhhauses am prachtvollen Giglachsee und durch die Herstellung eines Verbindungsweges über die Rotmannlscharte zur Rainprechtshütte, sowie durch den wirklich einzig schönen Schladminger Höhenweg über den Ramp und das Schiedel abgeholfen.

An einem herrlichen Tag im wunderschönen Monat Mai verließ ich Schladming. Bald darauf umfing mich die wohlige Kühle der so schönen Schlucht des Talbaches, in der dieses ungebärdige, wilde Tauernkind seine kristallinen Wasser donnernd und tosend zur Enns hinabsendet. Angemein üppig und von herrlicher Frische ist hier das Pflanzenleben und nirgends sah ich noch so schöne Spiraeen (*Spiraea aruncus*) und solch herrliche Farne, unter denen besonders der schöne Straußenfederfarn (*Struthiopteris germanica*) auffällt. Wendet man sich, bevor man tiefer in das Tal eindringt, nochmals um, so grüßen die bald rötlichgrau, bald geisterbleich scheinenden Zinnen der Dachsteingruppe; besonders die Scheichenspitze tritt hier hervor. Bald nachdem man das hübsche Gasthaus „Pruggerer“ hinter sich hat, ist die Schau auf die Gesamtheit der Dachsteingruppe eine ungehinderte, während die im prächtigsten Farbenschmelz prangenden Wiesen des Vordergrundes hierzu einen idealen Gegensatz bilden. Auch der

weitere Gang im schönen Obertal, in das wir nun eingebogen sind, bietet mannigfache Reize und besonders die zahlreichen Gehöfte, die uns traulich grüßen, sind wahre Prunkstücke echt steirischer Bauart. Eines der schönsten und stattlichsten Häuser trägt übrigens als Zier einen wirklichen Bärenkopf, der daran gemahnt, daß in nicht zu ferner Zeit noch derartige Gefellen hier zu finden waren.

Bei der Wirtschaft „Hopfriesen“ teilt sich das Obertal, und zwar in das Giglachtal und das Neualmtal. Durch das Giglachtal führt der schönste und bequemste Anstieg zur Giglachseehütte. Rasch steigt der recht hübsch angelegte Weg an und gewährt, gleich am Anfang, Einblicke in die Schluchten der Murspiße, die in so früher Jahreszeit noch starken Schneebeleg aufweist, sowie auf den herrlichen Rastadenfall, den der Abfluß des Landauersees bildet. Besonders dieses Bild ist von bestechender Wirkung, denn in dieser Jahreszeit trägt der Berggamm des Ramp—Schiebedzuges fast noch vollen Schneeschmuck und bildet einen wirkungsvollen Gegensatz zu all dem üppigen und leuchtenden Grün ringsum und zu dem tiefblauen Himmel. Ungemein rasch gewinnt man an Höhe; im Hintergrunde, talauswärts, hat man stets den gipfelreichen Ramm, der das Obertal vom Untertal trennt. Ehe man sich's versieht, ist die Steilstufe, über die der erwähnte Wasserfall niederstürzt, überwunden, damit die Almregion erreicht und man erblickt plötzlich tief unter sich in einem gewaltigen Kessel das träumerische, tiefgrüne Auge des Landauersees, ein Bild von ganz eigenartiger Wirkung. Nun geht es entlang der murmelnden Wasser des Giglachbaches, durch ein mit bald tiefen, bald flachen Mulden reichgesegnetes Kar, der Giglachalm zu, die für die Art der ursprünglichen steirischen Almwirtschaft sozusagen ein Musterbeispiel abgibt. Hier erschließt sich zum ersten Male die Umrahmung des Wetternkars und geradeaus trifft der Blick die Wetternspiße selbst. Noch ein kleiner Kiesel wird überwunden und man steht bereits an einer Bucht des fjordartigen großen Giglachsees und in den Gesichtskreis tritt der mächtige, fahlgraue Felsleib der Lungauer Ralkspitze. Auch der stattlichen Giglachseehütte der Sektion Wien ist man schon recht nahe gerückt und im Zuschreiten auf sie wird, da der Weg hoch über dem See führt, der blinkende Spiegel in voller Ausdehnung sichtbar. In wenigen Minuten stehen wir vor dem schmutzen, einstöckigen Hause, über dem im frischen Bergwind stolz die teuren Farben Schwarz-Rot-Gold flattern, davon kündend, daß treudeutsche Männer dies Heim erbauten und behüten. Dem schönen Außern entspricht auch das Innere, denn aller sogenannter Firlefanz ist weggelassen und nur für das, was zur Behaglichkeit notwendig erscheint, ist mit erkennbarem Eifer gesorgt. Und das ist gut so, denn Behaglichkeit ist das erste, was der Bergwanderer sucht und schätzt. Auch die Sauberkeit der ganzen Hütte fällt wohlthuend auf und die Zufriedenheit erreicht den Höhepunkt, wenn man die Tür eines der vielen Schlafkammerlein aufklinkt und ein solch gemütliches Gemach betritt. Ich stelle noch heute mit vielem Behagen fest, daß mir das Aufstehen, auch am schönsten Morgen, immer etwas schwer gefallen ist.

Wenn über dem von der Engelfar- zur Wetternspiße ziehenden Ramm zartrosafarben der Himmel erglänzt, ist es Zeit, daß man sich der wohligen Gefangenschaft eines noch so guten Bettleins entreißt und hinauszieht in die aufmunternde Morgenfrühe. Und so tat auch ich. Es geschah zwar etwas seufzend, aber nach einem Blick auf die Schönheit des wolkenlosen Firmaments war ich mit unglaublicher Behendigkeit fertig geworden und trabte — bald nachdem ich mir den trefflichen Milchkaffee samt frischgebackenem Kuchen hatte schmecken lassen, — dem Znachsattel zu.

Der Znachsattel, 2045 m, ist zwischen der Habingspiße, der ersten Erhebung des Wetternkammes, und der Lungauer Ralkspitze eingeschnitten. Über ihn führt ein gewöhnlich zum Viehtrieb benützter, bequemer Weg in das salzburgische Znach- und Weißbriachtal und weiterhin nach Mariapfarr im salzburgischen Lungau. Von der Hütte aus ist die Wegrichtung des Anstieges auf die beiden Ralkspitzen gut einzu-



Naturaufnahme von E. B. Siedle

Wiglachsee mit Lungauer Kalkspitze

Brudmann aut. et impr.

sehen; sie ist übrigens auch bezeichnet (auch Wintermarkierung für Schneeschuhfahrer), so daß ein Wegverfehlen wohl ausgeschlossen erscheint.

In der Morgenfrische ist's ein gutes Wandern. Es war nur durch große Schneewehen, die den Weg überlagerten, manchmal recht behindert. In der Tiefe lag der See noch vom Wintereis bedeckt, wies aber doch schon viele zum Teil recht große freie Stellen auf. Ringsum aber starrten die Hänge der Hadings- und Engeltarspiße sowie der Kalkspitze noch im Schneefleide, während die Hänge des Ramps bereits schneefrei waren und zahlreichen Schafen gute Weide boten. Gleich nach dem noch vollständig zugefrorenen Oberen Giglachsee teilt sich der Weg, und zwar führt die gebahnte Weganlage in das Preuneggatal hinunter, während die Stangenmarkierung zum Inachsfattel zieht. Diesem letzteren Wege folgte ich, wobei sich ein schöner Blick auf den dunkelgrünen, nur in den obersten Teilen noch schneegeprenkelten, klotzigen Leib des Ramps ergibt, dem als Kronschmuck verschiedene Zacken und Türme aufgesetzt sind. Über der Furche des Preuneggtales grühten die lichten Felsgestalten der Dachsteingruppe, und zwar die höchsten Gipfel, wie Torstein, Mitterspiße und Dachstein selbst. Manchmal tief in den pazigen weichen Schnee brechend, dann wieder über völlig apere Stellen wandernd, die ganz rot von den unzähligen Blüten der schönen *Primula minima* waren, erreichte ich die Höhe des Inachsfattels, von dem aus der Bergstock der Zinkwand sichtbar ist. Vom Sattel geht es nun ohne jede Beschwerde auf einem, den Felswänden der Lungauer Kalkspitze vorgelagerten Rücken zu dem zwischen dieser und der Steirischen Kalkspitze eingeschnittenen breiten Sattel. Während dieses Ganges erschließt sich ein herrlicher Blick auf das Wetterengebirge, den Zinkwandstock und die, von hier aus gesehen, ungemein kühn gestaltete Rampspiße. Vom Kalkspitzenfattel selbst aber überfieht man die Hörner und Zinken der Radstädter Tauern, die von den Firnhäuptern der Hohen Tauern überragt werden, und die Übergossene Alm.

In recht anregender, unschwieriger Kletterei erreicht man, dem Grat anfänglich etwas ausweichend, dann aber unmittelbar auf ihm, die 2455 m hohe Steirische Kalkspitze, deren Scheitel jedoch merkwürdigerweise nicht aus Kalk, sondern aus Urgestein (Gneis) besteht und die einen einzigschönen Anblick der Dachsteingruppe und der ganzen, die Giglachseen umrahmenden Bergwelt gewährt. Besonders fesselnd in diesem Rundbilde ist die gerade gegenüber aufragende Rampspiße, die in wildzerrißnen Wandfluchten in die Tiefe des Preuneggtales stürzt; sie ist gekrönt von schlanken Türmen und Zacken und wird überragt von dem im Schmuck seiner Firnfelder schimmernden Höchstein—Wildstellstock. Den Mittelraum des großartigen Rundbildes nimmt das Wetterengebirge selbst ein—Murspiße, Rotmannndl, Sauberg, die Vetternspißen, die Engeltarspiße und Hadingspiße, während dahinter die Bergfürsten des Gollingzuges: Zwerfenberg, Elendberg, König Hochgolling selbst und das stolze, kühngeformte Rasereck, sichtbar werden. Daran schließt sich noch die Zinkwandgruppe. Aber auch der Talblick soll nicht vergessen sein, denn das schöne Preuneggatal liegt einem wie ein Reliefbild zu Füßen, von seinem Ursprung bis zum Ausgang ins Ennstal verfolgbar. Unser Gipfel selbst stürzt in steilen Fluchten zur herrlich gelegenen Ursprungalm ab, die wie ein Riesenspielzeug zu Füßen gebettet ist. An die Dachsteingruppe schließen sich fahlgrau verdämmernd die Felswüsten der Salzburger Kalkalpen, wie Tennen- und Hagengebirge, Übergossene Alm usw. Westwärts sind, wie schon erwähnt, die Radstädter und Hohen Tauern sehr schön sichtbar.

Um auch für diesen Teil des Rundbildes einen besseren Überblick zu gewinnen, kletterte ich wieder zum Kalkspitzenfattel zurück und erstieg dann, ohne jede Beschwerde, die 2468 m hohe Lungauer Kalkspitze, die mit Rücksicht auf die vollständige Mühelosigkeit ihrer Ersteigung wirklich „der Berg für alle“ genannt werden muß. Die Aussicht ist fast die gleiche wie von der Steirischen Kalkspitze, die übrigens einen präch-

tigen Vordergrund für den Blick auf die Dachsteingruppe abgibt und nur die Schau gegen Westen und Süden, gegen die Radstädter Tauern und die Berge des Murtales ist noch schöner, aufgeschlossener. Gerade gegenüber liegen die prächtigen Berggestalten der Seekarspitze, Wurmwandspitze und Plattenspitze, dann der Riesenleib des Gurpitschecks. Darüber hinaus erblickt man den Zug des Pleißlingsteils und den Hochfeind—Weißenedzug, während ganz in der Ferne, im Südwesten, der Faulkogel, das Mosfermannndl und die Rieselwand sichtbar sind, hinter denen die Firndome der Hochalmspitz—Ankogelgruppe, ferner die Goldberg- und Glocknergruppe aufleuchten.

Meine Worte dürften beweisen, daß die Besteigung der Kalkspitzen, dieser trefflichen „Hüttenberge“, wirklich sehr lohnt. Und dazu muß noch erwähnt werden, daß man beide Gipfel leicht an einem Vor- oder Nachmittag von der Hütte aus besuchen kann.

Ebenso bequem wie durch das Obertal und das Giglachtal führt vom Ennstale aus auch durch das Preuneggatal ein Aufstieg zur Hütte. Es ist dies aber ein Weg, der sich meines Erachtens mehr für den Abstieg eignet, da er einigermaßen eintönig ist und sich dem talauf Wandernden erst ganz am Schluß der allerdings prächtige Anblick des Steilabsturzes der Steirischen Kalkspitze zur Ursprungalm bietet.

Der großartigste Weg zur Giglacheehütte ist der sogenannte „Schladminger Höhenweg“, der über den Ramm des Schiedecks und des Ramps führt und den H. Schattauer in Nr. 8 der „Mitteilungen“ unseres Vereins vom Jahre 1914 eingehend und unter Beigabe eines Übersichtskärtchens geschildert hat.

Ich bin zu Ende. Wenn meine Schilderungen die Veranlassung dafür sind, daß die so Herrliches bietende Bergwelt der Niederen Tauern recht oft besucht wird, besonders von den Brüdern aus dem Reiche, so haben sie ihren Zweck bestens erfüllt. Manch anderes Berggebiet mag sich durch prachtvollere Bergformen auszeichnen, auch schöner sein, aber den Zauber der Ursprünglichkeit, der den stillen Bergen der Niederen Tauern innewohnt, den haben jene Gebiete, die mit Schutzhäus- und Wegbauten überreichlich gesegnet sind, nicht mehr. Dessen bin ich aber gewiß: wer einmal die stille Schönheit der Tauern auf sich einwirken ließ, wird immer und gerne wiederkehren.

Schneeschuhfahrten in den Schladminger Tauern



Von Grete Uitz



Vor langer, langer Zeit — es könnten zehn Jahre her sein, und sind doch erst zwei —, damals, als noch kein Krieg war, was hatte da der Name Schladming für uns für einen hellen fröhlichen Klang! Wie brachte seine Nennung das übervolle Herz so leicht zum Überfließen in Erinnerungen und Schilderungen von Pulverschnee, goldbeglänzten Bergen und staubenden Fahrten. Doch heute stößt die Feder und es fällt schwer, alle die leuchtenden Bilder wieder von zutiefst unten herauszuholen. Der Krieg hat sie so ganz verdunkelt und so viel Schweres und Trauriges lastet nun darüber. Auch einer unserer fröhlichen Kameraden von damals ruht nun in fremder galizischer Erde, ein so lieber, prächtiger Mensch. Er fiel am 9. Januar 1915, — fast zur selben Zeit ein Jahr früher hatte er noch mit uns gejubelt über den Pulverschnee der Schladminger Berge. Nun schlummert er so fern seinen geliebten Bergen, die er nie mehr sehen wird und die uns so oft gemeinsam beglückten. Und gleich ihm so viele! Wie könnte man mit diesem Gedanken im Herzen je wieder so sorglos froh und glücklich seine Spuren durch den glitzernden Schnee ziehen, wie damals, als man noch nicht wußte, was Krieg ist? Und man scheut sich, frohe Erinnerungen wieder aufzuwecken, die so fremd sind dem bitteren Ernst unserer Tage. —

Und doch ist es nicht recht so. Sind es nicht gerade sie, die uns in schwerer Zeit nicht verlassen, die nichts uns rauben kann, deren strahlendes Licht auch die dunkelsten Stunden erhellt? Welch großer Trost liegt in dem Gedanken, daß es doch einmal solche Stunden reinsten Harmonie und verklärten Friedens gegeben hat, wenn man die Welt von Haß und Jammer überslutet sieht. Ja, und die tiefe Dankbarkeit dafür, daß man sie erleben durfte, kann unser Herz nie vergessen, die Erinnerung an sie gibt Stärke und immer neuen Mut in den Tagen des Kammers und der Not.

Deshalb sei er wieder heraufbeschworen, der Zauber dieser fernen, unvergeßlichen Tage, so wie sie waren, mit all ihrem Frohsinn und ihrer Unbekümmtheit! Ich will es versuchen, so gut es geht, — aber wird es auch gelingen? —

Die Ausläufer der Niederen Tauern in der Umgebung Schladmings bieten dem Schneeschuhläufer ein prächtiges, abwechslungsreiches Gelände. In Betracht kommen vor allem die letzten Gipfel jener vom Hauptkamm nördlich streichenden, schroffen Seitenkämme, die die seenreichen Tauerntäler einschließen und in ihrem mittleren und innersten Teile im Winter nicht gut zugänglich sind. Sie fallen gegen das breite Ennstal als meist sanfte Ruppen mit weitausgedehntem Gehänge ab, die im mittleren Verlauf stets stark bewaldet und flacher sind, während sie im untersten Teile steil endigen.

Von mancher dieser unscheinbaren Ruppen eröffnet sich ein Rundblick von unbeschreiblicher Größe und Schönheit. Der Gegensatz von lichtem Ralk und ernstem Urgebirge verleiht der Landschaft ein außerordentlich reizvolles Gepräge und ist die Quelle einer seltenen Fülle von Eindrücken, die man hier empfängt. Jenseits der Enns erhebt sich das mächtige Ralkmassiv des Dachsteins mit seiner herrlichen, mit Recht so berühmten Südwand; ihm vorgelagert die breite, liebliche Stufe der Ramsau, die mit ihrem Gewirr von viereckigen Flecken, das durch die vielen Zäune entsteht, die schön

fäuberlich jede Wiese und jedes Feld umgrenzen, und mit ihren verstreut liegenden, behäbigen Bauernhäusern ein Bild der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit bietet. Im Süden dagegen blickt man mitten in das Herz der Niederen Tauern, dieser schlichten und ernsten Berge, die so düster und oft fast unfreundlich scheinen und doch dem Wanderer, der zu ihnen kommt, eine Welt voll Schönheit und Lieblichkeit offenbaren. Im Winter liegen Täler und Rare in den ungeheuren Schneemassen begraben, die weiche Decke mildert alle Schroffheiten und nur die steilanstiegigen Pyramiden der Hochgipfel und die von ihnen abstreichenden Felsgrate blicken düster wie sonst; auch sie sind ja dann in ein zartes, duftiges Gewand gekleidet, doch an vielen Stellen wird der weiße Schmutz vom Dunkel des Gesteins zerrissen.

Das Schneeschuhgelände Schladming's ist kein durchweg sanftes und hindernisloses, wie es von manchen anderen Gegenden gerühmt wird, sondern es bietet dem Schneeschuhläufer durch seine oft steilen Hänge, seine starke Bewaldung und sein wechselndes Gefälle zwar nirgends größere Schwierigkeiten, aber doch eine Menge Anregung, und das ist eben das Schöne. Der Genuß an einer Tur hängt hier meist von der richtigen Durchquerung des Waldgürtels ab, während ober- und unterhalb dieses Hindernisses herrliche, sanfte Wiesen ideale, unbeschränkte Abfahrtsmöglichkeiten gestatten. Zahlreiche gute Wintermarkierungen erleichtern jetzt das Durchfinden bedeutend, doch auch derjenige, der sich lieber seinen Weg selbst sucht, kommt in dem weitausgedehnten Gelände hier auf seine Rechnung. Gerade die Waldfahrten in Schladming's Schneeschuhgelände gehören mit zu meinen schönsten Wintererinnerungen. Abgesehen von dem durch die geschützte Lage fast immer herrlichen Pulverschnee, hat es auch einen eigenen Reiz, zwischen den schlanken Stämmen des hier meist lichten Hochwaldes durchzuschließen und mit kunstvollen Schwüngen sich blitzschnell ohne Aufenthalt den Weg zu suchen. Und doppelt herrlich ist es dann, wenn man wieder die weiten, freien Wiesen gewinnt und nun nach Herzenslust in diese scheinbare Unbegrenztheit hineinfliegen kann!

Zu den Anstiegen kann man häufig steilanstiegende Hohlwege benützen, die die Aufstiegszeit verkürzen und meist weit hinaufführen, während man erfreulicherweise bei den Abfahrten fast nie an sie gebunden ist. —

Schlading im Winter! — Kann man sich ein gemütlicheres Nest denken? Durch ein uraltes Tor betritt man den langgestreckten Marktplatz, der in tiefem Winterfrieden mit seinen mehr oder weniger stattlichen Häusern, die unter dicken Schneehauben hervorlugen, daliegt. Freundliche Wirtsleute begrüßen uns jedesmal mit solcher Herzlichkeit, daß man sich gleich behaglich und zu Hause fühlen muß. O ihr gemütlichen Abende alle! — wenn man den ganzen Tag in der Sonne herumgelaufen war, nun um den Tisch herumsaß und Pläne für die nächsten Tage schmiedete, dazu eine Unmenge von Torten und allem möglichen verzehrt wurde — das glaubt ja ein Unbeteiligter nicht, was so ein Schneeschuhmensch für einen unergründlichen Magen hat! — und es draußen in der Küche so lieblich-brenzlich nach heißem Schneeschuhwachs duftete, wo die Brettl'n schon wieder für den nächsten Tag „geschliffen“ wurden!

Und erst diese Fahrten! Von ihnen will ich nun erzählen.

Gaßelhöhe, 2035 m

Am bitterkalten Morgen des Heiligendreifönigstages 1914 traten wir, eingemummt bis zur Nasenspitze, zu dem schon wartenden Schlitten hinaus, verstaute uns, unsere Schneeschuhe und Rucksäcke darin so gut als möglich — und dahin ging die fröhliche Fahrt! Obwohl wir jeder in drei bis vier Schichten von Wollzeug, Jacken und Mänteln derartig eingepackt waren, daß wir nur „steif wie die Klöße“ in den Schlitten „hineinfallen“ und uns auch nicht um Haaresbreite rühren konnten, so drang doch die rabiate Kälte uns langsam mit scharfen Nadeln bis ins innerste Mark. Wir suchten uns an den Klängen der niemals fehlenden

Mundharmonika zu erwärmen, doch blieb die Wirkung, wahrscheinlich eine Folge des doch unzulänglichen Systems, gänzlich aus. Und der Schlitten sauste unter fröhlichem Geklingel dahin auf der prachtvollen Bahn, daß uns die schneidende Luft nur so um die Ohren pfiß!

Viel zu bald waren wir trotzdem wieder in Pichl, dem Ziel unserer Fahrt, und mußten uns trotz Stöhnens und Verwünschungen bequemen, unsere ganz steifen Glieder aus dem Schlitten herauszulösen, was nicht ganz leicht war. Klappernd vor Kälte schnallten wir gleich die Brettl'n an, denn eine rote Schindel an dem Bauernhaus vor uns wies über die unmittelbar dahinterliegenden Wiesen hinauf. Ich muß hier hinzufügen, daß wir die eigentliche Ortschaft Pichl auf unserer Fahrt nicht berührt, sondern unmittelbar vorher uns scharf nach links gewandt hatten, dem Preuneggtale zu, an dessen Eingang das obengenannte Bauernhaus liegt. Allmählich durchströmte wieder wohlige Wärme unsere Adern, wie wir langsam die schönen Wiesen hinaufstiegen. Durch ein kleines, tiefverschneites Wäldchen gelangten wir alsbald auf den Weg, der in den Preuneggraben hineinführt, an dessen linker Talseite sich der Höhenzug aufbaut, dessen letzte Erhebung gegen das Ennstal zu die Gasselhöhe ist. Eine Weile folgten wir ihm, bis wir ihn bei einer Gruppe malerischer Bauernhäuschen wieder verließen und über Wiesen zum Wald hinaufstiegen. Bei jedem Schritt rieselte und rauschte der köstlichste Rauhreif, der in merkwürdig großen Blättern alle Flächen mit Millionen von Stacheln überzog. Gelbe Sonnenflecke malten sich in den tiefblauen Schneeschatten der Waldwiese und ließen ein Sprühen und Funkeln aufstieben, daß es eine Pracht war. Ein Frieden und eine Trautheit lag über dem kleinen Erdenflecken, daß man sich unwillkürlich dachte, hier möchte ich bleiben. Nun ging es durch Hochwald zu einem langgestreckten Schlag, der sich zu beiden Seiten einer sanften Mulde ausdehnte. Zwischen puzigen kleinen Bäumchen mit abenteuerlichen, riesigen Schneehauben schmiegte sich unsere Spur in Rehren den Hang hinan und der Gedanke an diese Abfahrt ließ unsere Herzen vor Ungeduld schneller schlagen. Dort am Ende der Mulde, wo der Wald von beiden Seiten den Schlag wieder engte und nur eine schmale Gasse freiließ, blaute der tiefdunkle Himmel zu uns herein, als müßte man dort geradezu in ihn hineinsteigen können. In weitem, sanftem Bogen überschritten wir ganz oben die Mulde, erreichten die Gasse dort, wo der unwahrscheinlich blaue Himmel an die Erde stieß und nun — welch eine reizende Überraschung! — lag vor uns im flutenden Sonnenlicht ausgebreitet ein weites, ebenes Kar, ein herrlicher Almboden mit verstreuten Hütten, nach allen Seiten hin abgeschlossen, wie eine kleine Welt für sich. Ein wahres Schneeschuhfahrerparadies! An tiefverschneiten Hütten, die halb im Schnee begraben lagen, zogen wir unsere Spuren vorbei und Ausrufe des Entzückens wurden laut beim Anblick der sanften, muldigen Seitenhänge, an denen nur einzelne letzte Bäume das reine Weiß der dicken Schneedecke unterbrachen. Den Abschluß gegen Süden bildet die Gasselhöhe, die ziemlich steil gegen den Almboden abfällt. Wir wählten deshalb den sanften, westlichen Hang des Kares zum Anstieg, um von dort den Ramm zu gewinnen, der im Halbbogen zur Gasselhöhe hinüberstreicht und so einen Teil der Umrahmung des kleinen Hochtales bildet. Obwohl das Stück bis zur Rammhöhe ganz kurz war, fiel es uns doch sauer genug, da die Sonne mit wahrer Glut sich in die Lehne hineinlegte. Aber oben war's dann fein! Ein frisches Lüfchen flog uns entgegen und flink ging's im nur ein paar Finger hohen Pulverschnee dahin über den breiten, flachen Ramm, wo rechts und links nichts mehr das schweifende Auge beengte. Ein letzter steiler Absatz machte uns unerwarteterweise noch zu schaffen; er war ganz abgeweht und beinah gefroren, so daß die Brettl'n keinen Halt fanden, und da wir, statt klugerweise abzuschnallen, uns das Gegenteil in den Kopf setzten, mußten wir uns auf dem kurzen Stückerl mehr plagen als auf dem ganzen übrigen Anstieg. Unter weidlichem Stampfen und Ver-

wünsungen gegen die beständig ausgleitenden, heimtückischen Schneeschuhe, erreichten wir endlich den Gipfel.

Nun hatten wir aber auch den schönsten Lohn: weithin einen Kranz von strahlenden, herrlichen Bergen! Wie könnte es auch anders sein, hier, wo zwei unserer schönsten Kronländer aneinanderstoßen, Salzburg und Steiermark. Entlang des Rammes läuft die Grenze. Aus unmittelbarer Nähe grüßt hier der Dachstein herüber, ihm zur Seite die reizende Bischofsmühle, beide in das zarte, duftige Gewand des Winters gehüllt, und in immer weitere Ferne reiht sich im Westen Berg- an Berggestalt, der Hochkönig in strahlender Weiße, und ganz fern blauen wie ein Wunder aus Duft und zartesten Farben die Hohen Tauern. Was soll ich sie hier alle aufzählen, die vielen, von deren Namen jeder so hochgemuten Klang hat! Im Süden entfaltet sich das Gewirr der Niederen Tauern und helle Sonnenstreiflichter lassen Rämme und Kuppen sanft erglänzen, während Rare und Mulden unter der dicken Schneedecke wie weiche Wellen dahinzustreichen scheinen, eingebettet zwischen dunkeln Felsgraten. Und über dem allen war ein wundervoller Winterhimmel gebreitet, im Zenith von einem südlichen Dunkel und in der Ferne im zartesten Hellblau zerfließend. Wir schauten und schauten und konnten uns doch nicht sattsehen. —

Dann aber wurde ausgepackt, denn der leere Magen machte nun energisch sein Recht geltend. Doch mit einem gemütlichen, lustigen Picknick, wie wir's uns so schön geträumt hatten, war's heute nichts. Die infame Kälte trübte unsere Gipfelrausch empfindlich. Schon das Ablegen der Fäustlinge erschien als ein gewagtes Unternehmen, wie sollte man sich da gar erst eine Orange schälen! Das Sitzen hielt keiner lange aus und so würgte man stampfend und im Kreis herumlaufend ein Stück halbgefrorenes Fleisch oder ein Stückchen Torte, das einem doch im Hals stecken blieb, hinunter und dann machte sich alles schleunigst marschbereit.

Noch einen Blick auf die geliebten Berge — und dann los! Zuerst kam der steile, vereiste Abfah. In ganz knappen Bögen — es war nicht viel Platz hier — rumpelten wir über die festgefrorenen, oft über einen halben Meter hohen Windwehen hinunter; da zeigte sich's halt, wer seine Schneeschuhe in der Hand hatte, und aufpassen hieß es, daß man nicht auf einmal ein Brett zu viel hatte! Aber dann ging's in feinem Schuß über den sanften Teil des Rammes dahin, daß es eine Lust war, weiter über den schönen Hang und vorbei an den friedlichen Umhüllten. Nun kam der schöne Schlag, auf den wir uns schon den ganzen Tag gefreut hatten. Im Sauss flogen wir in weitgestrecktem Bogen hinüber über die Mulde und nun begann ein Schwingen, das mir in unvergeßlicher Erinnerung ist. In scharfer Fahrt ging es zwischen den kleinen Bäumchen durch, mit lautlosen Schwüngen ohne Aufenthalt immer weiter im stiebenden Pulverschnee. Wir waren heut' nur zu viert und stimmten ganz ausgezeichnet in der Marschgeschwindigkeit überein, da gab's kein Zurückbleiben und kein Warten. Wie auf Verabredung setzte jeder sein bestes Können ein und im Dahinstürmen war doch Disziplin in jeder Bewegung, Mensch und Schneeschuhe ein Fuß, federnd in allen Muskeln und in vollkommener Ruhe die tausende Fahrt beherrschend. War es der fabelhafte Pulverschnee, der uns Flügel verlieh? Man brauchte ja nur an einen Schwung zu denken, so sah er schon wie gegossen! Es war aber vor allem der harmonische Zusammenklang von uns vier Kameraden, das Gleichmaß des Fahrens, der diese Fahrt zu einem ästhetischen Hochgenuß machte, wie man ihn selten erlebt.

Langsamer ging es nun durch den schönen stillen Hochwald und dann hinaus auf die herrlichen, weiten Wiesen. Ein wahrer Rausch erfaßte uns da und ein toller Übermut; jeder ließ die Schneeschuhe schießen, was das Zeug hielt, hinein in das unberührte, lockere Element, das dem geringsten Druck nachgab. Da, ein verborgenes Hindernis! — und mit jähem Schwung, daß sich der Schnee bis zum Knie aufstaute, standen wir, lachend und atemlos von der wilden Jagd.

Nun hieß es ein Stückchen sich dem Hohlweg anvertrauen. Doch wie wir zuerst, einige Schritte nach oben laufend, um eine Biegung herumkommen, da bleiben wir auf einmal wie vor einem Wunder wortlos stehen. Vor uns zeigt sich plötzlich der Dachstein in einem so märchenhaften Rosenrot erstrahlend, daß wir es mit weitgeöffneten Augen anstaunen und fast nicht glauben können. Wir starren ganz benommen auf die wunderbare Erscheinung und möchten diesen Anblick in uns hineintrinken können, um ihn für immer festzuhalten. —

Dann schossen wir im ausgefahrenen Hohlweg dahin, daß einem Hören und Sehen verging, konnten uns noch rechtzeitig erfangen, um, sobald es ging, wieder die Wiesen aufzusuchen. Aber unsere Freude dauerte nicht mehr lange. Noch ein tüchtiger Schuß — und schon standen wir wieder auf der Straße, bei den Bauernhäuschen, wo wir morgens den Schlitten verlassen hatten. Ein allgemeiner, aus tiefstem Herzen kommender Ruf des Bedauerns wurde laut, daß die unvergleichliche Fahrt schon zu Ende war. Doch so sehnsüchtig wir auch den Berg hinaufblickten, wir waren nun einmal unten, und so trollten wir uns schließlich langsam der Straße entlang hinein nach dem malerisch am Bergeshang gelegenen Pichl. Ein vorzüglicher, heißer Kaffee im Gasthof Pichlmeyer — in einem Wiener Kaffeehaus kann er nicht besser sein! — bereitete uns einen Hochgenuß, den du, lieber Leser, nur dann wirst voll zu würdigen verstehen, wenn du selbst schon einmal den ganzen Tag in Sonne, Schnee und Kälte herumgelaufen bist, mit nichts anderem im Magen als ein paar frierend hinuntergeschlungenen Bissen. Was sind die einfachsten Dinge in den Bergen oft für eine Quelle kindlicher Freude und heiteren Genußes; dagegen können die raffiniertesten Vergnügungen der Großstadt mit all ihrem Luxus doch nicht aufkommen!

Als wir uns dann auf die Beine machten, um unsern Zug nach Schladming zu erreichen, lag das Tal im milchigen Schein des Vollmondes vor uns gebreitet. Flutend wogte das sanfte Licht über den weißen Häuptern der Berge und die Sterne glitzerten am Himmel, als wollten sie herunterpurzeln. Der Schnee schrie und krachte unter unsern Tritten und die Luft flimmerte von Millionen feiner Eiskristalle; so wanderten wir durch den Vollmondzauber der klirrend kalten Winternacht zur kleinen Station.

□ Planei, 1904 m, □
Grabergzinken, 2124 m

Planei! Dieser Name hat doch vor allen andern Schladminger Schibergnamen den schönsten Klang. Von uns wird sie nur die „göttliche“ Planei genannt, die man sich ohne herrlichen Pulverschnee nicht denken kann. Eigentlich heißt der Berg breit und poesielos: der Schladminger Raibling; doch bleibe ich bei meiner alten, liebgewordenen und viel klingenderen Bezeichnung: Planei. Sie erhebt sich unmittelbar südlich von Schladming mit breitem, weitausgedehntem Gehänge zu einer von unten nicht sichtbaren flachen Ruppe, die das Ende des das Untertal östlich begrenzenden Rammes bildet. Ihr gilt heute unsere Fahrt.

In der gemüthlichen Schladminger Wirtsstube herrscht am Morgen ein lustiges Durcheinander; man schießt hin und her, schnallt die Seehunde an, packt seinen Rucksack und dazwischen frühstückt man in größter Eile, denn, obzwar der Abmarsch erst für 8 Uhr festgesetzt ist, so ist doch niemand pünktlich fertig und — Ordnung muß doch sein! Endlich setzt sich die Gesellschaft in Bewegung; man schultert die Bretter und tritt in den bitterkalten Morgen hinaus. — 18° R sind kein Spaß, wenn man eben aus dem warmen Bett und aus der geheizten Stube kommt, und so verschlägt es auch sämtlichen Teilnehmern schnell und gründlich die Rede. Der Schnee kracht unter den Tritten, wie wir zwischen den reizenden braunen Holzhäuschen dahinschreiten, der roten Wintermarkierung folgend, und unmittelbar hinter dem Ort den Nordhang unseres Berges gewinnen. Durch einen mächtig ansteigenden Hohlweg geht es hinan;

er ist gänzlich vereist, so daß man beständig mit dem Ausgleiten kämpft, und die Schneeschuhe auf der Schulter drücken. — Da vergeht uns bald die Kälte! Einer nach dem andern beginnt sich „auszuschälen“ und der gute Rucksack verschluckt willig alles, was man in ihn hineinstopft. Auf einmal ertönt ein lautes Ah! — Die Kalkfelsen der Scheichenspitze erglühen rosenrot in der aufgehenden Sonne. Mit neuem Lebensmut und von den beengenden Kleidungsstücken erleichtert, geht man nun wieder den unbeirrt steil ansteigenden Weg an, doch Lust zu reden bezeugt keiner von uns. Erst nach einer Stunde Aufstieg, die immer die schwerste ist, erwachen wieder die froheren Lebensgeister, um so mehr als wir nun aus dem steilen Hochwald heraustreten und sanfte, herrliche Wiesen sich vor uns ausbreiten. Jenseits der Enns strahlen nun die Ausläufer des Dachsteinstockes in sattem Gelb in der Sonne und unsere Herzen schlagen schneller in froher Erwartung des Schönen, das uns der Tag noch bringen wird. Wir können nun anschnallen. Welche Wonne, die schweren Brettl'n von der Schulter werfen zu können! Mit den langen Hölzern an den Füßen ist man doch gleich ein anderer Mensch und munter geht's nun die sanftansteigenden, langgestreckten Wiesen hinan. Hier liegen überall bis hoch hinauf verstreut stattliche Bauernhäuser, schon in der schönen Salzburger Bauart, mit den flachen, breiten Giebelbdächern, die teilweise mit großen Steinen beschwert sind; das Holzwerk weist jene von Alter und Sonne erzeugte, vom hellsten Goldbraun bis zu samtartigem Dunkel abgetönte tiefbraune Färbung auf, die so wunderschön ist; zierliche Gölzer laufen rundherum und das Ganze schmückt ein Glodentürmchen aus Holz. Wir trennen uns schwer von dem malerischen und trauten Unbild, doch weiter! hieß es, sonst erreichen wir heute nicht mehr die lichte Höhe. Wir wenden uns wieder dem früher verlassenen Hohlweg zu, der nun in den Wald hineinführt und, immer steiler werdend, emporleitet. Wildspuren überqueren unsern Weg und ihre oft so zierliche Ornamentik erzählt dem Kundigen so manch verschwiegene Geschichte. Da ist ein armes Häschen gehoppelt und ach! da ist auch schon Meister Reineke, der Geschmeidige, Schlaue dahinter her gewesen, wie seine graziöse, leichte Spur zeigt. Gelbe Sonnenflecke blühen hie und da im Waldesschaten auf und wecken mächtig in uns das Verlangen nach der bisher noch immer entbehrten Sonne. Doch noch heißt's eine Weile Geduld haben und tapfer bergansteigen, bis endlich der Wald sich wieder öffnet und vor uns im hellsten Sonnenglanze ein großer Holzplatz liegt, von dem man einen wundervoll wildromantischen Abblick in das Untertal hat. Hier oben, 1400 m hoch, liegt noch ein Bauernhaus, der Hocheigner. Wie wir noch ganz geblendet vom Licht und wohligh durchrieselt von der köstlichen Wärme dastehen, versunken in Betrachtung der steilabschießenden gegenüberliegenden Talseite, an der bis hoch hinauf lange, schütterte Zeilen von Bäumen emporklettern — ertönt plötzlich ein prachtvoller, dreistimmiger Jodler von oben. Holzknechte sind's. Wir lauschen gebannt dem weit in den strahlenden Wintertag hinausflingenden, von den Bergen widerhallenden Gesang. Reines von uns wird das tiefeindrucksvolle Bild vergessen mit seinem Frohsinn und seiner gesunden Kraft. Da saßen die braunen, stämmigen Burschen, durchweg prächtige Kerls, beisammen auf einem Holzstoß in der Sonne. Sie taten sich eben gütlich an der wohlverdienten „Tausen“ und waren kreuzfidel und zufrieden, obwohl sie doch in so harter und gefährlicher Arbeit ihr Brot zu verdienen haben wie wenige. Um 4 Uhr früh steigen sie zum erstenmal zum hochgelegenen Holzplatz, 3—4 Stunden weit, hinauf und tragen dabei bis zu 60 kg schwere Zugschlitten auf dem Rücken. Dort wird aufgeladen und mit der viele Zentner schweren Last beginnt dann die tolle und gefährliche Talfahrt über die sehr steilen und oft vereisten Hohlwege; und das wiederholt sich noch ein zweites Mal am Tage. Wie wir uns der Gruppe nähern, gehen lustige Scherzreden hin und her, die sich auf die Vor- und Nachteile des gegenseitigen „Sportgerät's“ beziehen und den wohlgemeinten Vorschlag enthalten, wir sollten doch einmal tauschen: „Das könnt' a lustige Abfahrt geben!“



Naturaufnahme von Ing. Bruno Heß

Mezzotinto Bruckmann

Höchststein vom Grabergzinken

Vom Hocheigner führte die Wintermarkierung früher nach rechts an die Südseite des Berges und von dort durch lichten Alpwald zum Gipfel. Dieser Anstieg ist zwar ein weiter Umweg, da er ja um den halben Berg herumführt und dadurch lange Strecken fast eben geht, aber er ist durch seine herrlichen Abbilde in das Untertal landschaftlich sehr schön. Da wir aber für heute noch viel vorhaben, wenden wir uns von hier nach links und steigen weiter an der Nordseite durch tiefverschneiten Wald, dann über Blöhen und Schläge, schließlich den freien Kamm gewinnend, zum Gipfel der Planel, den wir 4 Stunden nach dem Abmarsch erreichen. Noch kürzer ist der Aufstieg, wenn man gleich nach den ersten Bauernhäusern den Hohlweg verläßt und direkt an der Nordseite, sich etwas links haltend, über Schläge und durch Wald dem Gipfel zustrebt.

Der Rundblick hier oben ist herrlich. Leichter Nebeldunst verhüllt das Tal und darüber ragt in seinen schönsten Farben der mächtige Dachstein auf, strahlend in Sonne und Schnee, ihm zur Seite, ganz duftig und zart, die graziose Gestalt der Bischofsmühle; und im Süden blauen die ersten Niederen Tauern in unmittelbarer Nähe. Doch hier ist nicht unseres Bleibens; gewaltsam reißen wir uns los, es gilt ja heute dem Nachbarn in unserem Kamm, dem Grabergzinken. Wir setzen uns der Versuchung einer wenn auch noch so kurzen Rast gar nicht erst aus, wenn der Magen auch energisch protestiert, wir wollen unseren moralischen Halt angesichts dieses herrlichen Platzes mit seiner Prachtaussicht lieber nicht auf die Probe stellen.

In lustigem Schuß geht es ein kurzes Stück über den breiten Kamm hinunter. Doch schon ist's wieder aus, wir stehen auf dem tiefsten Punkt der Einsattelung und nun rücken wir energisch dem trohigtuenden Graberg zu Leibe. Wart' nur, mein Lieber, wir werden dich schon kriegen! Und richtig, im Anstieg entwickelt sich der steilaufliegende Hang zu netten Stufen und artigen Mulden, die eine prächtige Abfahrt versprechen. Serpentine reiht sich an Serpentine, dann noch ein großer Bogen nach Westen und wir sind nach einer Stunde Anstieges auf dem Gipfel.

Doch heute wird kein fröhlicher Suchzer laut, stumm stehen wir alle vor der Pracht dieser Welt. Feiertagsstille ist hier oben und in unsern Herzen, und ein heißer Dank, diese schönheitsgefättigte Stunde erleben zu dürfen. Bis in die unendliche Ferne reiht sich im silbrigen Glanze Berg an Berg, blauen Täler und Mulden, erstrahlt das Land in einer beseligenden Reinheit und Verklärtheit. Nichts regt sich und unterbricht die Majestät der winterlichen Bergwelt, nur der Wind singt sein ewiges Lied, rüttelt an uns und läßt ein vorwitziges Band flattern. Hier oben hält die Welt den Atem an und ist nichts als ein feierlicher und mächtiger Akkord überirdischer Schönheit und Größe.

Lange stehen wir so und kein Wort stört die Weihe dieser Stunde, wir verstehen uns auch so.

Endlich mahnt eine von Ergriffenheit rauhe Stimme kurz zur Abfahrt. Langsam wenden wir uns wieder der Gegenwart zu und lösen die Felle von den Schneeschuhen. Zu Fuß kann man noch einige Schritte höher gelangen und hat von dort einen wundervoll wilden Blick auf den steilabfallenden und dann weiterziehenden, mit Blockwerk übersäten Grat, der jetzt von kühnen Wächten gekrönt ist, dahinter die stolze Pyramide des Höchsteins (siehe das Bild S. 46). Unmittelbar im Süden ragt der mächtige Hochgolling auf, der König der Niederen Tauern. Einer nach dem andern macht sich fertig, umfaßt mit einem Blick nochmals die Runde, will sich das lebendige Bild dieser strahlenden Stunde unauslöschlich in die Seele graben — und läßt schweigend dann die Bretter gleiten.

Ich kann mich lange nicht trennen und fahre nun als letzte, noch ganz in Gedanken versunken, den Kameraden nach, — da fühle ich Pulver unter den Schneeschuhen, und plötzlich bin auch ich wieder bei der Sache und die Lust am Gleiten und Schwingen

erfaßt mich mit aller Gewalt. Heil! wie der Pulverschnee staubt! Im Nu bin ich aber schon wieder unten in der Einsattlung zur Planai, wo die andern bereits alle versammelt sind und in einer vom Wind geschützten Mulde, wo die Sonne hinbrennt, wie in einen Backofen, einen lustigen Lagerplatz aufgeschlagen haben. Das ist aber auch ein feines, gemütliches Plätzchen! Nun kommt endlich der ausgehungerte Magen zu seinem Recht und zwar ausgiebig. Gebrochen ist der feierliche Bann der Höhe. Alles lagert sich auf sinnreichen Vorrichtungen behaglich in der Runde und es gelangen die herrlichsten Schätze und Lederbissen an das Tageslicht.

Wunderbar gut ruht sich's da in der Sonne, das sind so die richtigen Genießerstunden! Mit wunschloser Zufriedenheit blicke ich dem leichten Rauch meiner wohlverdienten Gipfelzigarette nach, wie er im tiefblauen Himmel verschwindet. Stunden vergehen, niemand denkt ans Fortgehen. —

Doch auf einmal ist es wieder aus, wir müssen aufbrechen. Es ist sehr, sehr schade, aber nun kommt ja der Lohn des Tages: Die Abfahrt. Die steifen Glieder müssen sich aber zuerst noch bequemen, das kurze Stüd zur Planai hinaufzusteigen, es ist sauer genug. Doch oben dieser Rundblick! Schon erglüht der Dachstein im Rot der sinkenden Sonne — sogar ein solch strahlender Tag geht ja einmal zu Ende! Im sattesten Gelb leuchten alle Berge noch einmal auf, als wollten sie alles Licht des Tages noch sammeln, ehe seine Pracht versunken ist. Die Täler liegen schon im kalten Schatten, doch die Gipfel lohen, als möchten sie verbrennen. — Es muß sein! Wir müssen scheiden, so schwer es fällt. Leise zischend fliegen die Schneeschuhe im Pulverschnee dahin, den sanften Ramm hinab.

Nun eine tiefe Mulde — hinüber! — dann schießt man zwischen einzelnen Bäumen durch. Ein weiter Schlag öffnet sich — die Stöckchen fester genommen und die Mühe gut über die Ohren gezogen und nun im Saus hinein in den herrlichen Pulverschnee. Bei jedem Schwung taucht man förmlich unter in der tiefen, lockeren Masse, daß eine Wolke davonstiebt. Eine tolle Lust erfaßt uns alle, kreuz und quer schießen wir durcheinander. Wald! Man fliegt zwischen den Stämmen durch. Ah! wieder ein herrlicher, weiter Schlag. Man läßt sich ganz von der Wonne des Gleitens tragen und hat nur Angst, daß es zu bald aus sein wird. Doch nein! Immer neue Schläge öffnen sich, sanfte und steilere Hänge, dann wieder Wald und dann die herrlichen, herrlichen Wiesen! Ja, die Planai, nicht umsonst hat ihr Name einen eigenen Klang, der die Herzen höher schlagen läßt.

Bei einem Heustadel sammelt sich wieder die Gesellschaft. Mit von der unvergleichlichen Fahrt noch blinkenden Augen lacht und spricht alles durcheinander, kleine Abenteuer werden erzählt und manch gutgelungener Schwung in das rechte Licht gesetzt, was übermütiger Spott natürlich nicht gelten läßt. So mancher heimliche „Stern“ wird nun boshafterweise der Mitwelt kundgetan, denn vor nichts ist man bei Schileuten sicherer als vor übertriebenem Zartgefühl. Da ertönt eine Mundharmonika zur allgemeinen Begeisterung und der Künstler wird entsprechend geehrt und „befeiert“. Dann geht's wieder weiter; durch einen weniger schönen Durchschlupf mitten durch Erlengestrüpp (es gibt hier keinen andern Ausweg) gewinnen wir die letzten Wiesen, noch ein kurzer Schuß — und wir stehen unten an der Straße. Mit von den Erlebnissen des Tages übertollen Herzen wandern wir langsam durch den dunkelnden Abend nach Hause.

Hochwurzen, 1852 m

Eine kleine Gesellschaft fröhlicher Kameraden flog eines schönen Sonntagmorgens, anfangs Januar 1914, langsam den steilen Weg zum Rohrmoos hinauf. An der linken Seite des Talbaches, der mit Getöse sein herrlich smaragdgrünes Wasser vor der Mündung ins Ennstal, wo er durch eine Felsenenge hindurch muß, zu Gischt verwandelt, dehnt sich oberhalb einer

kurzen Steilstufe ein breites, sanftes Plateau aus. Inmitten der schöngebogenen Wiesen und Felder hier oben liegt die malerische Ortschaft Rohrmoos. Verlockend funkelte und glüherte in allen Farben des Regenbogens der herrliche Raubreif im ersten Morgensonnenschein, als wir aus dem Hohlweg auf die weiten Wiesen hinaustraten. Dem konnten wir nicht widerstehen, die Bretter flogen nur so von den Schultern und im nächsten Augenblick zog jeder Spuren in das schöne, unberührte Weiß, ziellos, sich nur der Wonne hingebend, diese weiten Flächen zu besitzen, Pulver unter den Füßen zu fühlen und das Rauschen und Rieseln des Raubreifs bei jedem Schritte zu hören. Lachend und ein wenig beschämt, daß wir selbst, wie die Kinder, diese wunderschöne Unberührtheit, die uns so entzückte, gleich zerstören mußten, ordneten wir uns dann wieder zu einer Reihe, wie sich's gehört. Dickvermummte Bauernfrauen und Männer begegneten uns; sie eilten hinab zur Kirche. Jeder grüßte freundlich und sprach auch wohl ein paar Worte; hierzulande sind die Menschen noch heiter und offen. Ein mitleidiges Weiblein schlug die Hände zusammen, wie es hörte, daß wir auf die „Wurzen“ wollten, und sagte: „Ja, mein God! d'Frau aa? Werd's net d'erfriaß'n bei dera Röll'n?“ Sie schüttelte noch lange den Kopf hinter uns her und wunderte sich, wie man an so einem bitterkalten Tag nicht lieber in der warmen Stube bleiben mochte. Und doch hätte sie daraus, daß meine Freundin Friedel und ich in der bloßen dünnen Leinenbluse gingen, während die warmen Sachen im Rucksack ruhten, entnehmen können, daß uns alles eher als kalt war. Und ich frage jeden Schneeschuhfahrer: Hand aufs Herz! Wird einem bei diesem Sport nicht oft ganz höllisch warm? Nun also, nur keine Sorge! —

Doch will ich gleich hinzufügen, daß der Schneeschuhlauf gerade hier in der Schladminger Gegend unter der Bevölkerung mehr Wurzel geschlagen hat als anderswo. Die Buben und Mädels laufen fast alle; so sahen wir auch heute am Sonntag viele Burschen mit Schneeschuhen zur Kirche fahren. An Wochentagen fahren die Kinder damit zur Schule. Die Bretter und die Bindungen sind meist selbsthergestellt und sehr einfach; man sieht die köstlichsten Systeme, die das Handwerk des Vaters verraten. Und mit diesen plumpen Dingen entwickeln die Kleinen eine Sicherheit und Behendigkeit, daß einem Neid überkommen könnte, ein schlagender Beweis für die Überflüssigkeit aller Bindungsstreitigkeiten!

Unter frohem Geplauder über die schöne Tatsache, daß wir wieder einmal alle in dieser liebgewordenen Gegend vereint waren und an dem prachtvollen Morgen im Glimmerschnee dahinwandern konnten, hatten wir allmählich die weiten Wiesen überschritten und traten nun in den blauen Waldesshatten ein. Noch einen Blick warfen wir zurück in die Sonne, ehe wir schieden; über dem Ennstal lag noch dichter Nebel, aber darüber ragten die Berge in der Morgensonne erglühend, während von den eben durchquerten Wiesen ein derartiges Funkeln ausging, daß es die Augen schmerzte. Die kühle Dämmerung tat nach diesen Lichtfluten den stechenden Augen ordentlich wohl. In einem tiefeingeschnittenen Hohlwege stiegen wir bergan. In der Nacht war ein wenig weißer Samt darauf gefallen und so schritten wir weich und lautlos dahin. Die Fichten ließen ihre schneebeladenen Äste tief hereinhängen, während gelbe Lichter durch ihre Zweige huschten und über den Waldboden glitten. Was gab es hier für lauschige, entzückende Plätzchen! Was wäre nicht alles zu erzählen vom schweigenden dichten Hochwald, dessen Stille nur hie und da unterbrochen wurde vom feinen Gezwitscher der Meisen, während tiefe Wildspuren kreuz und quer liefen und sich im Dickicht verloren; und erst von den kleinen Waldwiesen, um die tiefverschneite Fichten herumstanden wie ernste Wächter, deren Wipfel zackige, tiefblaue Schatten auf den gelben Schneegrund malten, der in unberührter Köstlichkeit den Boden verhüllte! Und als wir immer höher stiegen und der Hochwald sich wieder lichtete, was gab es da für Wunder zu schauen an breitstämmigen, mächtigen Fichten, deren Zweige unter den schweren

Schneelasten ganz zur Erde sanken, und an merkwürdigen Ungefallen, die der Wind aus kleinen Bäumchen gemacht hatte. Feine Schneefanten hatte er hie und da geschaffen voll ästhetischen Schwunges, wunderbar gedrehte Wächten herausgemeißelt und ganze Eisbärte an die Baumstämme geweht. Gleichmäßig tauchten die Stöckchen in den tieferen Schnee, wie wir in vielen Rehren durch den Wald emporstiegen. Wir näherten uns schon dem Gipfel, wie die Vorboten zeigten: eine Schar junger Fichten, die über und über, bis zum kleinsten Ästchen in gläserndes durchsichtiges Kristall gehüllt waren. Wer könnte sich einen Begriff von dem Strahlen, Funkeln und Glitzern winterlicher Märchenpracht machen, der es nicht erlebt hat!

Wir zögerten, den Gipfel zu betreten, dessen reine, weißkimmernde Unberührtheit so schön war, daß es einem leid tun mußte, sie zu zerstören. Oben dann gab es ein Schauen und Erklären, und Ausrufe über Ausrufe des Entzückens. Man wußte nicht, sollte man zuerst in die Nähe oder in die Ferne schauen. Bis nahe an die flache, baumlose Kuppe des Gipfels heran drängten sich die Fichten, die unter ungeheuren Lasten von Schnee fast zusammenbrachen; zwischendurch eröffnete sich gegen Süden ein reizender Ausblick auf die Kammfortsetzung, die zierliche Wächten schmückten. Es müßte eine herrliche Wanderung sein, den Rücken weiter bis auf das Hochfeld zu verfolgen. Aber ihn hinweg schimmerten die tiefverschneiten Rämme des Preuneggtales in der Sonne, deren helle Streiflichter den ernsten Niederen Tauern heute ein festliches heiteres Gepräge verliehen. Doch wie nun der Blick nach Westen, Norden und Osten schweifte, da wurde man ganz benommen von dem Leuchten und der Herrlichkeit ringsum. Die mächtige Dachsteinsüdwand, in ihrer Dreiteilung so altvertraut und doch ewig neu, ragte in frohen, lichten Farben in den blauen Himmel hinein und zierlich und stolz prangte die Bischofsmütze im Winterschmuck. Eine hinreißende Festesstimmung lag über der Natur, sie teilte sich auch uns mit, die wir ganz berauscht von der Sonne und der Pracht ringsum waren. Bald herrschte auf dem Rastplatz ein lachendes, lustiges Durcheinander. Aber mitten in all dem Übermut und der fröhlichen Lebendigkeit hing so manches Augenpaar plötzlich selbstvergessen und gebannt an den lieben, strahlenden Bergen und folgte ihnen bis in die in Glanz verschwimmende Ferne, oder verlor sich in dem unbefreiblichen, vibrierenden Blau des Himmels. Nach und nach versank jeder wieder in seliges Schauen und es wurde wieder ganz still, nur der feine Rauch der Zigaretten zitterte in der Luft.

Als wir dann so von ungefähr einmal unsere in der Sonne schon trocken gewordenen Felle zusammenrollten, da fühlten wir auf einmal die wonnige Glätte der Schneeschuhe, und nun gab's kein Halten mehr! Raum konnte man es erwarten, daß alle fertig zusammenpакten, vor Ungeduld, die Bretter pfeilgerade hineinschießen zu lassen in den gläsernden Schnee. Endlich war alles angetreten und auf das Kommando eins, zwei, dreil — flogen die befreiten Schneeschuhe, alle auf einmal losgelassen, in die Tiefe. Hochauf staubte bei jedem Schwung der prachtvolle Pulverschnee, der hier an der Hochwurzeln stets anzutreffen ist, sei es auch überall anderswo noch so schlecht bestellt damit. Kreuz und quer schoß man aneinander vorbei durch den Wald hinunter, hie und da unterbrach ein begeisterter Jubelruf die Fahrt. Blicke man einmal zurück, so sah man über sich Wolken von Schnee aufstieben. Geschah es, daß, puff! — einer auf einmal im lockeren Weiß spurlos verschwunden war, so weidete sich alles gefühllos an dem Anblick, wie sich nach einer Weile wieder darunter etwas rührte, sich mit unsäglichlicher Mühe aus der tiefen lockeren Masse herausarbeitete und schließlich als Schneemann zum Vorschein kam. Doch oft ereilte das Schicksal gleich darauf einen der Spötter und nun war das Lachen auf der andern Seite. Über die freien Wiesen holte dann jedes seine schönsten Künste hervor und freute sich über das spielend-leichte Gelingen im rieselnden Rahbreif. Als wir am Fuße der letzten Wiese anlangten, da war unsre Lust am Dahinfliegen noch lange nicht gesättigt und sehnfüchtig blickten wir



Ing. Bruno Gek phot.

Abb. 1. Blick von der Planei gegen Steintarzinken und Seektarzinken



Ing. Bruno Gek phot.

Abb. 2. Dachsteingruppe von der Planei



Ing. Bruno Feß phot.

Abb. 3. Höchstein und Grabergzinken von der Planei



Ing. Bruno Feß phot.

Abb. 4. Hochgolling und Zwerfenberg vom Grabergzinken

unsern Weg zurück. Hoch oben grüßten uns in der Abendsonne die glitzernden Bäumchen, denen wir eben noch so nahe waren — und schon trennten Stunden uns wieder von diesem Zauberreich.

Plesnizjinken, 2111 m So viele verschiedenartige Reize jedes von den vielen, zum Ennstale herausstreichenden Tauerntälern auch hat, das entzückendste von allen ist und bleibt doch das lieblich-romantische Seewigtal. Im Sommer blauen dort in drei Talstufen übereinander drei wunderschöne Seen, schäumende Wasserfälle stürzen von einem zum andern und am Talschluß thront majestätisch, bis weit in den Sommer hinein in weißen Hermelin gehüllt die prachtvolle Wildstelle. Man wandert dort wie im richtigen Märchenland. Der oberste See liegt schon mitten in wilder Felseinsamkeit und seine Lieblichkeit hat hier oben etwas Rührendes. So klein er ist, so gebärdet er sich doch schon ganz wie ein wirklicher See und träufelt seine Oberfläche in winzigen, blinkenden Wellchen; helles Grün sproßt an den Ufern und dazwischen glühen Busch an Busch brennendrote Alpenrosen, während von überall Wasser darauf sprüht, das an den dunklen Felswänden in vielen feinen Aldern herabstaubt oder rauschende Fälle bildet. Zu gerne möchte man auch einmal im Winter einen Blick in dieses verzauberte Tal tun können und belauschen, wie es sich in Schnee vergraben und in bläulichen Winterduft gehüllt, ausnimmt!

Als Eckpfeiler des das Tal rechts begrenzenden Höhenzuges erhebt sich der Plesnizjinken, von dem man, wie von einer Warte mitten in das Herz des Seewigtales hineinblickt. — Schneeschuhfahrer, schlägt dein Herz nicht höher?

Als wir eines Samstags Ende Februar um Mitternacht von einer kleinen Gesellschaft heimwärts wanderten, da wollten wir unsern Augen nicht trauen, daß sich ein wolkenlos funkelnder Sternenhimmel über uns spannte; denn bisher hatte es den ganzen Winter nur gestürmt, geschneit und am öftesten geregnet. Höhnisch glitzerten die Sterne. „Herrgott! morgen müssen wir auf einen Berg!“ warf da jemand hin. „Jawohl.“ „Aber es muß etwas Besonderes sein, denn morgen wird der herrlichste Prachttag sein, den es in diesem Winter gibt. Hätten wir es doch früher gewußt, wie schön wäre der Plesnizjinken gewesen!“ „Warum denn nicht?“ „Ja, warum eigentlich nicht?“ — Und schon war der Entschluß gefaßt. Wir packten nun noch um Mitternacht unsere Sachen, alles bis ins kleinste wurde bereitgelegt, bis wir endlich um 1 Uhr das Bett aufsuchen konnten. Doch nicht für lange.

Um 5 Uhr morgens heraus, das war bitter! Aber es hieß flink sein, die Schneeschuhe mußten noch gebügelt werden, denn sicher ist sicher! Dann eilig gefrühstückt und schnell auf die Bahn. Aber das Hochgefühl, als wir dann glücklich im Zug saßen und in den herrlichen Morgen hinein durchs Ennstal fuhren! Eben ging die Sonne auf, kein Wölkchen stand am Himmel und vorbei ging's an Bosrud, Grimming, Rammspitze und Stoderzinken, eine herrliche Fahrt im Morgensonnenschein.

Um 9 Uhr 20 Min. verließen wir in Aich-Allach den Zug. Unser Berg versteckte sich fast ganz hinter den Vorbergen, nur ein weißer Zipfel von ihm guckte neugierig aus nach den zwei frechen Schneeschuhfahrern da unten, den einzigen. Aber breit und verlockend dehnten sich bis weit hinauf die herrlichen Wiesen. Die erste Steilstufe verwehrte den Blick ins Seewigtal, aber im Morgenduft grüßte das Haupt der Wildstelle wundervoll und vielversprechend heraus. Mit geschulterten Bretteln wanderten wir an einer herzigen Kapelle mit Türmchen vorbei und stiegen, den ausgefahrenen Weg benützend, rasch an Höhe gewinnend, an der Nordseite unseres Berges an. Wie wir wieder aus dem schattenerfüllten Hohlwege, in den allerlei Strauchwerk mit schon fast blühenden Rätzchen hereinhing, austraten, lag vor uns das Ennstal im strahlenden Morgenglanze, ein wonniger Anblick, nur über dem Gefäße in der Ferne hatten sich dichte Nebel zusammengezogen. Bei einem herrlich gelegenen Bauernhause

machten wir in wohliger Sonne ganz kurze Frühstücksrast, denn seit 5 Stunden waren wir ja schon auf den Beinen und die lange Bahnfahrt hatte uns hungrig gemacht. Wie überall in der Schladminger Gegend liegen auch hier bis hoch hinauf verstreut stattliche Bauerngehöfte, die den Eindruck von tüchtigem Fleiß und Wohlhabenheit machen. Mit ihrem prachtvoll abgetönten braunen Holzwerk und den teilweise mit großen Steinen beschwerten Dächern bieten sie einen höchst malerischen Anblick, um so mehr, wenn, wie hier, eine mächtige dunkle Zirbe oder ein uralter breitästiger Ahorn das Anwesen krönt. Die Vorliebe der Bauern für stattliche Bäume beim Haus ist eine prächtige Sitte und beweist, wie stark der Schönheitssinn auch in den einfachen Menschen entwickelt ist, wenn sich auch manch althergebrachter Glaube mit diesen Schutz- und Truhbäumen verknüpfen mag. — Da der Schnee noch hart, noch nicht von der Sonne aufgetaut war, verfolgten wir, statt über die sanften Wiesen direkt anzusteigen, was bei gutem Schnee sonst sicher das vorteilhafteste ist, den Weg weiter, der uns teils fast eben, teils steil ansteigend in weitem Bogen herumführte. Als wir endlich, wo er endigte, anschnallten, waren wir schon hoch oben, am Beginn des Waldes. Über eine reizende, unberührte Waldwiese, die im Raubreif glitzerte, zogen wir unsere ersten Spuren bergan und strebten dem waldigen Rücken zu, der direkt nördlich ins Ennstal abfällt und in dem steilen Gelände den besten Anstieg ermöglicht. Zuerst ging es etwas durch dichten Jungwuchs, aber bald entwickelte sich der Ramm zu hübschen, licht bestandenen Stufen, die eine herrliche Abfahrt versprachen. Immer besser wurde der Schnee; hier war schon handhoch Pulver, das stetig zunahm. Zwischen den schlanken Stämmen blickten hie und da geheimnisvoll Wildstelle und Höchstein durch, aber immer halb verdeckt, so daß sich unser Ungeduld bemächtigte, ihnen doch einmal voll ins Antlitz schauen zu können. Aber damit hatte es noch gute Weile, auch in das Ennstal verwehte der dicke Bestand den Blick, so lange wir den Rücken hinanstiegen. Plötzlich öffnete sich der Wald ein wenig und wir stießen an einen mächtig steilen Hang, der mit dunkeln Gruppen herrlicher Zirben bestanden war. Hier ging's nicht hinauf, das sah man. Also überquerten wir, von unserm Rücken links abbiegend, den Hang dort, wo er gerade begann, steil zu werden, und erreichten den nächsten, weiter östlich streichenden Rücken, und auf ihm in einigen Serpentinien den baumfreien Ramm, der uns zum Gipfel führen sollte. Nun hatten wir endlich freien Ausblick: weit über sieht man hier das Ennstal vom Gefäße bis Radstadt; mit allen seinen mächtigen Kalkgipfeln liegt es wie eine aufgerollte Landkarte vor dem Beschauer. Wie Riffe ragen die Felsbastionen des Dachsteinstodes, der Rammspitze, des Grimnings, Bosruds, der Hallermauern und ganz ferne des Hochtors aus dem verschneiten Ennstal; ihnen zu Füßen liegen alle die vielen kleinen und größeren Ortschaften, bis weithin erkennbar inmitten des Schachbretts der Wiesen und Felder. Die Gliederung der Berge ist hier vielleicht nicht so reizvoll wie von manchem andern Gipfel der Gegend, dazu ist sie fast zu wohlgeordnet, aber eben dadurch wieder äußerst instruktiv und ein imposanter Anblick, den man in solcher Ausdehnung von keinem der andern Schiberge hier hat. Leider hatte sich unvermerkt der Himmel arg umzogen, nur entlang des ganzen Ennstals zog sich ein azurblauer Himmelsstreifen, eingefäumt von fahlem Grau. Doch da im Westen blinkte goldumflossen der Hochkönig im Sonnenglanz herüber, das Tennengebirge und, wie ein Duftgebilde, der herrliche Glogner!

Der steile Rammaufschwung vor uns hinderte den Blick nach Süden und sah in seiner glasig-abgewetzten Beschaffenheit nicht eben verlockend aus. Doch besser als wir gedacht ging es hinauf und bald wurde der Ramm flacher und löste sich in herrliche, mit Pulverschnee erfüllte Mulden auf, daß uns das Herz lachte. Das war nun ein fröhliches Wandern auf freier Höhe dem Gipfel zu! Mulde ein, Mulde aus ging es fast eine Stunde lang, bis wir den Gipfel mit dem Triangulierungszeichen vor uns liegen sahen. Ein wächtenge schmückter Ramm zog im Bogen zu ihm empor. Wir

ließen hier unsere Schneeschuhe und stiegen in 20 Minuten zum Gipfel, den wir 5 Stunden nach unserm Abmarsch von Nisch erreichten.

Tief unter uns lag das liebe Seewigtal erstarrt im Winterschlaf, wir blickten gerade in seinen Talschluß hinein. Unter der Schneedecke lagen nun die blauen Seen begraben, kein Wasserlein rauschte von den Felsen, düster und still lag es uns zu Füßen. Doch voll Leben strebte die feste Spitze des Höchsteins empor und entsandte einen wilden Zackenrat zur, in vornehmer Weiß gehüllten Wildstelle. Eine schwere dunkle Wolkenwand bildete den düsteren Hintergrund, von dem sich die Profile der beiden Berge mit ihrem zerklüfteten Grat in fahlem, blendendem Weiß abhoben. Wie warm und goldig mögen sie strahlen, wenn die Sonne darauf scheint und helle Streiflichter aufleuchten läßt über Graten und Mulden! Uns war es nicht vergönnt, diesen sicher unvergleichlichen Anblick aus nächster Nähe zu schauen, aber wir konnten uns auch an dem wilden, düsteren Bild nicht sattsehen. Abgerissene Nebelfetzen jagten bereits über die Scharten und der Wind setzte stoßweise ein. Weit überblickt man hier das Gewirr der Nideren Tauern, alle die vielen Gipfel, die einander so ähneln; nur die markante Gestalt des Knallsteins drängt sich dem suchenden Auge auf und verlockend grüßt die weiße, sonnenbeleuchtete Kuppe des Gumpenecks den Schiläufer.

Zu einer längeren Rast wurde es uns auf dem Gipfel doch bald zu ungemütlich, die Nebelfetzen machten schon Anstalten, uns ganz einzuwickeln. Mit einem Schluck heißen Tees aus der treuen „Thermos“ tranken wir Wildstelle und Höchstein ein „Profit“ zu und verließen dann rückzugartig im Trab den Gipfel. Bei unsern Schneeschuhen angelangt, blickten wir nochmals zurück auf das herrlich wilde, nun ganz umdüsterte Bild. Hier oben auf dem geschützten Hang stand auf 2000 m Höhe noch eine Zirbel! Nun hieß es: Kehrt euch! und es begann die flotte, lustige Fahrt über alle die sanften Mulden des Rammes. Über dem Ennstal stand noch der blaue Himmelsstreifen und der Grimming lag in herrlichster Beleuchtung vor uns. Im dreifingerhohen Pulverschnee ging's wie der Wind Mulde ein, Mulde aus, bis wir im Nu schon wieder beim steilen Endstück des Rammes angelangt waren, das nun in kurzen Schwüngen und Bögen genommen wurde; in fliegendem Saus tauchten wir gleich darauf in den lichten Wald. Der Schnee war hier so herrlich, daß wir fast völlig unserer leeren Magen und der winkenden Mittagsrast vergaßen und in lustigen Schwüngen hinuntertollten durch den lichten Forst im leichten, loderen Schnee. Schließlich legten wir uns aber doch gewaltsam Zügel an, es wäre doch schade gewesen, so in einem Saus hinunterzustürmen, so schnell ist man ja wieder im Tal und sehnt sich dann wieder nach der lichten Höhe! Wir lagerten uns nun im schönen stillen Hochwald und packten unsere Rucksäcke auf. Die Sonne schickte uns auch wieder einen freundlichen Strahl, sie beleuchtete festlich die fröhliche Tafel zu zweit, und es war so schön und behaglich da hoch oben im grünen Wald, daß wir es uns lange wohl sein ließen und nicht an Aufbruch dachten.

Über den lichtbestandenen Rücken begann dann wieder eine entzückende Fahrt zwischen den Bäumen durch, über steilere und sanftere Stufen in froher Fahrt. Mit Schuß und Schwung ging's dahin, daß der Schnee staubte. Zwei Bauernbuben, 17- und 15jährig, die unserer Spur nachgestiegen waren, hatten sich mittlerweile uns angeschlossen und schossen immer munter zwischendurch wie flinke Hasen; das gab viel Spaß! Dann kreuzten wir ein Stück durch ziemliches Dickicht, bis wir wieder hinausfliegen konnten auf freie Wiesen. Da sahen wir erst, daß der Himmel wieder ganz blau geworden war. Im Lauffschritt ging's daraufhin eine kleine Anhöhe hinan, die vor uns lag und einen schönen Ausblick versprach. Aber das hatten wir uns doch nicht erwartet, was sich nun unsern Augen bot! Im goldenen Abendglanze lag vor uns ausgebreitet das breite, liebe, schöne Ennstal und vom Dachstein bis zum Hoctor erglühten alle Kalkfelsen in flammendem Purpur. Der Atem stand uns still vor dieser

Leuchtenden Blut, in der der Wintertag sich in letztem Aufflammen verzehrte. Lichtumflossen strahlte, im Abendhimmel verschwimmend, die Übergossene Alm, lösten sich auf in Gold die fernen Hohen Tauern. Sehnsuchtsvoll trinkt man all diese Schönheit in sich und möchte mit den Bergen und Wolken in diesem Meer von Licht im goldenen Äther zerfließen können, sich auflösen in der unendlichen Harmonie der verklärten Natur.

Wir mußten endlich weiter. Die rasche Fahrt nahm bald wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Über die herrlichen Wiesen flogen wir dahin, endlos, von den Fesseln der Schwere befreite, beschwingte Wesen. An schönen Gehöften vorbei ging die Fahrt, ein Hund kläfft uns wütend nach — schon ist er wieder fern, fern. Der Purpur der Berge verglüht langsam und plötzlich sind sie zu kalter, grauer Asche verbrannt. Im Osten dämmt der Himmel schon im nächtlichen Stahlblau und silberne Sterne sind schon hineingestickt, aber im Westen loht er noch im sattesten Orange und goldumsäumte Rosawölkchen schwimmen selig in der leuchtenden Flut. Wir rasseln über die letzten, ganz gefrorenen Wiesen hinunter; unsere beiden netten Kameraden haben sich schon verabschiedet und sind wohl schon daheim in der warmen Stube. Noch durch einen steilen Schlupf geht es, und wir stehen wieder an der Straße.

Geheimnisvoll dämmt, schon in nächtliche Schleier gehüllt, die Wildstelle auf uns nieder und behütet wohl in ihrem Schoß das liebe, winterstille Seewigtal, das sich vertrauensvoll zu ihren Füßen schmiegt und in bangem Winterschlaf dem Frühling entgegenträumt, wo die Wässerlein alle wieder erwachen und der Himmel sich wieder in blauen Seeaugen spiegeln kann.

Giglachsee, 2000 m

Weltabgeschieden, inmitten der stillen Tauernberge, liegt auf 2000 m Höhe der dunkelgrüne Giglachsee. Tiefernst, fast düster ist seine Umrahmung, doch ein eigenartiger Zauber liegt über dem langgestreckten, ebenen Hochtal, dessen samtiges Grün zwischen rauhen Felsen eingebettet ist und in dem sich in merkwürdiger Formation das Obertal und der Preunegggraben zu einem Seebecken vereinigen. So fern allem menschlichen Getriebe dieses weltentlegene Gebiet zu sein scheint, so war es doch nicht immer nur der ideale Tummelplatz der Gams und der Murmeltiere, sondern seit uralter Zeit der Zeuge eines lebhaften Bergbaus, der erst gegen die sechziger Jahre allmählich einging. Ein alter Bauer erzählte uns, daß sich in der Gegend der Vetternspitzen noch ein Stollen befindet, der durch den ganzen Berg bis auf die Lungauer Seite hindurchführen und heute noch gangbar sein soll. Auch rührt der Name der Vetternspitzen der Sage nach von einem großen Grubenunglück her, bei dem die gesamte „Vetternschaft“ der übermütig gewordenen Knappen den Tod fand. Wie weit diese Erzählungen der Wirklichkeit entsprechen, lasse ich dahingestellt sein. Der Stollen dürfte wohl schon längst an vielen Stellen eingestürzt sein, wenn er wirklich jemals bestanden hat. Am Weg durch das Obertal sieht man zahlreiche alte Reste des ehemaligen Bergbaus, mit Gestrüpp überwucherte Grundmauern von Knappenhäusern und teilweise noch gut erhaltene Erzhöfen im oberen Teile, in denen das gebrochene Erz angesammelt wurde, um dann mit Schlitten ins Tal gefördert zu werden, denn im Winter ruhte gewiß der Bergwerksbetrieb gänzlich. Wilde Stürme brausen dann um die Berge des Giglachsees, undurchdringlicher Nebel hüllt tagelang alles ein und ungezählte Flocken wirbeln nieder und türmen sich zu einer mächtigen Schneedecke, die alles unter sich begräbt. In früheren Zeiten hat wohl nie ein menschlicher Fuß um diese Zeit das einsame Gebiet betreten, erst der Schneeschuhläufer hat den Weg dorthin gefunden; ihm bietet der Winter mit seinen Schneemassen keine Hindernisse mehr und hoch oben in wilder Einsamkeit winkt ihm jetzt eine frauliche Hütte, die ihm Schutz gibt in Sturm, Nacht und Nebel.

Eines herrlich schönen Winterabends trafen wir in Schladming ein. Im gemeinsamen Kriegsrat mit unsern Freunden, dem gleichgesinnten jungen Ehepaar F., beschlossen wir angeichts des wundervollen Wetters, diesmal den schon langersehnten „Giglersee“, wie er im Volksmund heißt, aufs Korn zu nehmen. Er hatte uns schon einige „Stückchen“ gespielt, diesmal sollte er uns aber nicht entgehen! Sorgsam stellten wir Proviant für 3—4 Tage zusammen, prüfend hoben wir immer wieder die Rucksäcke, die immer noch etwas aufnehmen mußten, das unbedingt notwendig war. Denn so bald würden wir bei dem herrlichen Wetter nicht wieder die Hütte verlassen, das stand fest.

Als wir andern Morgens punkt 7 Uhr den Schlitten bestiegen, sahen wir mißtrauisch zum Himmel empor, an dem sich dünne, ziehende Schleier zeigten. Doch keines sprach ein Wort über seine Betrachtungen und flott ging es dem Eingange des Preuneggtales entgegen. Im Nu hatten uns die flinken Pferdchen nach Pichl gebracht und nun hieß es, sich mit unsern schweren Rucksäcken auseinanderzusetzen! Mühsam stiegen wir unter der doppelten Last der Schneeschuhe und der Rucksäcke das erste steile Stück des Hohlweges bergan. Da! ober uns ein Krachen und Poltern! Schnell sprangen wir aus dem Weg — und schon sauste mit Rasseln in atembeklemmender Wucht ein hochbeladener Holzschlitten an uns vorbei, in die Tiefe. Es ist ein prächtiges, aber zugleich beängstigendes Erlebnis, zu sehen, wie die Holzzieher auf diese Weise ihre Zentnerlasten zu Tal schaffen.

Sauer genug wurde uns die erste Steilstufe ins Preuneggthal, schwerbeladen, wie wir waren! Freudigst wurde es daher allseits begrüßt, als nach ungefähr einer Stunde der Weg wieder sanft, fast eben wurde. Als bald schnallten wir die Bretter an; wie wohl tat diese Erleichterung den wundgedrückten Schultern! — und nun ging es, im gleichmäßigen Takte mit den Stöckern arbeitend, flott und lustig dahin. Bald ließen wir die letzten freundlich-malerischen Bauernhäuser hinter uns und glitten behend auf der ebenen Straße taleinwärts. Es war ein unbeschreiblich reizvolles und fröhliches Wandern, unsere schweren Rucksäcke spürten wir schon gar nicht mehr. Da liefen wir ein Stück dem Bach entlang, dessen grün-kristallklare Wellen leise plätscherten, während seine Ufer von im Raubreif glühenden Weiden eingesäumt waren, jedes Ästchen von zartesten Spizen umhüllt. Rechts und links zog die steilen Lehnen hinauf der dichtverschneite Hochwald. Stille ringsum, nur eine aufgeschreckte Wasserramsel flog singend weg. Als der Weg ein Ende hatte, glitten wir langsamer durch weichen Pulverschnee dahin, hinein in den winterstillen Wald. Sein weihervoller Zauber umfing uns, so daß jedes Gespräch verstummte. An einer lieblichen kleinen Lichtung war ein Stück Weihnachtsmärchen zu schauen: junge Fichten mit schwerbeladenen Ästen drängten sich dicht an den Weg; man mußte sich hüten, daranzustoßen, um nicht den ganzen weißen Segen zu empfangen, während die ganz kleinen Bäumchen nur mehr riesige weiche Schneefugeln waren.

Zwei Stunden wanderten wir so, fast eben laufend, in das Tal hinein. Vor der nun beginnenden Steilstufe machten wir bei einer Gruppe Almhütten Rast. Mittels eines Brettes und einer Leiter wurde im Handumdrehen ein bequemes Sofa ins Leben gerufen und alsbald saßen wir zu viert gemütlich in der Runde. Wir waren eben im besten Zuge unsere Rucksäcke gründlich zu erleichtern, als nettisch vereinzelte Schneeflocken zu uns niedertanzten. Das war denn doch eine Frechheit, nach dem herrlichen Abend von gestern! Doch mit Schlagworten wie „— nur leichtes Schneegestöber!“ und „— morgen kann der schönste Tag sein!“ sprachen wir uns gegenseitig Trost zu und ließen uns auch durch den gänzlich umzogenen Himmel unsern Optimismus nicht abkaufen; draußen im Ennstal sah es ja noch so hell aus, fast, als ob dort die Sonne noch schiene! Und neugestärkt, nicht zuletzt durch Freund F.s eiskalten Tee, den er mutig bis hieher geschleppt hatte und den nun bei der „kühlen Wit-

terung“ trotz preisenden Angebots niemand haben wollte, nahmen wir wieder die Rucksäcke auf und gingen die Steilstufe an. Hier begannen schon die Stangen der Wintermarkierung; bis hieher war überall die Sommermarkierung gut sichtbar gewesen. Über einen Schlag kamen wir auf einen ganz reizenden Waldweg, von dem man schöne Abbilde in den tiefen Graben hatte. In Serpentinien ging es nachher über einen mit mächtigen Ahornen bestandenen Steilhang, und dann tat sich ein hübscher Anblick vor uns auf: wir näherten uns einem großen Almdörfchen. In einem herrlich zu Füßen der Ralkspitze gelegenen sanften Boden liegt die Ursprungalm, eine Anzahl Sennhütten, jetzt ganz im Schnee vergraben. Hier hatte der Sturm arg getobt; zwischen den Hütten waren tiefe Klüfte und viele Meter hohe Wäuchten in abenteuerlichem Wirrwar ausgeweht, so daß es von unserm erhöhten Standpunkt fast aussah wie ein zerrissener Gletscher. An den Hütten vorbei gelangten wir alsbald in ein sanft ansteigendes, wunderbar alpines Hochtal, in dem das Wandern eine mühelose Lust zu sein schien. Doch wir täuschten uns gewaltig. Das Spurensuchen in dem tiefen, teilweise verwehten Schnee machte uns noch tüchtig zu schaffen. Endlos ferne sah man immer noch eine Stange und es war kein Näherkommen zu merken. Endlich nach 2 Stunden bog sich das Tal etwas nach links und nach einer Weile sahen wir die von der überaus rührig tätigen Sektion Wien unseres Vereins erbaute Giglachseehütte. Nach achtfündiger Wanderung erst hatten wir sie erreicht, wir konnten es fast nicht glauben. So unterschätzt man im Winter leicht die Zeiten, die durch das Spurensuchen stark beeinflusst werden, gewaltig, was manchmal zum Verhängnis führen kann. — Das „Schneegestöber“ hatte sich unterdessen zu einem regelrechten Schneesturm ausgewachsen, und gerade bei der Hütte pfiff es am ärgsten. Wir mühten uns, die Türe aufzubringen, brachten es aber nur zu einem kleinen Spalt, durch den wir uns, da wir glücklicherweise alle schlank waren, hineinzwängen konnten. Die innere Tür ging leicht auf und dann standen wir nach einigem Tappen im Finstern in der freundlichen Küche. Als bald brannte ein Feuer im Herd und unterdessen, bis es in dem eiskalten Raum warm würde, machten wir uns tüchtig zu schaffen, um dem Frieren zu entgehen. Ich bemühte mich mit großem Eifer, aber wenig Erfolg, die Tür auszuschaufeln. Wie ich wieder in die Küche trat, war es bereits himmlisch warm und das Teewasser brodelte schon in der Pfanne. Wir begaben uns nun auf weitere Suche. Aus der Küche kamen wir in eine kleine, urgemütliche Stube, auf deren Tisch noch ein herziger kleiner Christbaum von Weihnachten her stand, und daran anstoßend befand sich der geräumige Schlafraum, und — Hurra! — 20 Decken waren da. Bald glühte auch dort der Ofen und es entwickelte sich das gemütlichste Hüttenleben, das man sich denken kann. Während draußen der Sturm um die Hütte tobte und schwarze Nacht sie einhüllte, fühlten sich die vier, hoch oben in der Einöde verlorenen Menschenkinder unendlich wohl und behaglich am warmen Herd, von dem bereits liebliche Dünste aufstiegen. Nach dem Abendessen saßen wir noch lange und plauderten von alten Geschichten, dann wickelten wir uns jeder in 5 Decken ein und schliefen wie die Götter.

Doch am andern Morgen stürmte und schneite es noch ebenso lustig wie abends zuvor. Das waren traurige Aussichten! Freund F. wollte trotz Nebel und Sturm auf die Ralkspitze gehen, doch wir kamen schließlich überein, dies aufzugeben, bis Mittag abzuwarten und, falls es sich nicht bessern sollte, zu Tal zu fahren. Aber statt besser, wurde es stündlich schlechter und so rüsteten wir uns um ½ 12 Uhr mittags zur Abfahrt. Nach gründlichem „Reinemachen“ traten wir vor die Hütte, wo uns Sturm, Nebel und Schneetreiben nicht eben freundlich empfingen. Auf zehn Schritte sah man von seinem Vordermann nur mehr einen Schatten im Nebel und die feinen Schneenadeln peitschte der Wind einem ins Gesicht, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte. Wir konnten mit Befriedigung feststellen, daß die Stangenmarkierung bei diesem unsichtigen Wetter tadellos ausreichte. In dem ersten Stück der Abfahrt spielte das diffuse Licht uns

einige lustige Streiche, indem man öfters, ohne eine Ahnung zu haben, mit der Nase im Schnee lag. Doch bald waren wir außerhalb des Nebels und eine flotte Fahrt in glänzendem Pulverschnee brachte uns in fröhliche, gehobene Stimmung. Ein lustiges Wettfahren begann, wir schossen aneinander vorbei, wirbelten durcheinander, an den Hütten vorbei, danach in kurzen Schwüngen und Bögen den Steilhang hinunter und dann flogen wir den Waldweg hinab in einem Zug und unten hinaus auf den Schlag, wie aus der Kanone geschossen. Es war eine göttliche Fahrt in dem prachtvollen Pulverschnee!

Ziel zu bald waren wir leider wieder unten bei unserm Rastplatz vom Tag vorher. Begeistert schüttelten wir uns die Hände und schwärmten von dem eben Genossenen, indem jeder von uns dazu herzhaft eine große Tafel Schokolade in den Mund stopfte. Nun hieß es „die Beine unter die Arme nehmen“ und in taktmäßigem Gleiten begann die Wanderung das ebene Tal hinaus. Lautlos glitten wir im Schneegebüsch durch den winterstillen Wald, traumhaft schön war es, wie die weichen Flocken so stetig langsam auf die tiefverschneiten Fichten niedersanken. Uner schöpflich reich an Erlebnissen bleiben immer die Berge, ob sie nun im Sonnenglanz erstrahlen oder in düstere Wolken gehüllt und sturmumbraust sind. So bleibt mir auch unvergeßlich diese tief-eindrucksvolle, an stillen Reizen überreiche Wanderung durch das schneeverhangene Preuneggthal.

Als schönen Abschluß hatten wir noch eine fröhliche Fahrt über sanfte Wiesen und landeten schließlich glücklich beim heißen Kaffee im Gasthof „Pichlmoar“. Im traulichen, lichtgetäfelten Stüberl war eine lustige Gesellschaft von jungen Leuten versammelt und ein bildhübsches Mädel spielte Zither und sang steirische Lieder dazu. Das kam uns nun gerade recht! Mit dem Hochgefühl des Erlebten im Herzen gaben wir uns gern der gehobenen Stimmung hin und lauschten den fröhlichen Klängen.

Nachher schneite es noch über eine Woche lang ununterbrochen; da hätten wir lang auf der Hütte warten können! Aber dem Giglachsee schworen wir es zu: Warte nur du! Du siehst uns bald wieder. Nun erst recht!

Zirbe und Bergkiefer in unseren Alpen¹⁾

» Von Prof. Dr. Friedrich Vierhapper »

II. Verbreitungsverhältnisse

Wie zum Teil schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, zeigen unsere beiden Kiefern auch in ihrer geographischen Verbreitung, und zwar sowohl in ihrem Gesamtareal, als auch im Auftreten innerhalb der Alpen, ein sehr abweichendes Verhalten.

1. Gesamtverbreitung

Am augenfälligsten sind die Unterschiede in der Gesamtverbreitung. Das Verbreitungsgebiet der Bergkiefer ist, wie schon erwähnt, auf die mittel- und südeuropäischen Gebirge beschränkt, während die Zirbe zwei durch ein großes Zwischengebiet getrennte Areale, das eine in Sibirien und Nordosteuropa, das andere in Mitteleuropa, bewohnt. Bekanntlich sind die sibirisch-nordosteuropäische und die mitteleuropäische Zirbe nicht vollkommen gleich, sondern als geographische Rassen voneinander verschieden. Das Areal der ersteren bildet einen etwa von der Dwina im Westen bis zum Meridian von Werchojansk im Osten reichenden Gürtel, der in der Mitte, zwischen Altai (50° n. B.) und Unterlauf des Jenissei (68° n. B.), am breitesten ist und in seinem westlichsten Teil etwa vom 58. und 65., im östlichsten vom 50. und 58.° n. B. begrenzt wird. Beiläufig im Meridian von Werchojansk, zwischen Amur und Lena, schließt sich östlich an das Areal der sibirischen Zirbe das der nordostsibirischen Legzirbe (*P. pumila*), als einer gut abgegrenzten vifarilerenden Sippe. Das Verbreitungsgebiet der mitteleuropäischen Zirbe umfaßt nur die Alpen und die Karpathen.

Die Bergkiefer bewohnt nicht nur diese beiden Gebirge, sondern auch das herzynisch-sudetische Gebirgssystem, den Schwarzwald und die Vogesen, den Jura, das Bergland der Auvergne, die Pyrenäen und nordspanischen Gebirge, den ligurischen Apennin, die Abruzzen und die illyrischen und bulgarisch-mazedonischen Hochgebirge. Ihre Südgrenze liegt auf der Iberischen Halbinsel in den Serrania di Cuenca, auf der Apenninischen in den Abruzzen, wo sie auf der Majella als eigene Rasse (*P. magellensis*) einen ganz isolierten Posten innehat, und auf der balkanischen in den montenegrinischen Hochgebirgen und auf dem Perim-dagh in Mazedonien. Die Nordgrenze, die, weil es nicht immer leicht fällt, durch Kultur entstandenes von spontanem Vorkommen zu unterscheiden, schwer bestimmbar ist, dürfte in die Lausitz fallen. Im Gegensatz zur europäischen Zirbe hält sich die Bergkiefer nicht überall ans Hochgebirge, sondern steigt im nördlichen Teile ihres Verbreitungsgebietes, insbesondere am Nordsaume der Alpen und in den herzynisch-sudetischen Gebirgen, in die benachbarten Vorgebirge und Hochebenen herab und macht sogar ins Tiefland der Lausitz einen Vorstoß. Wie schon erwähnt, ist *P. montana* in mehrere geographische Rassen gegliedert. Im westlichen Teile ihres Areales, wie insbesondere in den nordspanischen Gebirgen, Pyrenäen und Westalpen, tritt sie hauptsächlich als Schnabelkiefer (*P. rostrata*) auf, im östlichen Teile, das ist in den Ostalpen, Sudeten, Karpathen und balkanischen Gebirgen, fast nur als Zwerg- und Mugokiefer (*P. pumilio* und *mugus*), während sie im zentralen Teile, in den Mittelalpen (Schweiz, Tirol)

¹⁾ Schluß zu dem Aufsatz in der Zeitschrift 1915.

und deren Vorlagen, im Jura, Schwarzwald und in den herzynischen Gebirgen vielfach auch durch die Buckelkiefer (*P. rotundata*) vertreten wird.

2. Verbreitung in den Alpen

Betrachten wir nun die Verbreitung unserer Kiefern in den Alpen, so finden wir eine Menge von Unterschieden in bezug auf die horizontalen und vertikalen Grenzlinien der Areale, das Vorkommen unter bestimmten lokalen Verhältnissen, wie Himmelslage, Bodenbeschaffenheit usw., die Häufigkeit der Standorte, die Art des Auftretens in Formationen usw.

A. Horizontale Verbreitung. Das Areal der Zirbe ist ein sehr ungleichartiges. In verschiedenen Teilen des Gebietes ist die Dichtigkeit ihres Auftretens eine sehr verschiedene, vielfach fehlt sie vollständig. In den Nördlichen Kalkalpen ist ihr Vorkommen ein sehr sporadisches. Sie hat in Niederösterreich einen einzigen Standort (Gamsstein), ist in Oberösterreich und in der angrenzenden Steiermark, insbesondere im Toten Gebirge, in der Dachsteingruppe und in den Gesäusebergen spärlich vertreten, ebenso im Salzburgischen (Tennengebirge¹⁾, Loferer Berge), ist im angrenzenden Teile der bayerischen Kalkalpen (Steinernes Meer) verhältnismäßig am häufigsten, in den Alpen zwischen Inn und Lech (Karwendel, Wetterstein usw.) schon wieder seltener und in den Allgäuer Alpen am seltensten. Auch in den Nordtiroler Kalkalpen ist sie nichts weniger als häufig. Innerhalb der Südlichen Kalkalpen ist sie im östlichen Teile sehr selten. Sie fehlt in ganz Südsteiermark und Krain. In Kärnten soll sie nur in den Karawanken, und zwar an einem einzigen Standorte, auf der Peßen, vorkommen, während sie den übrigen Gruppen der Südlichen Kalkalpen, den Gailtaler, Karnischen und Raibler Alpen, ebenso wie den angrenzenden Friaulischen Gebirgen fehlt. In Südtirol ist sie dagegen ziemlich weit verbreitet und in den Bozener und Fassaner Alpen, von hier aus auch ins benachbarte Italien übergreifend, sogar verhältnismäßig häufig. In der Zentralkette der Ostalpen ist *P. cembra* von Steiermark an, wo sie auf der Koralpe den östlichsten Standort innehat, durch Kärnten, Salzburg und Tirol ziemlich gleichmäßig verbreitet und vielfach, insbesondere in den Talschlüssen, noch häufig. In der Schweiz erstreckt sich ihr Areal über die ganzen Zentralalpen, ist aber vielfach sehr zerstückelt. Sie hat hier zwei Hauptzentren: das Engadin und Wallis; dazwischen, im Tessin, fehlt sie auf weite Strecken. Im bündnerischen Rheingebiet und in den Nordalpen löst sich ihr Areal in eine stattliche Zahl von größeren und kleineren Inseln auf. Vom Engadin und Ortlergebiet aus reicht sie auch ins angrenzende Val Tellina. In den französischen Alpen ist sie von den Alpes Lémaniennes über die Alpen von Savoyen, der Dauphiné und Provence bis in die Seealpen verbreitet und findet sich überdies im piemontesischen Anteil der Westalpen. Vielfach ist ihr Areal in den Westalpen sehr zerstückelt.

Die Bergkiefer steht zur Zirbe innerhalb der Alpen bis zu einem gewissen Grade in einem scheinbar vikariierenden Verhältnis, indem sie in vielen Gebieten, in denen letztere selten ist oder fehlt, stärker in den Vordergrund tritt, und umgekehrt vielfach dort, wo diese besonders massenhaft vorkommt, eine untergeordnete Rolle spielt. Besonders deutlich tritt diese Erscheinung in den Ostalpen zutage. Hier ist die Bergkiefer im Gegensatz zur Zirbe in den Nördlichen und Südlichen Kalkalpen viel häufiger und gleichmäßiger verbreitet als in den Zentralalpen. In beiden Kalkketten ist sie deren ganzer Ausdehnung nach, also in der nördlichen vom Wiener Schneeberg bis nach Nordtirol und Bayern, von wo aus sie in die Moore der nördlich vorgelagerten Hochebene herabsteigt, in der südlichen von der südsteierischen über die krainischen und süd-

¹⁾ Nach bisher unveröffentlichter Mitteilung A. Ginzbergers.

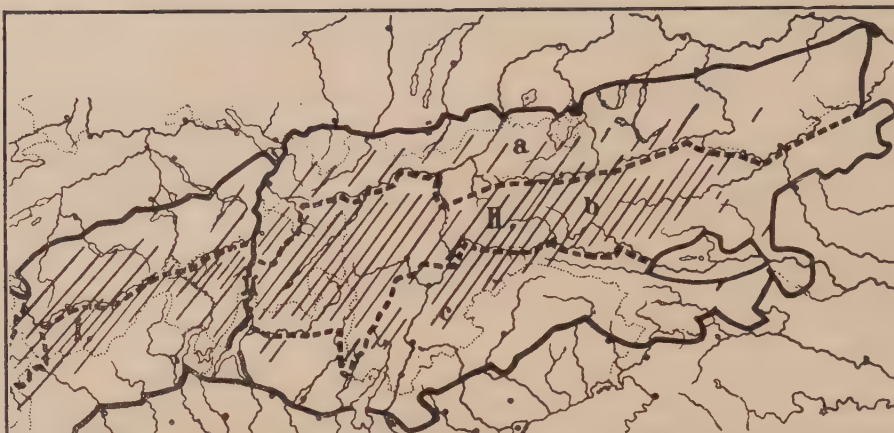


Abb. 19. Schema der Verbreitung der Zirbe in den östlichen Alpen.
Die Dichtigkeit der Schraffen entspricht der Häufigkeit des Vorkommens.

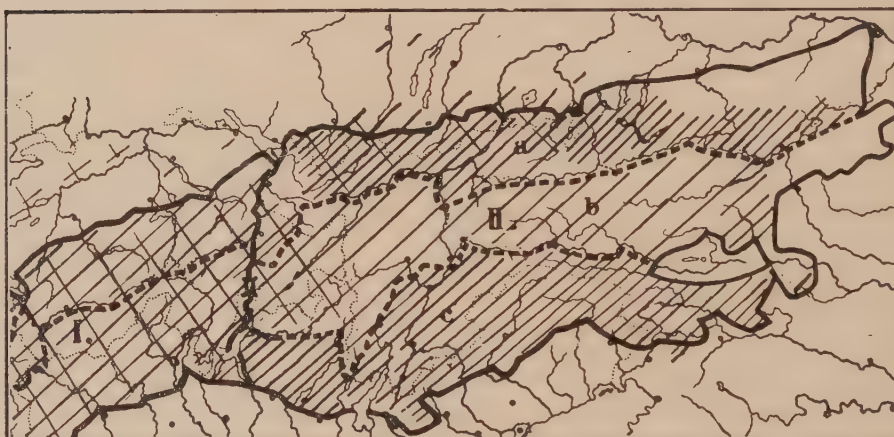


Abb. 20. Schema der Verbreitung der Bergkiefer in den östlichen Alpen.
Die von links oben nach rechts unten laufenden Schraffen bezeichnen das Auftreten der Baumform.
Die Dichtigkeit der Schraffen entspricht der Häufigkeit des Vorkommens.
Bei beiden Abbildungen bedeutet: I: Westalpen, II: Ostalpen, a: Nördliche Kalkalpen, b: Zentralalpen,
c: Südliche Kalkalpen.

kärntnerischen bis zu den Südtiroler und angrenzenden oberitalienischen Alpen größtenteils eine häufige Erscheinung. In den Zentralalpen hingegen ist ihr Vorkommen ein viel weniger gleichmäßiges, ja vielfach ein sporadisches. Nur auf den Kalkstöcken ist sie im allgemeinen ebenso häufig wie in der Nord- und Südkette. In den Zentralalpen Steiermarks findet sie sich spärlich auf dem Wechsel, woselbst sie die niederösterreichische Grenze erreicht; hier und da in den Seetaler Alpen und im Stangalpenzuge; häufiger in den Rottenmanner Tauern, wie auf dem Sedauerzinken, Hochreichart, der Hocheide und dem Bösenstein; auch auf der Plesch bei Admont; vereinzelt auf dem Ruprechtsed bei Krakaudorf, dem Gumpened, Saled, der Planei, Hochwildstelle und auf dem Hochgolling und schließlich auch auf der Kalkspitze, dem Ramp und Schieded und im Biglachtale bei Schladming. Die letztgenannten Standorte gehören zum Teil

schon zum Kalkgebiete der Radstädter Tauern. Nach Nevoile spielt sie in den östlichen Rottenmanner Tauern als dominierendes Begleitgehölz der dort auftretenden Zirbenwälder eine wichtige Rolle, fehlt dagegen auf dem Zirbitzkogel. In den Uralpen Kärntens ist sie auf der Kor- und Saualpe selten und kommt ferner in den Flattner und Reichenauer Alpen, in den Gebirgen des Maltatales und der Malniz, in den Mölltaler Alpen usw. vor. Auch im Salzburgischen ist sie in den Zentralalpen seltener als in der Kalkkette. Sie findet sich zerstreut im Stöck der Stangalpe und in den Niederen und Hohen Tauern und tritt nur auf Kalk, wie insbesondere in den Radstädter Tauern, häufiger auf. Ähnliches gilt schließlich für Tirol, in dessen Zentralalpen sie zwar nirgends gänzlich fehlt, aber doch im großen und ganzen als Seltenheit bezeichnet werden muß, abgesehen von den Gebieten mit Kalkeinlagerungen, in denen sie, wie beispielsweise in den Stubai Kalkalpen, sogar stark in den Vordergrund tritt. Die vorherrschenden Rassen der Ostalpen sind sowohl in den Kalkketten als auch im zentralen Teile *mugus* und *pumilio*. Erst ungefähr von der Brennerlinie an westwärts gesellt sich *rotundata* zu ihnen, um, je weiter nach Westen, desto mehr zu überwiegen, während zunächst *mugus* und dann auch *pumilio* immer seltener wird.

In der Schweiz fehlt die Bergkiefer zwar den inneren Zentralalpen nicht, ist aber in den vorderen Kalkalpen viel häufiger. Als Baum findet sie sich in den Formen *rotundata* und *rostrata*, Wälder bildend, im Anzeindaz, im Waadt, auf dem Planard de Lens, ob Grächen und bei Saas Fee im Wallis, nächst Wollgang bei Davos, auf der Lenzer Heide und besonders im Ofengebiet im Engadin. Als Legföhre ist sie besonders auf Kalk verbreitet. In den Westalpen tritt sie vorwiegend als *rostrata* auf, deren Wälder auch wiederum mit Vorliebe — so in Savoyen, in den Hautes Alpes, besonders im Briançonnais, auf dem isolierten Mont Ventoux — Kalkboden bestanden.

Die Gebiete, in denen sich unsere beiden Kiefern mehr oder weniger ersetzen, unterscheiden sich in erster Linie durch ihr Klima, in zweiter aber durch den Boden. Es sind im allgemeinen Gebiete kontinentalen Klimacharakters, die die Zirbe, und solche mehr ozeanischen, die die Bergkiefer bevorzugt. In letzteren tritt oft die Zirbe, in ersteren die Bergkiefer mehr oder weniger in den Hintergrund. Die Zirbe hat im kontinentalen Sibirien und Rußland ihr Hauptverbreitungsgebiet, wo sie ihre größte Häufigkeit und Uppigkeit mit höchstem Wuchs und größten Zapfen erreicht. Die Karpathen und Alpen sind ein kleines Nebengebiet, in dem sie, in den kontinentalen Teilen am häufigsten, in einer Rasse von niedrigerem Wuchse und mit kleineren Zapfen vorkommt. In den Pyrenäen fehlt sie vollkommen. Die Bergkiefer hingegen gedeiht gerade in den nordspanischen Gebirgen am besten und wird hier zu einem bis 20 m hohen, grozzapfigen Baume. Innerhalb der Alpen tritt sie in den kontinentalen Gebieten an Häufigkeit zurück und blüht, je weiter nach Osten, desto mehr an Höhe des Wuchses und Größe der Zapfen ein, findet sich im östlichen Flügel des Gebirges sowie in den Karpathen und im Balkan nur mehr als kleinzapfige Legföhre und fehlt in Rußland und Sibirien.

Diesem Verhalten liegt wohl eine verschiedene klimatische Konstitution und vor allem eine verschiedene Konkurrenzfähigkeit unserer beiden Kiefern zugrunde. Während die Zirbe ein Baum eines ausgesprochen kontinentalen Klimas ist, der große Gegensätze in den mittleren Monats- und Jahrestemperaturen, in den Mittagstemperaturen, in den absoluten Maxima und Minima der Temperatur und in der Dauer der jährlichen Vegetationsperiode verträgt, und nur unter so extremen Verhältnissen konkurrenzfähig ist, zeigt sich die Bergkiefer, wie ihr Auftreten in den niederschlagsarmen Westalpen und im Ofengebiet Graubündens, sowie ihr nicht seltenes Zusammenvorkommen mit der Lärche und Zirbe, den ausgesprochensten Kontinentalbäumen unserer Alpen, beweist, diesem zwar gleichfalls gewachsen, scheint sich aber doch unter dem Einfluß eines ozeanischen Klimas wohler zu fühlen und ist in beiden Fällen konkurrenzfähig.

Was die Bodenverhältnisse anlangt, so bevorzugt innerhalb der Alpen die Bergkiefer ohne Zweifel die Gebiete mit Kalkgesteinen, die Zirbe jene mit Urgesteinen. Inwieweit diese Verschiedenheit auf direkten Beziehungen der beiden Arten zum Boden beruht, soll später noch erörtert werden.

B. Vertikale Verbreitung. Gleichwie in ihrer horizontalen Ausdehnung zeigen die Verbreitungsgebiete unserer beiden Kiefern auch in der Höhererstreckung neben einer Reihe von Gemeinsamkeiten ganz beträchtliche Unterschiede. Beide haben innerhalb der Alpen eine obere und die Zirbe überdies eine untere Höhengrenze ihrer Verbreitung. Die erstere ist vor allem durch klimatische Momente bedingt, die letztere wird außer durch solche in viel höherem Grade durch die Konkurrenz anderer Arten in ihrem Verlaufe bestimmt.

Obere Grenzen

Was nun zunächst die oberen Grenzen anlangt, so ist es die nach oben zu sich mehr und mehr steigende Eigenart des Höhent klimas, die dem Vorkommen unserer Kiefern nach oben zu Schranken setzt. Bekanntlich wird der Luftdruck mit zunehmender Höhe immer geringer, die Luft immer dünner. Diese Abnahme des Luftdruckes ist nun zwar an und für sich für das Gedeihen der Gewächse völlig belanglos, besitzt aber doch eine außerordentlich große indirekte Bedeutung, indem sie die Ursache aller jener Eigentümlichkeiten ist, durch die sich das Höhent klima von dem der Ebene unterscheidet.

Von diesen Besonderheiten sind es nun insbesondere die geringeren Temperaturmittel, die starke nächtliche Wärmeausstrahlung, die Kürze der Vegetationsperiode, der starke Wechsel der relativen Luftfeuchtigkeit, die zeitweise enorm gesteigerte Verdunstungskraft, die mächtigere und länger bleibende Schneedecke und die größere Windstärke, die das Pflanzenleben in ungünstigem Sinne beeinflussen, an das Anpassungsvermögen der Arten sehr große Anforderungen stellen und nicht angepasste ausschließen, während die langen Tage zur Vegetationszeit, die starke Insolation und die dadurch erhöhte Bodenwärme als das Pflanzenleben fördernde Faktoren zu bezeichnen sind. Als Ursachen des Zustandekommens der oberen Höhengrenzen der Gewächse kommen naturgemäß nur die hemmenden in Betracht.

Wie verhalten sich nun unsere beiden Kiefern den Anbilden des Höhent klimas gegenüber? Sie ertragen es so gut, als dies überhaupt Gewächse, die einen größeren Holzkörper aufzubauen vermögen, imstande sind. Befähigt werden sie hierzu größtenteils durch eine nicht wahrnehmbare, „spezifische Struktur“ ihrer Lebenssubstanz, zum kleineren Teile aber auch durch wahrnehmbare Merkmale ihrer Lebensführung und ihres äußeren und inneren Baues. Den Temperaturen an sich gegenüber sind sie ziemlich unempfindlich. Die Zirbe verträgt große Fröste und Winterkälte und vermag noch an Standorten zu gedeihen, wo die Temperaturen alljährlich wochenlang -20°C betragen, ja sie kommt sogar in Höhen mit einem Jahresmittel unter 0° fort. Und ähnliches gilt von der Bergkiefer. Beide vermögen sich mit Vegetationszeiten von der unglaublich kurzen Dauer von 3, ja fast 2 Monaten zu begnügen. Der Umstand, daß sie immergrün sind, läßt sie gleich zu Beginn des jährlichen Vegetierens das intensive Licht der jetzt schon langen Tage aufs reichlichste ausnützen. Gegen den starken Wechsel der Luftfeuchtigkeit und die starke Verdunstungskraft der Atmosphäre, die durch die große Windstärke noch wesentlich erhöht wird und im Winter, da die Wurzeln kein Wasser aus dem gefrorenen Boden nachschaffen können, ganz besonders groß ist, sind sie überaus gut geschützt durch den xerophilen Bau ihrer Nadeln und Knospenschuppen. Der Schneedruck und die Höhenstürme werden von der Zirbe und der baumförmigen Bergkiefer ungefähr gleich gut, von der Legföhre noch besser ertragen. Infolge all dieser Eigenschaften steigen unsere beiden Kiefern bis an die obere Grenze

des Baumwuchses überhaupt und die krummholzwüchsigige Bergkiefer sogar noch vielfach ein beträchtliches Stück höher. Während beispielsweise in den Westalpen die baumförmige Bergkiefer bis zu etwa 2550 m, die Zirbe gar bis zu 2700 m ansteigt, erreicht in den Bayerischen Alpen diese schon bei 2050 m, die krummholzwüchsigige Bergkiefer erst bei etwa 2270 m ihren obersten Standort.

Wie schon aus diesen wenigen Zahlen hervorgeht, sind die oberen Grenzen unserer Kiefern in verschiedenen Teilen der Alpen einander durchaus nicht gleich. Ausführlicher bringt dies die folgende Tabelle, die auch die unteren Grenzen und die Höhe der Gürtel berücksichtigt, zur Darstellung.

Tabelle I

In m:	Zirbe			Bergkiefer		
	Tiefstes Vorkommen (Untere Grenze des Bestandesgürtels)	Höchstes Vorkommen (Obere Grenze des Bestandesgürtels)	Höhe des Gesamtgürtels (Höhe des Bestandesgürtels)	Tiefstes Vorkommen (Untere Grenze des Bestandesgürtels)	Höchstes Vorkommen (Obere Grenze des Bestandesgürtels)	Höhe des Gesamtgürtels (Höhe des Bestandesgürtels)
Schweizer Alpen	1200 (1700)	2600 (2250)	1400 (550)	450 (1600)	2450 (2250)	2000 (650)
Tiroler Alpen	1200 (1700)	2350 (2150)	1050 (450)	500 (1500)	2500 (2200)	2000 (700)
Steirische Alpen	1250 (1700)	2100 (1900)	850 (200)	600 (1400)	2100 (2000)	1500 (600)

Diese Tabelle zeigt, um zunächst nur von den oberen Grenzen zu sprechen, daß die der Zirbe in den Schweizer Alpen viel höher verlaufen als in den Tirolischen und in diesen viel höher als in den Steirischen, während die der Bergkiefer sich in der Schweiz und in Tirol auf ziemlich gleicher Höhe halten, in Steiermark aber auch viel niedriger liegen. Die angeführten Daten sind nur Einzelbelege für die allgemeine Erscheinung des im Verlaufe des Alpenzuges von Südwest nach Nordost erfolgenden Sinkens der oberen Grenze unserer Kiefern und auch anderer Holzgewächse. Die Ursache dieser Erscheinung liegt vornehmlich in zwei klimatischen Momenten: im Sinken der Isothermenlinien innerhalb der Alpen von Süden gegen Norden und von Westen nach Osten und im tieferen Verlaufe dieser Linien in Gebieten kleinerer im Vergleiche zu solchen größerer Massenerhebung. Der Einfluß der geographischen Breite veranlaßt die Herabsetzung der Isothermenkurven in südnördlicher, der des Meeres im Westen und der kontinentalen Steppen im Osten in westöstlicher Richtung. Der ausgesprochene Parallelismus der oberen Grenze der Zirbe und Bergkiefer mit diesen Kurven legt es nahe, anzunehmen, daß der Verlauf der beiden Linien in einem ursächlichen Zusammenhange steht.

Schwieriger ist es, den Einfluß der Massenerhebung auf den Verlauf der Isothermen zu verstehen. Er erklärt sich aus der Tatsache, daß die Abnahme der Erwärmung in Gebieten größerer Massenerhebung viel langsamer erfolgt als in solchen geringerer Masse. Die Luft wird bekanntlich von den durchgehenden Sonnenstrahlen unmittelbar nur wenig erwärmt und erhält den größten Teil ihrer Wärme von der durch Insolation erwärmten Erde, die ihre Wärme zunächst den untersten Luftschichten mitteilt. Je größer sich demnach in einem Höhengürtel das Volumen der Erdmasse im Verhältnis zu dem der Luft herausstellt, desto günstiger werden sich in ihm die Wärmeverhältnisse gestalten. Alle plateauförmigen Bildungen zeigen aus diesem Grunde relativ günstige Wärmeverhältnisse und ebenso auch alle jene Gebirgsgruppen, die durch die bedeutende Erhöhung ihrer Talsohlen und somit ihrer ganzen Masse sich den

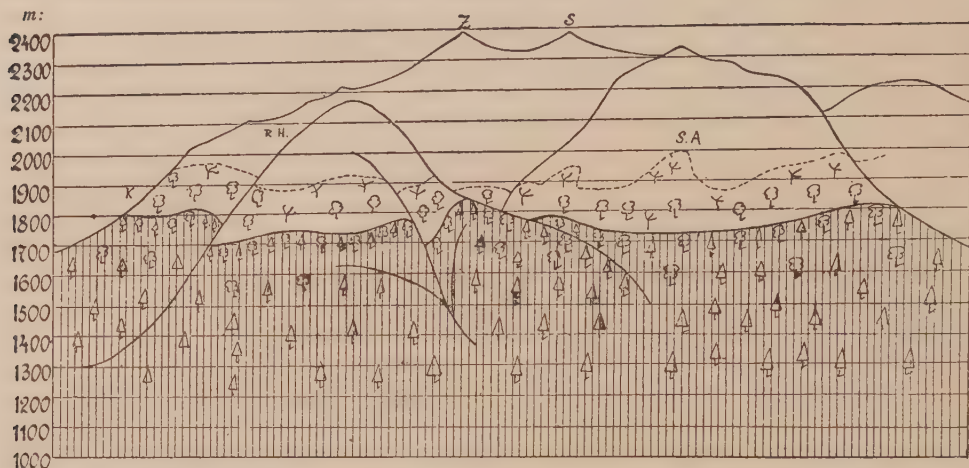


Abb. 21. Höhengürtel der Zirbe aus dem Zirbitzkogel (Steiermark), von St. Wolfgang aus gesehen. Der schraffierte Teil entspricht der Waldstufe, der weiß gehaltene der Hochgebirgsstufe. Die strichlierte Linie bedeutet die obere Höhengrenze der Zirbe. Δ Fichten und Lärchen, $\circ$ Zirben, $\times$ Zirbenleihen. Z: Gipfel des Zirbitzkogels (2397 m); S: Scharfes Ed (2366 m); SA: Sabatè-Alm; RH: Rothalpe; K: Kaiseralm. — Nach Rebole.

Plateaubildungen allmählich verähnlichen. Entsprechend diesen günstigen Wärmeverhältnissen werden aber in solchen Gebirgsgruppen auch viele Pflanzen noch in verhältnismäßig großen Höhen vorkommen können, oder es werden, mit anderen Worten, entsprechend den nach aufwärts konvergen Krümmungen, die in solchen Gebirgsgruppen die Isothermen zeigen, dort auch die den Verlauf der oberen Pflanzengrenzen darstellenden Linien sich nach aufwärts krümmen. (Nach Kerner.)

Da sich innerhalb der Alpenkette die wichtigsten der für die Erhöhung der oberen Grenzen günstigen Momente gegen Südwesten steigern, während sie nach Nordosten abnehmen, ist es begreiflich, daß das Sinken dieser Grenzen in der Richtung von Südwesten nach Nordosten ein so auffälliges ist. Um nun den Anteil der einzelnen Momente — geographische Breite und Länge sowie Massenerhebung — an der Beeinflussung der oberen Grenze von Zirbe und Bergkiefer festzustellen, ist es nötig zu untersuchen, wie jedes derselben einzeln für sich, bei gleichbleibenden übrigen, zur Geltung kommt.

Das Moment der Massenerhebung gestattet selbstverständlich kaum eine derartige gefonderte Betrachtung. Kerner hat aus vielen Daten errechnet, daß sich in Tirol die obere Zirbengrenze von dem nördlichen Randgebiete der Alpen bis zum Zentral-kamm auf je 5' geographischer Breite im Mittel um 62 m (194 Wiener Fuß) erhebt. Er muß es wohl dahingestellt sein lassen, inwieweit an dieser Abnahme die Zunahme der geographischen Breite und inwieweit die Abnahme der Massenerhebung schuld ist, glaubt aber, daß letztere hierbei eine weitaus wichtigere Rolle spielt. Überdies findet er, daß die obere Grenze der Zirbe in den Alpen vom Stillsferjoch als einem Gebiete großer Massenerhebung aus auf je einen Meridian östlicher Länge im allgemeinen um 182 m (570 W. F.) herabsinkt und daß dieses Sinken in den nördlichen Kalkalpen viel langsamer als in den zentralen und südlichen Alpen erfolgt. Auch in diesem Falle ist es wieder fraglich, wie viel von diesem Ergebnis der Massenerhebung und wie viel der geographischen Lage zuzuschreiben ist. Um nun den Einfluß der letzteren möglichst auszuscheiden, hat Kerner die oberen Zirbengrenzen zweier sehr nahe beieinander liegender Gebirgsstöcke Nordtirols verglichen, von denen der eine, in dem der Haller-anger (47° 20' n. B.) liegt, aus steil aufsteigenden, zerrissenen, schmalen Rämmen besteht, während der andere, die nur um 25' weiter östlich gelegene Gruppe des Sonnwend-

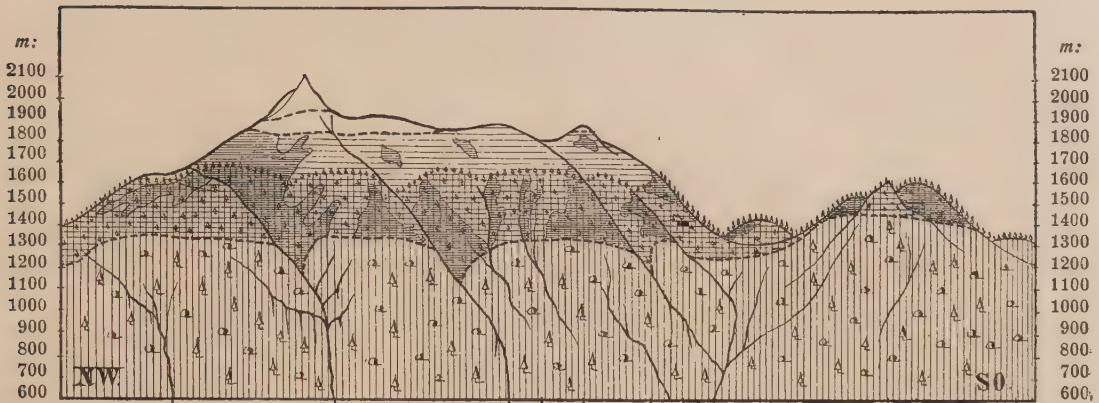


Abb. 22. Höhengürtel der Bergkiefer (Legföhre) auf dem Wiener Schneeberg (Niederösterreich), vom Kloben der Ragalpe aus gesehen.

Eine unterbrochene Linie in der weiß gehaltenen Hochgebirgskstufe zeigt die obere Höhengrenze der Legföhre an; in der horizontal schraffierten Krummholzstufe sind dichte Bestände der Legföhre durch näher aneinandergerückte Linien zur Anschauung gebracht. Die Voralpenstufe ist durch vertikale Schraffen bezeichnet, die bis zur Baumgrenze in die Krummholzstufe verlaufen und auf diese Weise die Mengung des Baumwuchses mit der Legföhre in der unteren Krummholzstufe verfinntlichen. — Nach Bed.

jöches (47° 26'), die ausgesprochenste Plateaubildung zeigt, die ihn zu einer größeren Massenerhebung macht. Es gedeihen nun auf dem Halleranger die obersten Zirben bei 1945 m (6086 W. F.), auf dem Sonnwendjoch bei 1993 m (6236 W. F.). Freilich sind an diesem Unterschiede wahrscheinlich auch Bodenverhältnisse schuld.

Die reine Wirkung der geographischen Lage kann veranschaulicht werden, wenn man die Höhengrenzen an Örtlichkeiten vergleicht, die bei gleicher geographischer Breite unter verschiedener Länge oder umgekehrt liegen, ohne daß die Massenerhebung oder andere Momente als die Wirkung verstärkende Faktoren dazutreten. So liegt beispielsweise die obere Grenze der Bergkiefer in den Steiner Alpen (12° ö. L., 46,4° n. B., über 2500 m) bei 2100 m und in dem um 1,2° nördlicher gelegenen Hochschwabstock, trotzdem er um 1° westlicher und bei allerdings um über 200 m geringerer Gesamthöhe als ausgesprochenes Plateaugebirge viel massiger ist, bei 2000 m; die obere Grenze der Zirbe in den Rurfirsten (9° ö. L., 47,2° n. B., gegen 2300 m) bei 1900 m und in dem um 5° östlicher und nur um 30' nördlicher gelegenen Toten Gebirge trotz seiner viel größeren Massenerhebung und auch Gesamthöhe (über 2500 m) nur bei 1600 m.

Eine sich summierende Wirkung von Massenerhebung und geographischer Lage bei Beeinflussung der oberen Zirbengrenze zeigen in besonders deutlicher Weise die nachfolgenden Daten aus der Schweiz:

Tabelle II

In m	a) Höchster Standort	b) Obere Grenze	c) Untere Grenze	d) Tiefster Standort	e) Differenz a—d	f) Differenz b—c
Wallis	2585	2430	1500	1200	1385	930
Graubünden	2430	2400	1450	1360	1070	950
Berner Oberland . .	2100	2180	1600	1300	800	580
St. Galler Oberland	2000	2000	1600	1350	650	400
Rurfirsten	1950	1900	1700	1680	270	200

Also ein Sinken der oberen Zirbengrenze von den riesigen Gebirgsmassiven des Wallis im Süden bis zu dem unbedeutenden Stöck der Rurfirten im Norden um nahezu 500 m.

Untere Grenzen Viel schwieriger als die oberen Grenzen unserer Kiefern sind die unteren, soweit man überhaupt im Gebiete von solchen sprechen kann, in ihrer Bedingtheit zu verstehen. Nach Tabelle I nehmen die unteren Grenzen unserer Kiefern im allgemeinen einen anderen Verlauf als die oberen. Während nämlich diese insgesamt von Südwesten nach Nordosten und von den Gebieten größerer Massenerhebung aus sinken, verläuft von jenen nur die untere Bestandesgrenze der Bergkiefer gleichsinnig, die übrigen halten sich überall auf annähernd gleichem Niveau, ja, nach Tabelle II steigt sogar die untere Bestandesgrenze der Zirbe von Süden nach Norden gegen die kleinere Massenerhebung in beträchtlichem Maße. Daraus kann man nun wohl schließen, daß auch die Ursachen des Zustandekommens dieser unteren Grenzen im allgemeinen andere sind als die der oberen. Die Wärme dürfte hier gar keine Rolle spielen, denn sonst müßten sie ja wohl letzteren parallel sein. Wenn überhaupt klimatische Momente in Betracht kommen, ist wohl nur an die Feuchtigkeitsverhältnisse zu denken.

Unsere beiden Kiefern sind nun der Feuchtigkeit gegenüber recht anspruchsvoll. Die Zirbe verlangt nach Kerner eine relativ feuchte Atmosphäre und einen stetig und gleichmäßig durchfeuchteten Boden. Nach Nikli sagen ihr reichliche atmosphärische Niederschläge und häufige Nebelbildung entschieden zu. Sie bevorzugt die Rare und die feuchten Südwest- und Nordgehänge. Der reichliche Wasserdampfgehalt der Luft in der Nähe weit nach abwärts reichender Gletscher veranlaßt sie mitunter, bis in deren unmittelbare Nachbarschaft vorzudringen. Auch die Bergkiefer stellt große Ansprüche an die Luftfeuchtigkeit. Wilkomm hält es auf Grund des Vergleiches ihrer Standorte für ziemlich gewiß, daß diese Holzart vor allen Dingen ein bedeutendes Quantum atmosphärischer Niederschläge und Luftfeuchtigkeit bedarf. Alle ihre Formen wachsen innerhalb einer Region, die sich jahraus jahrein reichlicher atmosphärischer Niederschläge und häufiger Nebel zu erfreuen hat. Feuchte Luft, Nebel und reichliche atmosphärische Niederschläge während der Vegetationsperiode, durch die auch ein an und für sich trockener Boden fortwährend feucht gehalten wird, werden daher nebst einer mindestens fünfmonatlichen Winterruhe als die Hauptbedingungen des Vorkommens und Gedeihens der Bergkiefer angesehen werden müssen. Auch nach Hempel und Wilhelm scheint für dieses Gehölz ein luftfeuchtes Klima, das ihm auf leicht austrocknenden Böden zugleich das nötige Maß von Bodenfrische sichert, Lebensbedingung zu sein.

Nach dem Gesagten ist es verständlich, daß die Zirbe und Bergkiefer in unseren Alpen die Höhenlagen, in denen die Niederschläge am reichsten, die Nebel- und Wolkenbildung am größten sind, bevorzugen: die obere Waldregion und die Stufe der Baumgrenze. Nach Schröter erreicht die Niederschlagsmenge in den Alpen durchschnittlich etwa bei 2000 m ihre größten Werte, und dies ist gerade das Höhenmittel, in dem unsere Kiefern am besten gedeihen und oft bestandbildend auftreten. Je weiter sie sich von ihrem Bestandesgürtel entfernen, desto mehr sind sie an Standorte, wie Schluchten, Rare, Ufer von Seen oder Bächen, Hochmoore usw. gebunden, an denen durch lokale Einflüsse besonders günstige Feuchtigkeitsverhältnisse geschaffen sind.

Unterliegt es demnach wohl kaum einem Zweifel, daß die Feuchtigkeitsverhältnisse beim Zustandekommen der unteren Grenzen unserer Kiefern eine nicht unbedeutende Rolle spielen, so ist es doch nicht möglich, in jedem einzelnen Falle den ursächlichen Zusammenhang zwischen diesen Grenzen und der Feuchtigkeit nachzuweisen. Wir besitzen nämlich über die gesamten Feuchtigkeitsverhältnisse, wie Niederschlagsmenge, Wolkenhöhe usw., viel zu wenig Aufzeichnungen, die sich auf verschiedene Höhenlagen

innerhalb der Alpen beziehen; und es ist zweitens die Feuchtigkeit nicht der einzige jeweilig wirksame Faktor. Käme diese als solcher allein in Betracht, so wäre zu erwarten, daß die Kiefern in feuchteren Gebieten unter sonst gleichen Verhältnissen tiefer nach abwärts reichen als in trodeneren. Es findet auch tatsächlich beispielsweise im trodenen Berninagebiete nach R ü b e l die Zirbe bereits in einer Meereshöhe von 1800 *m* bei 960 *mm* jährlicher Niederschlagsmenge ihre untere Höhengrenze, während sie im niederschlagsreicheren Lungau nach eigenen Beobachtungen bis durchschnittlich 1500 *m* nach abwärts reicht, in welcher Höhe sie — nach der F e h l e r s c h e n Karte — ein Jahresmittel von 1100 *mm* Niederschlägen genießt.

Wenn nun aber in vielen Fällen diese Erwartung nicht zutrifft, wenn beispielsweise nach Tabelle II die untere Zirbengrenze im trodenen Wallis und Graubünden viel tiefer liegt als im feuchteren Berner und St. Galler Oberland und in den Rurfirten, so ist eben zu bedenken, daß die jährliche Niederschlagsmenge gar nicht der richtige Maßstab für die den Pflanzen tatsächlich zugute kommende Feuchtigkeit ist, und daß neben dieser noch verschiedene andere Faktoren wirksam sind, die die unteren Pflanzengrenzen beeinflussen.

Von diesen ist zweifellos die Konkurrenz, der Wettbewerb anderer Arten, der bei weitem wichtigste. Ihre weitgehenden Anpassungen an die Unbilden des Höhenklimas gereichen unseren Kiefern bei diesem Konkurrenzkampfe in bestimmten Höhenlagen zum Vorteil. Sie zeigen aber in ihrer Konkurrenzfähigkeit ganz beträchtliche Unterschiede. Die Bergkiefer ist der Zirbe unter sonst gleichen Verhältnissen in jeder Hinsicht überlegen. Vor allem ist sie durch ihre Anspruchslosigkeit dem Boden gegenüber, ihr rascheres Wachstum in der Jugend und ihre größere Verbreitungsfähigkeit im Vorteil.

Den Einfluß des Konkurrenzfaktors auf die Verbreitung der B e r g k i e f e r hat besonders P. E. M ü l l e r beleuchtet. Auf Grund zahlreicher Beobachtungen in verschiedenen Teilen der Alpen ist er zur Anschauung gelangt, daß für sie nicht die direkten Ansprüche des Gehölzes an Klima und Boden entscheidend sind, sondern die Konkurrenz mit anderen anspruchsvolleren, rascher wachsenden und stark schattenden Bäumen, namentlich mit der Fichte. Ihnen gegenüber ist die Bergkiefer durch ihr langsames Wachstum und ihr größeres Lichtbedürfnis im Nachteil und wird deshalb überall auf die schlechteren Standorte zurückgedrängt, wo die Konkurrenten nicht mehr zu gedeihen vermögen. Und da sie viel höher ansteigt als die Fichte, ist ihr Wettbewerb mit dieser nur im unteren Teile ihres Verbreitungsgürtels ein ernstlicher zu nennen. Überall dort, wo die Fichte sich unter derart günstigen klimatischen Verhältnissen befindet, daß sie auf gutem Boden Wälder zu bilden vermag, erlangt sie über die Bergkiefer die Vorherrschaft, und erst wo sich dann weiter nach aufwärts, infolge des ungünstigeren Klimas, der Fichtenwald zu lichten beginnt, vermag sich die Bergkiefer neben ihr zu behaupten, um in noch höheren Lagen über sie den Sieg davonzutragen und selbst bestandbildend aufzutreten. Zwischen die obere Grenze des Fichtenwaldes und die untere der Legföhrenbestände schiebt sich demnach eine Zone ein, in der beide Gehölze zusammen vorkommen, und die man, da hier beide gewissermaßen in einem ständigen Kampfe ums Dasein begriffen sind, als Kampfzone bezeichnen kann.

Besonders gut lassen sich diese Verhältnisse in den Ostalpen, wo die Bergkiefer, als Legföhre auftretend, einen geschlossenen Bestandesgürtel bildet, beobachten. In den östlichen niederösterreichischen Kalkalpen beträgt nach B e d die untere Grenze des Krummholzes auf freien Hängen 1354,4 *m*, in Tälern und Schluchten 1140,8 *m*, die obere Grenze des Baumwuchses auf freien Hängen 1629,4 *m*, in Tälern und Schluchten 1448,4 *m*. Es ergibt sich somit ziffernmäßig eine Vermengung der Krummholzbestände mit dem Voralpenwalde, oder, was dasselbe ist, der Krummholz- und Voralpenstufe, und zwar in einem Höhengürtel, der auf freien Hängen 275 *m*, in Tälern 307,6 *m*

Breite erlangt, in abgerundeter Zahl daher auf 300 m Breite veranschlagt werden kann. Da in diesem Gürtel im allgemeinen schon die Lössföhre überwiegt, und die Fichte sich wohl noch zur Gruppenbildung, nicht mehr aber zu Beständen aufzuschwingen vermag, faßt ihn Bed schon als Teil des Krummholzgürtels auf und bezeichnet diese Zone des Kampfes zwischen Fichte und Lössföhre als untere Krummholzregion. Ähnliche Verhältnisse bestehen auch in anderen Teilen der Kalkalpen. In den Bayerischen Alpen beträgt die obere Grenze der baumwüchsigigen Fichte etwa 1700 m, die untere der Bergkiefer 1400 m; also auch hier eine Übergangsstufe von 300 m Höhe. Und da auch in den Zentralalpen und in den Mittel- und Westalpen, obwohl man hier von einem Bestandesgürtel der Bergkiefer kaum sprechen kann, der Höhenabstand der beiden Grenzen allenthalben ein ähnlicher zu sein scheint — für die Gesamtschweiz berechnet er sich auf etwa 250 m —, darf man wohl behaupten, daß überall in den Alpen die untere Grenze der Bergkiefer mit der oberen der Fichte ungefähr parallel ist — eine Erscheinung, die in erster Linie durch den Konkurrenzfaktor veranlaßt wird.

Daß auch die *Zirbe* in ihrer Verbreitung, besonders was die untere Grenze betrifft, durch Konkurrenzverhältnisse beeinflusst wird, hat vor allem Rickli in den Schweizer Alpen nachgewiesen. Es sind auch in diesem Falle raschermüchsigige Holzgewächse, und unter diesen in erster Linie wiederum die Fichte, mit denen sie an ihrer unteren Bestandesgrenze in einen Wettbewerb tritt, dessen Ausgang in verschiedenen Teilen der Alpen den jeweiligen klimatischen und Bodenverhältnissen gemäß ein ungleicher ist. Dieser scheint im allgemeinen in den West- und Mittelalpen mit ihren durch kontinentales Klima ausgezeichneten großen Massenerhebungen für sie mehr Erfolg zu haben als in den Ostalpen, wo sie anscheinend weniger konkurrenzfähig ist. Auf diese Weise wird es vielleicht verständlich, daß die untere Bestandesgrenze der Zirbe zum Unterschiede von der der Bergkiefer, die innerhalb der Alpen von Westen nach Osten parallel der oberen Grenze der Fichte immer tiefer nach abwärts reicht, sich, wie schon Nevoile hervorhebt, allenthalben in diesem Gebirge auf ziemlich gleicher Höhe hält. Da aber die obere Zirbengrenze gleich der der Bergkiefer in den Alpen von Westen nach Osten sinkt, nimmt der Bestandesgürtel der Zirbe in dieser Richtung fortgesetzt an Höhe ab, während der der Bergkiefer überall so ziemlich die gleiche Höhererstreckung aufweist.

Überall dort aber, wo Zirbe und Bergkiefer ihre untere Bestandesgrenze beträchtlich unterschreiten, wie dies erstere fast nur auf Felsen, letztere überdies auch auf Schutthalden, Hochmooren usw. tut, geschieht dies an Örtlichkeiten, wo die Konkurrenz ihrer lebenskräftigeren Gegner, besonders der Fichte, die ihnen in solchen Höhenlagen unter günstigeren Verhältnissen, vor allem auf besserem Boden, mit Erfolg den Rang streitig machen würde, mehr oder weniger ausgeschaltet ist. Das kümmerliche Aussehen der tiefstehenden, Felsen bestockenden Urven der Schweiz gestattet nach Rickli nicht etwa den Schluß, daß hier die Zirbe an der unteren Grenze ihres Gedeihens angelangt ist. Schaltet man nämlich den Wettbewerb anderer Arten aus, indem man den Baum kultiviert, so gelangt er noch in viel tieferen Lagen zu prächtiger Entwicklung, was wiederum indirekt für die Bedeutung des Konkurrenzfaktors spricht. Und was nach Rickli für die Schweiz, gilt auch sonst in den Alpen.

Die Überlegenheit der Bergkiefer über die Zirbe zeigt sich innerhalb der Alpen nicht nur in der Quantität ihres Auftretens, sondern auch im Grade des Unterschreitens ihres Bestandesgürtels und in der Höhererstreckung ihres Gesamtgürtels. Wie aus Tabelle I hervorgeht, liegen die tiefsten Vorkommnisse der Zirbe in den Mittel- und Ostalpen bei 1200 m, während die Bergkiefer bis zu 500 m herabsteigt, ja am Nordsaum der Alpen sogar noch tiefer, so daß man sagen kann, daß hier ihrem Auftreten überhaupt keine unteren Grenzen gesetzt sind. Eine Folge dieses tiefen Herabsteigens im Zusammenhange damit, daß die höchsten Vorkommnisse beider Kiefern einander in

den verschiedenen Teilen der Alpen so ziemlich die Wage halten, ist es, daß der Gesamtgürtel der Bergkiefer bedeutend höher ist als der der Zirbe. In den Mittelalpen beträgt dieser Höhenunterschied etwa 500, in den Ostalpen, wo die Bergkiefer nur mehr als Lössführe auftritt, gegen 700 m. Überdies zeigt die erwähnte Tabelle, daß in den Mittel- und Ostalpen die Gesamtgürtel von Westen gegen Osten an Höhererstreckung abnehmen, und zwar der Gürtel der Zirbe um mehr als 500, der der Bergkiefer um etwa 350 m.

Alle diese Grenzen und Gürtel erleiden nun durch mannigfaltige Einflüsse lokaler Natur, unter denen der des Bodens und der Himmelslage (Exposition) die wichtigsten sind, die mannigfaltigsten Änderungen in ihrem gesetzmäßigen Verlaufe und in ihrer normalen Höhererstreckung.

Boden Dem Boden gegenüber zeigen unsere beiden Kiefern ein recht verschiedenartiges Verhalten. Die Z i r b e ist in dieser Hinsicht die bei weitem anspruchsvollere Art. Sie stellt hohe Anforderungen an den Feuchtigkeits- und Humusgehalt ihrer Unterlage, ist aber an keine geognostisch bestimmte Bodenart gebunden und gilst daher mit Recht als bodenvag. Ein gewisser Gehalt an Tonerde sagt ihr allerdings sehr zu. Ihre Vorliebe für diesen Bodenbestandteil ist wohl auf die stetige gleichmäßige Durchfeuchtung, die er der Unterlage verleiht, zurückzuführen, denn Feuchtigkeit ist ihr erstes Bedürfnis. Selbst über Kalk vermag sie mit ihren langen Wurzeln den feuchten Humus zwischen den Gesteinsspalten zu erreichen. Trockenheit, nacktes Gestein kann sie nur, wenn ihr große Luftfeuchtigkeit und reiche Niederschläge zuteil werden, besiedeln. Gleich ihren Gattungsgenossinnen liebt sie sauren Heidehumus, wie er durch den Einfluß der Erikraceen, ihrer ständigen Formationsbegleiter, entsteht.

Die B e r g k i e f e r ist in ihren Ansprüchen an den Boden viel bescheidener, indem sie in bezug auf seinen Feuchtigkeitsgehalt völlig indifferent ist. Nach W i l l k o m m gedeiht sie auf trockenem und nassem Verwitterungsboden von Granit, Gneis, Glimmer- und Tonschiefer, Porphyry, Kalk, Dolomit, Mergel, Sandstein und auf Hochmoorboden, nach S c h r ö t e r auch auf Serpentin. Also die denkbar größte Verschiedenheit in bezug auf physikalisches und chemisches Verhalten ihrer Unterlage. Eine Eigenschaft aber soll allen ihren Nährböden gemeinsam sein: die Armut an assimilierbarem Stickstoff. Kommt aber auch die Bergkiefer auf allen den genannten Bodenarten vor, so hat sie doch nur für gewisse eine besondere Vorliebe. Lockere Böden scheint sie vor bindigen zu bevorzugen. Über Kalk findet sie sich viel häufiger als über Urgestein. Während sie über kalkhaltiger Unterlage schon bei sehr geringem Zersetzungsgrade des Gesteins, wie auf Schutt- und Felsboden, auftritt, wächst sie über Urgestein in der Regel erst, wenn die Verwitterung schon weiter vorgeschritten ist, und sich eine mehr oder weniger mächtige Rohhumusschicht gebildet hat. Urgestein in wenig zersetztem Zustande scheint ihr nicht zuzusagen. Es spricht hierfür ihr Zurücktreten auf Urgesteinfelsen und -schutt. Inwieweit hieran die direkte Einwirkung der Unterlage schuld ist, vermögen wir derzeit nicht festzustellen, glauben aber bestimmt, daß Konkurrenzverhältnisse hierbei eine große Rolle spielen. Es ist die Grünerle, deren Bestände, wie K e r n e r hervorhebt, in den Uralpen gewissermaßen einen Ersatz bilden für die in den Kalkalpen auftretenden Wälder der Bergkiefer. Senes Gehölz ist für den relativ kühlen, das Wasser zäh festhaltenden Urgesteinboden viel besser geeignet als diese und ihr gegenüber auch an sich durch seine Raschwüchsigkeit, den reichen Stod- und Wurzelanschlag und die Leichtigkeit der Verjüngung und Verbreitung im Vorteil. Über Kalk macht es ihr keine Konkurrenz. Denn für dieses leicht erwärmbare, wasserdurchlässige und daher rasch austrocknende Gestein ist die Bergkiefer trotz ihres langsameren Wachses und ihrer geringeren Ausbreitungsfähigkeit besser geeignet.

Besonders auffällig ist es, daß die Bergkiefer außer auf kalkhaltigem Gestein auch über einer mächtigen Rohhumusschichte, sei es, daß sie sehr feucht ist, wie in Hochmooren, sei es trodener, wie auf den Hängen der Gebirge, die besten Bedingungen ihres Fortkommens findet. Also zwei ganz verschieden geartete Unterlagen, die sie bevorzugt. Gemeinsam ist beiden nur die geringe Menge verwertbaren Stickstoffes: Kalkschutt und -Fels enthalten überhaupt wenig von diesem Elemente, im Rohhumus ist es nur in schwer zugänglicher Form enthalten.

Unsere beiden Kiefern gleichen sich demnach in ihren Ansprüchen an die Unterlage zum einen Teil, indem sie beide Rohhumus sehr gut vertragen, ja begünstigen, unterscheiden sich aber zum anderen, in ihrem Verhalten auf wenig zersetztem Boden, indem die Bergkiefer kalkreiche, die Zirbe tonerdereiche Substrate bevorzugt. Während erstere Tatsache das vielfache Zusammenvorkommen der beiden innerhalb der Alpen erklärt, macht letztere ihr verschiedenes Auftreten in den Ur- und Kalkalpen, sowohl in bezug auf Häufigkeit des Vorkommens als auch auf den Verlauf der Grenzen und die Höhe der Gürtel verständlich.

Unter sonst gleichen Umständen ist die Zirbe über Urgestein häufiger und reicht höher nach aufwärts und auch tiefer nach abwärts als über Kalk, während die Bergkiefer umgekehrt über diesem Gestein häufiger auftritt und viel tiefere untere Grenzen besitzt. Die Gürtel der Zirbe erreichen über Urgestein, die der Bergkiefer über Kalk ihre größte Höhererstreckung. Besonders auffällig ist diese Erscheinung in Gebieten, in denen, wie beispielsweise in dem den östlichen Zentralalpen angehörigen Lungau, die beiden Gesteine in Wechselagerung auftreten. Hier reicht die Bergkiefer auf Kalkfelsen und -Schutt bis zu 1300 m zu Tal, während sie über Urgestein Felsen überhaupt meidet und erst bei 1600 m beginnt. Die Zirbe, umgekehrt, hat oft auf Urgesteinfelsen bei 1500 m ihre tiefsten Standorte, steigt dagegen über Kalk nur bis zu etwa 1650 m herab. — In den Nördlichen Kalkalpen sind die untersten Standorte der Zirbe in etwa 1200 m Meereshöhe, die Bergkiefer geht bis 900 m nach abwärts und übertrifft die Zirbe überdies auch ganz beträchtlich an Höhererstreckung nach oben. So nimmt sie nach Favarger und Reisinger auf der Südseite des Toten Gebirges bei Aufsee einen 700 m hohen Gürtel (1300—2000 m) ein und dringt an manchen Stellen bis zu 900 m talwärts; die Zirbe dagegen tritt hier nur in Höhenlagen von etwa 1550—1600 m auf, während sie in den durch nur weniger südliche Lage und größere Massenerhebung aber zugleich auch durch kleinere Niederschlagsmenge ausgezeichneten Schladminger Tauern auf Urgestein ihre tiefsten Standorte bei etwa 1500 m, die höchsten bei über 2100 m innehat. — In den Bayerischen Alpen ist nach Sendtner die obere Grenze der auf Lehm wachsenden Zirben 51 Fuß über der Norm, der auf Mergel 23 über der Norm und der auf Kalk 125 unter der Norm. Die Bergkiefer der Bayerischen Alpen hält er überhaupt für eine reine Kalkpflanze, die anderen Kalkpflanzen insofern gleicht, als sie besonders tief nach abwärts steigt, viel tiefer als die Urgesteinpflanzen des Gebirges einschließlich der Zirbe und andererseits wieder im Vergleiche zu diesen weniger hoch nach aufwärts, was wohl der gehölzfeindlichen Beschaffenheit des Kalkes in höheren Lagen zuzuschreiben ist.

In Tirol verläuft nach Kerner die untere Grenze der Zirbe in den Nördlichen Kalkalpen im Mittel bei 1592 m (5037 W. F.), in den Zentralalpen bei 1574 m (4981 W. F.). Daß die Verhältnisse für die Zirbe in letzteren viel günstiger sind als in ersteren, erklärt Kerner durch den Umstand, daß sie dort die ihr zusagenden Bodenverhältnisse in viel höherem Ausmaße findet als hier. Denn in den Zentralalpen gibt es allenthalben wenig geneigte Böschungen und Sättel, ebene Hochtäler und quellenreiche Böden mit tiefgründigem, durch tausendjährige Verwitterung des Schiefers entstandenem Lehmgrund, die auch über die nötige Feuchtigkeit verfügen. In den Kalkalpen dagegen finden sich derartige geeignete Standorte nur auf Bergen,

die aus tonreichem Kalkstein aufgebaut sind und sich bald mit kleineren Terrassen, bald mit größeren Plateaus höher und höher aufstufen und über ihren steil abstürzenden Wänden feuchte, mit lehmiger Bodentrume ausgekleidete Mulden und Rare zeigen. Auf tonarmer Unterlage und auf den steilen Abstürzen fehlt hingegen der Baum. Von einer rein klimatischen oberen Grenze der Sirbe kann daher hier mangels der geeigneten Standorte oft gar nicht die Rede sein.

Der Ausbreitung der Bergkiefer nach unten kommt noch ein anderer Umstand zugute: ihre Fähigkeit, Hochmoorboden zu betreten. Ihre tiefsten Standorte, die sie im bayerisch-österreichischen Alpenvorlande in 500 *m* Meereshöhe innehat, sind insgesamt Hochmoore. In der Schweiz steigt sie im Gebirge bis 1400 *m*, auf Hochmooren bis 600 *m*, im Lungau über Urgestein bis 1500 *m*, über Kalk bis 1300 *m* und in Hochmooren bis zur Talsohle, 1000 *m*, nach abwärts. Die Sirbe meidet zwar Hochmoorboden nicht vollkommen, bestockt ihn aber doch nur gelegentlich in höheren Lagen und vermag es nirgends, auf ihm ihre Bestandsgrenze zu unterschreiten.

Himmelslage Das zweite Moment, das die Höhengrenzen unserer Kiefern im einzelnen sehr weitgehend beeinflusst, ist die Himmelslage (Exposition). Ihre Bedeutung liegt darin, daß je nach der Neigung eines Hanges oder auch Tales gegen die eine oder andere Himmelsrichtung die klimatischen Faktoren, insbesondere Wärme und Feuchtigkeit, in ganz verschiedener Weise zur Geltung kommen. In den Gebirgen der nördlichen Hemisphäre sind auf den nach Süden geneigten Flächen infolge der stärkeren Sonneneinstrahlung die Wärmeverhältnisse günstigere als auf den nach Norden gewendeten, was eine Hebung der Höhengrenzen der Gewächse im ersteren, eine Senkung im letzteren Falle zur Folge hat. Überdies sind gleichfalls infolge der Insolation die Sonnenseiten im allgemeinen trockener als die Schattenseiten, so daß im allgemeinen Feuchtigkeit liebende Gewächse auf letzteren weiter nach abwärts reichen als auf ersteren.

Zu diesen beiden Faktoren gesellt sich nun als dritter, besonders wichtiger, der Wind, der je nach der in einem Gebiete herrschenden Richtung und Stärke die durch die beiden anderen geschaffenen Verhältnisse in sehr mannigfaltiger Weise beeinflussen kann. Starke Stürme, wie sie dem Höhenklima eigen sind, wirken als ein dem Baumwuchs feindliches Moment, das eine der wesentlichsten Ursachen des Zustandekommens der Baumgrenze überhaupt ist. Sie schädigen die Holzgewächse nicht nur mechanisch, sondern veranlassen sie, was noch viel mehr ins Gewicht fällt, zu übermäßiger Transpiration und bringen sie auf diese Weise, wenn sie nicht sehr gut dagegen geschützt sind, zum Absterben. Im xerophilen Bau ihrer Knospenschuppen und Nadeln haben nun allerdings unsere Kiefern sehr wirksame Transpirationsschutzeinrichtungen, mit denen sie auch großer Windstärke trohnen können, und die krummholzwüchsige Bergkiefer ist überdies auch durch ihren schmiegsamen, niedrigen Wuchs ganz vorzüglich zum Widerstande befähigt. Im besondern ist die Wirksamkeit der Winde eine verschiedene, je nachdem sie Wärme und Feuchtigkeit oder Kälte und Trockenheit bringen.

Nach dem verschiedenartigen Zusammenwirken dieses dritten mit den beiden anderen Faktoren werden nun die Höhengrenzen unserer Kiefern und die Breiten ihrer Gürtel in verschiedenen Gebieten und bei verschiedener Himmelslage in sehr mannigfacher Weise beeinflusst.

Nach R e r n e r, dem wir auch hierüber sehr eingehende Studien verdanken, liegt in den tirolischen Zentralalpen die obere Grenze der S i r b e in Südwestlage am höchsten, woran sich Süd-, West-, Südost-, Nordwest-, Ost- und Nordlage schließen, und in Nordostlage am tiefsten. Nach unten zu steigt der Baum in Nordwestlage am tiefsten herab, woran sich Nord-, West-, Südwest-, Süd-, Nordost- und Ostlage schließen, und bleibt

in Südostlage am weitesten nach oben zurück. Da die beiden Grenzen nicht parallel laufen, besitzt der Zirbengürtel auf verschiedenen geneigten Berglehnen eine ungleiche vertikale Ausdehnung. In Nordwest- und Südwestlage ist er am breitesten, und zwar in ersterer Lage noch breiter als in letzterer, weil das Maß, um das er die mittlere untere Grenze in ersterer unterschreitet, größer ist als das, um welches er die mittlere obere Grenze in letzterer überschreitet. Hieran reihen sich West- und Nordlage. Weniger breit, bereits unter dem Mittel, ist er in Süd-, Nordost-, Ostlage, und am schmälsten in Südostlage. Am größten ist der Unterschied der Breite zwischen der nordwestlichen und südöstlichen Seite. An ersterer ist die vertikale Ausdehnung des Zirbengürtels fast doppelt so groß als an der letzteren.

Diese Erscheinung erklärt sich nun nach Kerner daraus, daß die Ursachen, die der Zirbe eine Grenze nach oben setzen, mit denjenigen, die ihr auch talwärts eine bestimmte Grenzlinie vorzeichnen, nicht zusammenfallen. Nach aufwärts zu erweitert sich der Zirbengürtel vorzüglich infolge günstigerer Wärmeverhältnisse. Es entspricht dem 500 Fuß betragenden Unterschiede in der oberen Grenze des Zirbengürtels in Südwest- und Nordostlage eine durch die Himmelslage veranlaßte mittlere Temperaturdifferenz von 1° und es liegt nahe, diesen letzteren Unterschied wenigstens zum Teil als Ursache der durch die Himmelslage gleichzeitig bedingten Schwankungen der oberen Zirbengrenze anzusehen. Nach abwärts wird die Erweiterung des Zirbengürtels zum Teil durch günstige, der Zirbe zusagende Feuchtigkeitsverhältnisse veranlaßt. Diese finden sich aber in viel höherem Maße auf den kühleren, der Sonne wenig ausgesetzten, nach Norden geneigten Hängen, als in den stark besonnten Südlagen. Überdies kommt auf ersteren noch ein sehr gewichtiger Umstand hinzu, nämlich eine durch die ungünstigen Temperaturverhältnisse, die auch die Ausaperung hinausschieben, bedingte Verzögerung sämtlicher Vegetationsprozesse, die zur Folge hat, daß der Beginn der sommerlichen Lebenstätigkeit der Zirbe verhältnismäßig stark verspätet wird und in eine Zeit fällt, in der der Lichteinfluß infolge der langen Tage bereits ein sehr beträchtlicher ist, wozu sich noch durch das allmähliche Schmelzen der Schneemassen ein lange andauernder, gleichmäßiger Zuschuß an Feuchtigkeit gesellt, — Momente, die für die Zirbe als Alpenbaum von größter Bedeutung sind. Daß schließlich an den östlichen und nordöstlichen Lehnen der Zirbengürtel nur ein ganz schmales Band darstellt, hat vor allem seinen Grund in den kalten, austrocknenden Winden, die diese Gehänge bestreichen und so durch Verschlechterung der Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse den Zirbengürtel von oben und unten einengen.

In der Schweiz herrschen nach Rikli ähnliche Verhältnisse wie in Tirol. Im ganzen schweizerischen Alpengebiete werden die Nord- und Westlagen von der Zirbe stark bevorzugt. Es gehören diesen beiden Lagen nicht nur die größten und schönsten Urvengebiete an, sondern es erreicht hier auch der Baum seine höchsten und tiefsten Standorte. Sehr auffällig ist das beinahe vollständige Fehlen des Baumes in Süd- und Südwestlage. Das einzige größere Urvengebiet mit vorwiegend Süd- und Südwestlage befindet sich im Tessin, auf der Südseite des Lufmaniers, und es ist bezeichnend, daß diese Urveninsel mit dem Gebiet der größten, im ganzen schweizerischen Urvenareal verzeichneten jährlichen Niederschlagsmenge zusammenfällt. Auch die Ost- und Nordostlagen haben am Urvenareal der Schweiz nur geringen Anteil.

In den Bayerischen Alpen fallen nach S e n d t n e r die Extreme des Auftretens der Zirbe auf Südwest- und Nordwesthänge. In Südwestlage rückt die untere und obere Grenze am weitesten nach aufwärts, in nordöstlicher herrschen die entgegengesetzten Verhältnisse.

Für die Bergkiefer ergeben sich nach den Aufzeichnungen Brunies' im Ofengebiet in Graubünden folgende Mittelwerte über die Beziehungen der oberen und unteren Grenzen zur Sonnenseite (Ss) und Schattenseite (Schs):

In m:	Untere Grenze			Obere Grenze		
	Ss	Schs	Mittel	Ss	Schs	Mittel
Baumform	1650	1665	1657	2225	2150	2187
Krummholzform	1540	1530	1535	2364	2296	2330

Während also die unteren Grenzen beider Formen auf Sonnen- und Schattenseite ziemlich gleich hoch verlaufen, sind die oberen an der ersteren ganz beträchtlich erhöht. Die Baumform hat eine um über 100 m höhere untere und um fast 150 m tiefere obere Grenze als die Krummholzform, woraus sich ein Unterschied der Gürtelhöhen von etwa 275 m zugunsten der letzteren ergibt.

In den Bayerischen Alpen verhalten sich nach S e n d t n e r die unteren Grenzen der Legföhre auf freiem Hange in den verschiedenen Himmelslagen folgendermaßen:

In m:	NO	O	SO	S	SW	W	NW	N
	1239	1283	1460	1517	1558	1473	1334	1264

Die extremsten Expositionen sind also Nordosten und Südwesten. In ersterer ist die untere Grenze der Bergkiefer am meisten gefördert, in letzterer am meisten gehemmt. Der Unterschied beträgt 319 m. Im Gegensatz hierzu steigen die unteren Zirbengrenzen in den Tiroler Zentralalpen in Nordwestlage am tiefsten nach abwärts, während sie sich in Südostlage am höchsten halten.

In den Niederösterreichischen Kalkalpen hat B e d ganz besonders genaue Untersuchungen über die Beziehungen der Höhengrenzen der Legföhre zur Himmelslage angestellt. Die folgende Tabelle veranschaulicht den Verlauf der oberen Höhengrenzen dieses Gehölzes auf dem Wiener Schneeberg in den verschiedenen Expositionen und ihr Verhalten zu dem Mittel der oberen Verbreitungsgrenze:

In m:	SO	O	NW	SW	W	N
	1976,7	1968,9	1944,8	1943,2	1898,6	1864,3
	60,6	52,8	28,7	27,1	17,5	51,8

über dem Mittel 1916,1 m unter dem Mittel 1916,1 m

Es stellen sich also die Standorte der Legföhre nur auf den westlichen und nördlichen Abdachungen unter das Mittel ihrer oberen Vegetationsgrenze. Den Grund dafür sieht B e d vor allem in der verderblichen Wirkung der aus Norden und besonders häufig aus Westen, vom abgekühlten Plateau der benachbarten Karalpe her, wehenden Winde.

Die untere Legföhrengrenze beträgt im Schneeberggebiete nach B e d, der hierzu auch Messungen R e r n e r s herangezogen hat, auf freiem Hange im Mittel 1354,4 m. Sie reicht in Südost- und Ostlage am weitesten nach abwärts und hält sich in Nordlage am höchsten. Der Unterschied zwischen den Extremen — Norden: 1392 m, Südosten: 1333 m — beträgt 59 m.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Grenzen unserer Kiefern in Schluchten und Tälern im Vergleiche zu den freien Hängen herabgedrückt sind. Die in ersteren herrschenden günstigeren Feuchtigkeitsbedingungen erklären diese Tatsache zur Genüge. Im Bereiche des Wiener Schneeberges beträgt nach B e d das Mittel der unteren Grenze der Legföhre in Schluchten und Tälern 1140,8 m, ist also um 213,6 m tiefer als auf freiem Hange. In den Bayerischen Alpen wird diese Grenze nach S e n d t n e r in Schluchten bis über 600 m herabgedrückt, und ähnliche Verhältnisse herrschen auch anderwärts. Ähnliches gilt auch für die Zirbe. In den Lungauer Alpen steigt sie beispielsweise in den engen Seitentälern um etwa 200—300 m tiefer nach abwärts als auf den freien Hängen. Und gleichwie die unteren Grenzen in Tälern und Schluchten, erfahren die oberen in den Talschlüssen und Karen oft beträchtliche Senkungen, woran besonders ungünstige Wärmeverhältnisse schuld sind nebst wirtschaftlichen Momenten, indem hier die Gehölze leichter der Rodung zum Opfer fallen.

C. Formationen. Die Verteilung unserer Kiefern innerhalb der geschilderten Grenzen ist eine durchaus nicht gleichmäßige. In den einen Gebieten treten sie häufiger auf, in anderen seltener, aber auch in den ersteren sind sie nicht überall zu finden, sondern an gewisse Standortsbedingungen — Bodenbeschaffenheit usw. — gebunden. In vertikaler Richtung sind es gewisse Höhenstufen, die Bestandesgürtel, in denen sie stärker hervortreten, während sie außerhalb dieser zumeist eine untergeordnete Rolle spielen. Dieses Hervortreten äußert sich am vollkommensten in ihrem Zusammenschlusse zu Formationen, in denen sie selbst den Ton angeben, wozu sie als große Holzgewächse ganz besonders geeignet sind.

Eine Formation ist eine durch charakteristische Verteilung und Schichtung der sie zusammensetzenden Gewächse und eine eigene Physiognomie ausgezeichnete Pflanzenvereinigung, die unter bestimmten klimatischen Verhältnissen in erster Linie von der Beschaffenheit des Bodens abhängig ist. Die Schichtung der Elemente des Bestandes wird hauptsächlich durch ihr Verhalten dem Lichte gegenüber bedingt. Der Artbestand ist je nach der pflanzengeographischen Eigenart des Gebietes verschieden. Man bezeichnet einen Bestand als Endformation, wenn er das an der betreffenden Stelle unter den herrschenden klimatischen Verhältnissen einzig mögliche Abschlußstadium der Vegetationsentwicklung ist. Eine solche ist gewissermaßen der Ausdruck eines Gleichgewichtszustandes im Kampfe ums Dasein, besonders um Boden und Licht, der hier existenzberechtigten Pflanzenarten.

Während nun unsere beiden Nadelhölzer, wie schon erwähnt wurde, an den Boden recht verschiedene Ansprüche stellen, stimmen sie in ihrem Verhalten dem Lichte gegenüber ziemlich vollkommen überein. Beide gehören zu den lichtbedürftigen Kieferarten, und zwar die Bergkiefer in höherem Maße als die Zirbe. Diese bildet nach Hempel und Wilhelm eine Art Übergang von den Lichtholzarten, wie gemeine Kiefer, zu den Schatten ertragenden Fichten und Tannen. Während sie einerseits, namentlich in der Jugend, Seitendrud, ja Übershirmung verträgt, bevorzugt sie anderseits freie Standorte, die ihr einen größeren Lichtgenuß gewähren, dessen sie um so mehr bedarf, in je höheren Lagen sie gedeiht, und je kürzer infolgedessen die Zeit ihrer Vegetationstätigkeit ist. In tieferen Lagen und unter sonst günstigen Standortsverhältnissen vermag sie mehr Schatten zu ertragen und auch eher in geschlossenen Horsten aufzutreten als in höheren Stufen, wo sie mehr den Charakter der Lichtholzart hervorkehrt und in vorgerücktem Alter nur vereinzelt oder gruppenweise vorkommt. Die Bergkiefer verträgt nach Schröter einen ziemlich dichten Bestandeseschluß. Obwohl die Legföhrenbestände selbst oft sehr schattend sind, kommt doch der Nachwuchs gut auf. Die Beschirmung durch Lärche, Birke, Arve und licht stehende Fichten wird gut ertragen, nicht jedoch der Schatten dicht geschlossener Wälder dieses Baumes.

Bergkiefer

Infolge ihrer größeren Anspruchslosigkeit dem Boden gegenüber ist die Bergkiefer in viel höherem Maße als die Zirbe befähigt, Formationen zu bilden und zu beherrschen. Zum Unterschiede von dieser vermag sie nicht nur innerhalb ihres eigentlichen Bestandesgürtels, sondern auch außerhalb — auf Hochmooren tieferer Lagen — Formationen zu bilden, die durch sie allein ihr bezeichnendes Gepräge erhalten. Im Gebirge kann man, wenn man von den auch hier auftretenden Hochmoorbeständen abieht, nach Physiognomie und Unterlage viererlei Formationen der Bergkiefer unterscheiden, je nachdem sie als Krummholz oder Baum und auf Kalt oder Urgefstein auftritt.

Die eigenartigste und wohl am weitesten verbreitete dieser Formationen ist der Legföhrenwald auf Kalt. Er ist innerhalb der Ostalpen, und zwar sowohl in den Nördlichen als auch Südlichen Kaltalpen und auf Kaltlagern der Zentralalpen innerhalb jener Höhenstufe, die wir früher als den Bestandesgürtel der Legföhre bezeichneten, und

der er sein Gepräge verleiht, auf verhältnismäßig trockenem Boden allenthalben die herrschende Vegetationsformation, die in dichtem Schlusse die Plateaus und Gehänge der Berge weithin überzieht und selbst die schmälsten Bänder steil abstürzender Felsmassen mit Beschlag belegt. Je nach seinem Alter ist sein Aufbau ein verschiedener; die Artzusammensetzung entspricht jedesmal der floristischen Eigenart des betreffenden Gebietes.

Um ein anschauliches Bild von seiner Eigenart zu entwerfen, können wir nichts Besseres tun, als Kerner's glänzende Schilderung wiederzugeben: „Der Legföhrenwald zeigt je nach dem Alter und je nach der Äppigkeit seiner Stämme ein sehr verschiedenes Aussehen. Sein Rand ist regelmäßig von einer niederen Gebüschschichte blühender immergrüner Erizineen eingefast, in der die Alpenrose als die weitest aus vorwiegendste Pflanze erscheint. Auch durchdringt dieses Buschwerk die lichtereren Legföhrengehölze häufig als eine untere Schichte und erfüllt alle offenen Plätze und Lücken, die im Legföhrenbestand hie und da übrig bleiben. Ein solcher Legföhrenwald zeigt sich dann regelmäßig in drei Pflanzenschichten abgestuft, als deren unterste ein von abgefallenen Nadeln durchspitztes Gefilz von Moosen und Flechten, als deren zweite das Gebüsch von immergrünen Alpenrosen¹⁾, Rauschbeeren²⁾, Preisel-, Heidel- und Moorbeeren³⁾, und als deren dritte Schichte endlich das dunkle Geäste der Legföhren erscheint, in das sich häufig auch noch die Gesträuche der Alpenmispel⁴⁾ und der Vogelbeere⁵⁾ einmischen. Manchmal ragt wohl auch ein einzelner verwitterter Vogelbeerbusch, eine isolierte Urve oder in tieferen Lagen auch eine verkrüppelte Fichte über die Kronen der Legföhren empor. — Die jährlich von allen diesen Pflanzen erzeugte organische Masse ist nicht unbedeutend, und die abgefallenen Nadeln und Blätter wandeln sich mit den Flechten und Moosen allmählich in einen schönen braunen Torf um, an dessen Bildung natürlich auch die unteren Teile der Wurzeln und Stämme der oben noch fortgrünenden Gewächse einen wesentlichen Anteil nehmen. In der Regel beträgt die im Grunde eines ausgewachsenen alten Legföhrenwaldes entwickelte Torfschichte bei nur halbwegs günstiger Lage 3 bis 4 Fuß; stellenweise fanden wir sie aber auch bis zu 6 Fuß mächtig; und es muß hier noch besonders hervorgehoben werden, daß sich dann, wenn einmal die Torfschichte eine solche Mächtigkeit erlangt hat, häufig auch Pflanzen einfinden, die als kaltfeindliche Gewächse sonst nirgends im Kaltgebiete vorkommen, die aber hier, getrennt von dem ihnen so gefährlichen Kaltgesteine, auf der Oberfläche der Torfmasse ganz prächtig gedeihen.

Im jüngeren Legföhrenwalde und an dicht beschatteten Stellen älterer Legföhrengehölze fehlt das immergrüne Buschwerk der Alpenrosen, und man findet an dessen Stelle dort ein höchst charakteristisches Gestäude über den Waldboden ausgebreitet, das fast auf allen Alpen des ganzen nördlichen Kaltzuges wiederkehrt, und als dessen wesentlichste Bestandteile der rundblättrige Steinbrech⁶⁾, der Bergbaldrian⁷⁾, der nesselblättrige Ehrenpreis⁸⁾, der Wald-Storchschnabel⁹⁾, die azurblütige Berg-Flodenblume¹⁰⁾, die Meisterwurz¹¹⁾ und der Alpen-Ortlisengriffel¹²⁾ anzusehen sind. — Wenn in den Alpen noch irgendein Wald als Urwald angesehen werden kann, so ist es der Legföhrenwald“ . . . Kerner versteht hier unter „Urwald“ nicht nur einen ursprünglichen Wald, sondern auch einen solchen, in dem ein Vordringen dem Menschen große Schwierigkeiten macht.

Die beiden von Kerner beschriebenen Arten von Legföhrenwäldern sind eigentlich Entwicklungsstadien einer und derselben Formation und als solche häufig durch Zwi-

¹⁾ *Rhododendron hirsutum*. — ²⁾ *Empetrum nigrum*. — ³⁾ *Vaccinium vitis idaea*, *myrtillus* und *uliginosum*. — ⁴⁾ *Sorbus chamaemespilus*. — ⁵⁾ *Sorbus aucuparia*. — ⁶⁾ *Saxifraga rotundifolia*. — ⁷⁾ *Valeriana montana*. — ⁸⁾ *Veronica urticifolia*. — ⁹⁾ *Geranium silvaticum*. — ¹⁰⁾ *Centaurea montana*. — ¹¹⁾ *Peucedanum ostruthium*. — ¹²⁾ *Adenostyles glabra*.

schenstufen verbunden. Eine solche ist beispielsweise ein Legföhrenwald, in dem zu unterst ein Moosteppich, darüber eine niedere immergrüne und eine höhere sommergrüne Gebüschschicht und zu oberst die Schicht der Legföhrenkronen entwickelt erscheint. Mit dem Alterwerden des Zwergwaldes nehmen zunächst die sommergrünen krautigen Gewächse, dann die sommergrünen Sträucher an Zahl allmählich ab, die wintergrünen Moose dagegen zu, so daß schließlich eine durch und durch wintergrüne Formation zustandekommt. Zu diesen sommergrünen Holzpflanzen gehören außer den schon erwähnten auch noch verschiedene Weiden¹⁾, Grünerle²⁾, Seidelbast³⁾, Alpen- und Felsen-Johannisbeere⁴⁾, Himbeere⁵⁾, Alpen-Rose⁶⁾, Alpen- und schwarze Hedenkirsche⁷⁾; eines der wichtigsten immergrünen ist auch der Zwergwacholder⁸⁾; besondere Erwähnung verdient als Schlinggewächs die Alpenrebe⁹⁾.

Etwas abweichend ist die Zusammensetzung der Legföhrenbestände auf sterilen Schutthalden, die von ihnen gefestigt und vor Abrutschung bewahrt werden. Schröter beschreibt einen solchen aus dem Schweizer Scarltal in Graubünden. Er stockt von etwa 1850 m an aufwärts über loderem Dolomitschutt auf steiler Südhalde. An den freien Stellen findet sich eine reiche Schuttflora, in der Blaugras¹⁰⁾, niedere Segge¹¹⁾, kriechendes Gipskraut¹²⁾, zweizeiliges Hafergras¹³⁾ und höher oben auch die fleischrote Heide¹⁴⁾ und die Silberwurz¹⁵⁾ eine große Rolle spielen. — Krummholzwälder von ähnlichem Gepräge sind auch über Kalkschutt nicht selten. Schon die verhältnismäßig große Artenzahl dieser Bestände deutet darauf hin, daß sie trotz des oft hohen Alters mancher Stämme nicht als Endstadium der Legföhrenformation anzusehen sind.

Die über Urgestein stöckenden Legföhrenwälder sind insbesondere den Zentralalpen eigen, spielen aber hier bei weitem nicht die Rolle wie die über Kalk in den Kalkalpen. Sie gleichen in ihrer Physiognomie den entsprechenden Formationen über diesem Gestein, weichen aber in der Artzusammensetzung mehr oder weniger von ihnen ab. Die unterste Schicht wird auch hier aus einem dichten Teppich von Moosen, in den Flechten, wie vor allem die isländische¹⁶⁾ und Rentierflechte¹⁷⁾ eingestreut sind, gebildet. Als mittlere spielen wiederum Zwergsträucher, und zwar die Eriktazeen Heidel-, Moor- und Preiselbeere, Besenheide¹⁸⁾ und vielfach auch die rostfarbige Alpenrose¹⁹⁾, die hier ihre kalkliebende behaarte Gattungsgenossin vertritt, ferner Rauschbeere und besonders häufig Zwergwacholder, die Hauptrolle, und zwischen ihnen gedeihen einzelne kieselholde Gräser, wie schlängelige Schmielen²⁰⁾, Borstgras²¹⁾ und glattes Reitgras²²⁾, dann Stauden, wie Blutwurz²³⁾, Sauerflee²⁴⁾, Grundheil²⁵⁾, Brandlattich²⁶⁾, Wohlverleih²⁷⁾, und schließlich Bärlapp²⁸⁾ und Farne. Die oberste Schicht bildet in dichtem Zusammenschlusse die Legföhre, die hier in den gleichen Formen auftritt wie über Kalk, und es sind ihr ab und zu einzelne Sträucher der Alpen-Rose, blauen Hedenkirsche²⁹⁾ und Grünerle, die auf feuchterem Boden zu größerer Geltung kommt, beigemischt, und hier und da entragt ein Vogelbeerbaum, eine kleine Birke, Fichte, Lärche oder Zirbe dem Bestande.

Ein Wald vom Aufbau des beschriebenen ist als Endformation zu bezeichnen. Seine

¹⁾ *Salix grandifolia*, *arbuscula*, *glabra*. — ²⁾ *Alnus viridis*. — ³⁾ *Daphne mezereum*. — ⁴⁾ *Ribes alpinum*, *petraeum*. — ⁵⁾ *Rubus idaeus*. — ⁶⁾ *Rosa pendulina*. — ⁷⁾ *Lonicera alpigena*, *nigra*. — ⁸⁾ *Juniperus nana*. — ⁹⁾ *Clematis alpina*. — ¹⁰⁾ *Sesleria varia*. — ¹¹⁾ *Carex humilis*. — ¹²⁾ *Gypsophila repens*. — ¹³⁾ *Trisetum distichophyllum*. — ¹⁴⁾ *Erica carnea*. — ¹⁵⁾ *Dryas octopetala*. — ¹⁶⁾ *Cetraria islandica*. — ¹⁷⁾ *Cladonia rangiferina*. — ¹⁸⁾ *Calluna vulgaris*. — ¹⁹⁾ *Rhododendron ferrugineum*. — ²⁰⁾ *Deschampsia flexuosa*. — ²¹⁾ *Nardus stricta*. — ²²⁾ *Calamagrostis villosa*. — ²³⁾ *Potentilla erecta*. — ²⁴⁾ *Oxalis acetosella*. — ²⁵⁾ *Veronica officinalis*. — ²⁶⁾ *Homogyne alpina*. — ²⁷⁾ *Arnica montana*. — ²⁸⁾ *Lycopodium annotinum*. — ²⁹⁾ *Lonicera coerulea*.

Übereinstimmung mit der entsprechenden Formation über Kalk ist eine ziemlich weitgehende und erstreckt sich nicht nur auf die Physiognomie, die Mächtigkeit der gebildeten Humusschichte usw., sondern bis zu einem gewissen Grade auch auf die Artzusammensetzung. Stärkere Unterschiede zeigen die jüngeren Entwicklungsstadien der Formationen über beiden Gesteinen. Über Urgestein sind solche überhaupt seltener. Sie zeichnen sich auch durch größeren Artenreichtum aus. Ein Bestand auf Schutthalden unter Gneisfelsen auf dem Albris im Berninagebiete beherbergt nach Rübel 51 Blütenpflanzenarten. Die Artzusammensetzung ist aber eine ganz andere als über Kalk.

Dort, wo Kalk und Urgestein wechsellagern, wie beispielsweise vielfach in den Radstädter Tauern, trifft man oft beide Varianten der Legföhrenformation nebeneinander, beide von gleichem Aussehen, von der gleichen Art beherrscht, aber mit mehr oder weniger verschiedenem Artbestande.

In den Mittel- und Westalpen, wo die Bergkiefer als Baum auftritt, vermag sie reine Hochwälder zu bilden, die gleichfalls häufiger über Kalk gedeihen, ohne jedoch Urgestein völlig zu meiden. In der Schweiz sind sie in besonders charakteristischer Ausbildung im Bündnerischen Ofengebiete zu finden. Sie sind nach Bruniez meist ziemlich licht, der Boden ist gut bewachsen. Wie die Legföhrenbestände der Ostalpen sind auch sie über Kalk durch reichen Artbestand, über Urgestein durch Artenarmut ausgezeichnet. Dort von Zwergsträuchern viel fleischfarbige Heide und Preiselbeere nebst Zwergwacholder, behaarter Alpenrose und kahlem Steinröschen¹⁾, einem den westlichen Alpen eigenen Gewächs, von Spaliersträuchern herzblättrige Kugelblume²⁾ und Silberwurz, wozu an lichter Stellen ein reicher Teppich von Gräsern und Kräutern kommt; hier viel Heidelbeere und nur spärlich Zwergwacholder, schwarze und blaue Heckenfirsche, Vogelbeere und Alpenmispel nebst den Stauden Germer³⁾, Sauerklee, Meisterwurz, punktierter Enzian⁴⁾, Waldwachtelweizen⁵⁾, Sternlieb⁶⁾, Brandlattich und der großen Hainsimse⁷⁾; dort unter Gräsern und Stauden viele Trockenheit liebende, die hier fehlen.

Ein ganz anderes Bild bieten die Bestände der Bergkiefer auf Hochmooren. Als oft herrschender Bestandteil dieser Formation steigt unsere Art im Gelände der Alpen bis über die Waldgrenze nach aufwärts und reicht, besonders am Nordsaume des Gebirges, oft bis weit unter ihren Bestandesgürtel nach abwärts. In den Ostalpen ist es zumeist die Legföhre, die sich auf Hochmooren zu Beständen vereinigt, die nach der Art der Zusammensetzung und Armut an Arten an die Endformation des Gehölzes über Urgestein erinnern. Es sind die erhöhten, trockenen Stellen älterer Hochmoore, die Vulten, in denen die Kiefer wurzelt, und es bilden wiederum Moose, vor allem das steife Haarmützenmoos⁸⁾, einige, besonders rot gefärbte, Torfmoos- (*Sphagnum*)-Arten usw. und Flechten, wie Rentierflechten, sowie die Zwergsträucher Heidel-, Moor- und Preiselbeere, Besenheide und Rauschbeere, und Gräser, wie Borstgras, ihre engste Begleitung, der nicht selten auch einzelne armselige Fichten, gemeine Kiefern und Birken, in höheren Lagen auch Lärchen, Zwergwacholder und rostfarbene Alpenrose usw. beigemischt sind. Auf den tieferen, feuchteren Stellen zwischen den Vulten gedeihen mit grünen und bleichen Torfmoosen fast stets das scheidige Wollgras⁹⁾, ferner oft auch die Moosbeere¹⁰⁾ und der Rienporst¹¹⁾, verschiedene Seggen(*Carex*)-arten, Sonnentau¹²⁾, Blutwurz, Sumpffingerkraut¹³⁾, Fieberflee¹⁴⁾ und manche andere.

¹⁾ *Daphne striata*. — ²⁾ *Globularia cordifolia*. — ³⁾ *Veratrum album*. — ⁴⁾ *Gentiana punctata*. — ⁵⁾ *Melampyrum silvaticum*. — ⁶⁾ *Aster bellidistrum*. — ⁷⁾ *Luzula silvatica*. — ⁸⁾ *Polytrichum strictum*. — ⁹⁾ *Eriophorum vaginatum*. — ¹⁰⁾ *Vaccinium oxycoccos*. — ¹¹⁾ *Andromeda polifolia*. — ¹²⁾ *Drosera rotundifolia* u.a. — ¹³⁾ *Potentilla palustris*. — ¹⁴⁾ *Menyanthes trifoliata*.

In den Mittel- und Westalpen tritt auch die Baumform der Bergkiefer in Hochmooren auf. Im höchstgelegenen Hochmoore der Schweiz, bei St. Moritz, 1850 m, sind nach P. C. Müller etwa 90 vom Hundert der Bergkiefer-Individuen baumförmig. Das östlichste Hochmoor mit baumförmigen Bergkiefern innerhalb der Alpen befindet sich am Ufer des Fuschlsees, 660 m, bei Mondsee im Salzburgischen.

Außer als bestandbildendes Gehölz findet sich die Bergkiefer auch *eingesprengt* in anderen Formationen oder aber mit anderen, gleichwertigen Arten zu Beständen vereint. Vor allem ist dies außerhalb ihres eigentlichen Bestandesgürtels der Fall, wo ihr das Klima nicht mehr zusagt oder doch die Konkurrenz anderer Arten so fördert, daß sie nicht mehr imstande ist, unter normalen Verhältnissen eine Formation zu beherrschen. So unterhalb ihres Bestandesgürtels in jener Höhenstufe, in der sie in Wettbewerb steht mit den obersten die Waldgrenze bildenden Bäumen: Fichte, Lärche und Zirbe. Hier füllt sie, wenn als Legföhre auftretend, gewissermaßen die Räume zwischen den einzelnen Bäumen aus, und es kommt so eine Vereinigung von mehrerlei Nadelhölzern zustande. Je weiter nach oben, desto weiter entfernen sich die Bäume voneinander und desto mehr bekommt die Legföhre die Oberhand, so daß man dann alsbald schon von einem Legföhrenbestand mit eingesprengten Fichten, Lärchen oder Zirben sprechen kann. Auch oberhalb ihres Bestandesgürtels findet sie sich oft noch in kleinen Horsten oder einzelnen Individuen als untergeordnetes Mitglied einer Pflanzengesellschaft, in der jene Zwergsträucher — Zwergwacholder, Erikaeen usw. —, die wir in tieferen Lagen als die wichtigsten Begleiter eines alten Legföhrengehölzes kennen gelernt haben, tonangebend sind.

Schließlich tritt die Legföhre auch innerhalb ihres Bestandesgürtels, dort, wo ihr die Bodenverhältnisse nicht hold sind und sie zu keinem Schlusse gelangen lassen, also besonders auf zu feuchtem Boden, mit den für diese geeigneteren Sippen in Wettbewerb, bildet allenfalls in der Übergangszone mit ihnen Mischbestände, um ihnen schließlich dort, wo sich die Verhältnisse zu sehr zu ihren Ungunsten gestalten, gänzlich das Feld zu räumen. Über Kalkboden, wo vor allem niedersträuchige Weiden als ihre Gegner in Betracht kommen, tritt diese Erscheinung weniger auffällig zutage als über Urgestein, wo es, wie gesagt, besonders die Grünerle ist, die mit ihr in Wettbewerb tritt. Wie wir im Lungau beobachten konnten, finden sich dann Legföhre und Grünerle als gleichwertige Elemente von Beständen, in denen als Begleitpflanzen, mit Ausnahme der Heidelbeere, nicht Genossen der Legföhre, sondern solche der Grünerle, wie Eisenhut¹⁾, Meisterwurz, Gemswurz²⁾, Alpenlattich³⁾, rasige Schmielen⁴⁾ usw., stark in den Vordergrund treten. Ähnliche Verhältnisse herrschen auch sonst in den Alpen. So ist auf den schon erwähnten Gneisschutthalden des Albriz im Berninagebiete nach Rübel in den unteren Lagen die Grünerle herrschend, die Legföhre beigemischt, und bei 2000 m wechselt dieses Verhältnis. Überdies finden sich auch sonst im Gebiete gelegentlich kleinere Legföhrenbestände in der Formation der Grünerle.

Die baumförmige Bergkiefer ist der Fichte, Lärche und Zirbe gegenüber viel weniger konkurrenzfähig als ihre krummholzwüchsige Verwandte und bildet, wo sie mit ihnen zusammentrifft, ein untergeordnetes Glied in den aus diesen zusammengesetzten Wäldern. Im Berninagebiete ist sie nach Rübel überhaupt nur im Arven- und Lärchenwalde anzutreffen, und Ehrst bezeichnet sie für die Schweiz als Nebenbestandteil des Koniferenwaldes.

Zirbe Die Zirbe besitzt in den Alpen in viel geringerem Grade als die Bergkiefer die Fähigkeit, selbständige Formationen von charakteristischem Gepräge zu bilden und zu beherrschen, denn wenn sie auch dem Lichte gegenüber genügsamer ist

¹⁾ *Aconitum napellus*. — ²⁾ *Doronicum austriacum*. — ³⁾ *Cicerbita alpina*. — ⁴⁾ *Deschampsia caespitosa*.

als diese, so stellt sie doch viel größere Anforderungen an den Boden und ist weniger konkurrenzfähig. Die Zirbenwälder stoßen über relativ feuchtem, tiefgründigem Boden. Sie sind in Physiognomie und Artzusammensetzung von einheitlicherer Art als die Bestände der Bergkiefer, denn es gibt ja von ihnen keinen Krummholztypus und zwischen einer Kalk- und Urgesteinsabart kann man nicht so scharf unterscheiden. Keine Zirbenwälder sind in den Alpen nicht häufig und finden sich fast nur in deren mittlerem und westlichem Teil. Ist der Bestandesschluß eines solchen Waldes ein sehr dichter, was aber zu den größten Seltenheiten gehört, so verhindern die abgefallenen harzreichen Nadeln, die nur schwer verwesen, das Aufkommen einer Bodenvegetation. Gewöhnlich, besonders in höheren Lagen, ist der Zirbenwald mehr oder weniger stark gelichtet und beherbergt dann einen mehr oder weniger reichhaltigen Unterwuchs, der gewöhnlich, ähnlich wie ein Legföhrenbestand, in drei Schichten gegliedert ist, von denen die unterste vornehmlich aus Moosen, die mittlere aus Zwergsträuchern, besonders Ericazeen, mit eingestreuten Gräsern und Stauden, die obere aus Sträuchern und kleinen Bäumchen, wie Grünerle, Birke usw., sowie allenfalls auch aus Legföhre besteht, worüber sich als oberste Schichte die Kronen der Bäume erheben. Meist sind es nicht Zirben allein. Am häufigsten ist die Lärche beigemengt. Die Artzusammensetzung ähnelt gewöhnlich der eines Bergkieferbestandes über Urgestein und läßt erkennen, daß die Zirbenwälder einer Endformation angehören.

Rikli schildert den Aufbau eines solchen Zirben-Lärchenwaldes aus der Gegend von Pontresina folgendermaßen: Die Arven und Lärchen sind mit Ausnahme ihrer Wipfel mit den langen, schwarzen und grauen Strängen von Bartflechten¹⁾ dicht behangen, den Boden bedecken Miniaturgärtchen des Erdtrönnchens²⁾ (einer nordischen, in den Ostalpen äußerst seltenen Art), zwischen den Blüten drängt sich die rostfarbene Alpenrose hervor, hin und wieder der Vogelbeerbaum, Grünerle und Birke³⁾. Sie bilden mit vereinzelt Exemplaren von Espen⁴⁾, blauer Hedenkirsche, Steinnispel⁵⁾, Alpenrose und Wacholder das Unterholz, zwischen dem Kleinsträucher oft weithin vorherrschen. Heidelbeerarten, die immergrüne Bärentraube⁶⁾ und Rauschbeere sind besonders reichlich vertreten. Für die eigentliche Bodenflora bleibt wenig Raum übrig: es sind einerseits Humuszeiger wie Wohlverleih, Waldwachtelweizen, das „Hungergras“ schlängelige Schmielen, ferner das glatte Reitgras in meist sterilen, gelblich-grünen Büscheln, auch Meisterwurz, anderseits Alpenpflanzen wie härtige Glockenblume⁷⁾, Felsenleimkraut⁸⁾, Alpenwindröschen⁹⁾, Alpenklee¹⁰⁾ (den Ostalpen fehlend). Vielfach ist der Boden mit einem dichten Moosüberzuge bekleidet, in den häufig Strauchflechten, vor allem die isländische und Rentierflechte, eingestreut sind. Zirben-Lärchenwälder von ganz ähnlicher Zusammensetzung finden sich auch im Wallis und sonst in der Schweiz, in Tirol und, wenn auch minder üppig, im übrigen Teile der Ostalpen.

Die Arten der Bodenvegetation des Arvenwaldes sind nach Rikli größtenteils „Humus- und Magerkeitszeiger“. Kiefelpflanzen überwiegen, wie schon Sendtner hervorhebt, über kalkholde, Trockenheit liebende über Feuchtigkeit bevorzugende. Nach der Häufigkeit ihres Auftretens im Arvenwalde der Schweiz unterscheidet Rikli: Leitpflanzen (Auftreten in mehr als 70 vom Hundert der Fälle), Charakterpflanzen (70—40 vom Hundert), Begleitpflanzen (40—20 vom Hundert) und Lokalpflanzen (weniger als 20 vom Hundert). Zu den Leitpflanzen rechnet er die rostfarbene Alpenrose, die Heidel- und Moorbeere und die schlängelige Schmielen; zu den Charakterpflanzen: Grünerle, Preiselbeere, glattes Reitgras, immergrüne Bären-

¹⁾ *Bryopogon jubatum*, *Usnea barbata*. — ²⁾ *Linnaea borealis*. — ³⁾ *Betula pubescens*. — ⁴⁾ *Populus tremula*. — ⁵⁾ *Cotoneaster integerrima*. — ⁶⁾ *Arctostaphylos uva ursi*. — ⁷⁾ *Campanula barbata*. — ⁸⁾ *Silene rupestris*. — ⁹⁾ *Anemone alpina*. — ¹⁰⁾ *Trifolium alpinum*.

traube, Gamsenheide¹⁾, Rauschbeere, Meisterwurz, Waldwachtelweizen, isländische und Rentierflechte; zu den Begleitpflanzen: Borstgras, Besenheide usw.

Den östlichen Alpen sind auch Zirben-Lärchenwälder mit der Legföhre als Unterholz eigen. Sie erheben sich über verhältnismäßig trockenem Boden, fast nur über Urgestein, von der Schweiz bis in die Steirischen Uralpen, selten auch in den Kalkalpen. Der Unterwuchs ist der des Abschlußstadiums der Legföhrenformation über dem betreffenden Gestein. Oft stehen die Bäume, zu denen außer Zirben und Lärchen auch Fichten gehören, so schütter, daß man die Bestände besser als Legföhrenbestände mit eingestreuten Bäumen bezeichnet. Beide Bestandesformen, durch mancherlei Übergänge verbunden, sind nichts anderes als Abwandlungen einer und derselben Formation: des subalpinen Nadelwaldes, der in der Stufe der Waldgrenze das Endstadium der Vegetationsentwicklung darstellt.

Oberhalb ihres Bestandesgürtels tritt die Zirbe noch als vereinzelter Baum oder Baumleiche und schließlich nur mehr in Buschform auf, eingestreut in die Formation der Zwergsträucher, die in tieferen Lagen ihre und der Bergkiefer Unterholz bilden, und zu oberst nur mehr im Schutze Wärme spendender Felsblöcke. Das Vorkommen auf Felsen kennzeichnet ganz besonders die Zirben unterhalb ihres Bestandesgürtels, und zwar vor allem über Urgestein, viel seltener über Kalk. Auf solchen Urgesteinsfelsen ist eine ganz charakteristische Pflanzengesellschaft vereinigt, bestehend aus Zirbe, Lärche, Fichte, Zwergwacholder, Grünerle, Birken²⁾, großblättriger Weide³⁾, Vogelbeerbaum, Steinmispel, schwarzer und blauer Hedenkirsche, Himbeere, Alpenrebe, vielen Stauden, die wir früher als Begleiter des Zirbenwaldes kennen gelernt haben, nebst einer großen Anzahl von Felsenpflanzen, wie wir sie in den Lungauer Alpen beobachteten, und wie sie auch sonst in den Uralpen auf derartigen Felsen gedeihen.

D. Verbreitungsgeschichte. Da die Verbreitung der Gewächse nicht nur durch die heute wirksamen Faktoren bedingt wird, sondern auch das momentane Stadium eines Entwicklungsvorganges ist, der weit in die Vergangenheit zurückreicht, erübrigt es noch, einen Blick in diese zu werfen, um zu erfahren, ob und von welchem Zeitpunkte an die Zirbe und Bergkiefer in früheren Epochen der Erdgeschichte in den Alpen gelebt haben, wie sie allenfalls dorthin gelangt sind und wie sie ehemals verbreitet waren.

Fossilien Auf Grund der Fossilien, die uns hierüber Kunde geben, können wir die Spuren unserer Kiefern bis in die Eiszeit, ja vielleicht sogar bis ins Tertiär zurückverfolgen, doch werden sie naturgemäß um so spärlicher und unsicherer, je weiter sie sich von der Jetztzeit entfernen.

Was zunächst die *Zirbe* betrifft, so stammen die ältesten einwandfreien Fossilien aus der Eiszeit. Innerhalb der Alpen fand man eiszeitliche Arvenreste in Torfmooren bei Ivrea an der Dorea Baltea in Piemont, in Tonen bei Lavorgo im Tessin und im Geröll der Mur in Steiermark. Viel häufiger als fossile sind subfossile Arvenreste, aus der Zeit stammend, die den Übergang von der Eiszeit zur Jetztzeit bildet. Die meisten wurden in Mooren gefunden, deren Torf das beste Erhaltungsmittel für derartige Reste ist. Vielsach liegen die Vorkommnisse oberhalb der heutigen oberen Zirbengrenze. So erwähnt *R e r n e r*, daß man in einem Torflager bei Gurgl im tirolischen Shtale die schönsten Zirbenstämme eingebettet fand, obschon sich die ältesten Leute nicht zu erinnern wissen, daß an Ort und Stelle jemals ein Zirbenbestand existiert hätte. Im Puschlav in der Südwestschweiz hat *B r o d m a n n - J e r o s c h* an verschiedenen Stellen in Torfschichten und Sümpfen Arvennüsse vorgefunden. Gegen

¹⁾ *Loiseleuria procumbens*. — ²⁾ *Betula pendula* und *pubescens*. — ³⁾ *Salix grandifolia*.

den Einwand, daß diese nicht das frühere Vorkommen der Arve beweisen, sondern verschleppt sind, spricht, daß auf keinem der betreffenden Moore vertorftes Holz fehlte. Auch sind die Funde zu häufig und regelmäßig, als daß man an eine Verschleppung durch Tiere denken könnte. Ganz besonders spricht gegen diese Annahme ein Fund von Samen in der Lage, die sie im Zapfen hatten. Sämtliche Fundorte liegen im Bereiche des heutigen Höhengürtels — nicht Verbreitungsgebietes — der Arve. Subfossile Spuren einer ehemals höheren Baumgrenze waren nicht zu finden. Wie Rikli hervorhebt, wurden auch sonst im alpinen Gebiete der Schweiz in vielen Torfmooren subfossile Arvenreste nachgewiesen, zum Teil auch in Gegenden, denen der Baum heutzutage fehlt. Im schweizerischen Mittelland ist aber bisher noch kein einziger fossiler oder auch nur subfossiler Arvenfund gemacht worden, obwohl gerade die Moore der Schweiz sehr eingehend untersucht worden sind. Besondere Erwähnung verdient schließlich noch die Auffindung eines kleinen Arvennüsschens in einer neusteinzeitlichen (neolithischen) Pfahlbaustation im See bei Annecy in Haute Savoie.

Über die Bergkiefer besitzen wir, da sie bei weitem nicht so leicht zu erkennen und von anderen Kiefern zu unterscheiden ist als die Zirbe, viel spärlichere und weniger gesicherte Angaben. Besonders interessant ist es, daß sie in früheren Zeiten auch im hohen Norden gelebt haben soll. Die ältesten Reste stammen angeblich aus dem Tertiär Spitzbergens. Eiszeitliche Fossilien wurden in Torfmooren Englands und Irlands festgestellt. Auch aus Mitteleuropa sind solche bekannt geworden, wie in Lignitlagern von Jarville bei Nancy, woselbst auch Reste von Grünerle, Birke, Lärche und Fichte festgestellt wurden, und in Schieferkohlen der Schweiz. In den Torfmooren dieses Landes, die zumeist nacheiszeitlichen Alters sind, ist man vielfach auf ganze Wurzelstücke und Stämme von Kiefern gestoßen, die wahrscheinlich Bergkiefern waren. In den Pfahlbauten von Robenhäusen wurde ein Zapfen mit stark häufigen Apophysen gefunden, der vielleicht ebenfalls unserer Art angehört.

Wanderungen

Versuchen wir es nun, aus diesen Befunden und dem, was uns die heutige Verbreitung unserer Kiefern lehrt, Schlüsse auf deren Vorgeschichte zu ziehen. Es kann nach dem Gesagten wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Zirbe, um zunächst nur von dieser zu sprechen, schon zur Eiszeit in Mitteleuropa gelebt hat. Wenn auch die spärlichen fossilen Funde in dieser Hinsicht keinen sicheren Schluß gestatten, müssen wir doch annehmen, daß der Baum damals, infolge des nachweisbar viel kühleren Klimas dieser Epoche, in viel tieferen Lagen vegetiert hat als heutzutage. Auch dürfte damals aus dem gleichen Grunde das nordische Wohngebiet der Zirbe viel weiter nach Süden gereicht haben als heutzutage. Ja, es hat nach Röppen wahrscheinlich im Verlaufe der Eiszeit ein Zusammenhang bestanden zwischen diesem nordischen und dem karpathisch-alpinen Areal der Art. Vermutlich war deren ursprüngliche Heimat überhaupt nur Sibirien, von wo aus sie dann erst zu Beginn der Eiszeit nach Mitteleuropa gelangt ist, um sich hier allmählich in eine neue Rasse umzuwandeln. Rikli verlegt die Einwanderung der Zirbe aus ihrer nordischen Heimat ins Alpengebiet mit Rücksicht auf die ziemlich weitgehende Verschiedenheit der beiden Rassen in die früheren Abschnitte der Eiszeit und zieht aus der Art ihrer heutigen Verbreitung den Schluß, daß die Einwanderung in die Schweizer Alpen von Osten her, aus Sibirien über die Waldaihöhe, das südrussische Tiefland, die Karpathen und Ostalpen, erfolgt ist, und nicht vom Norden über die mitteldeutsche Gebirgsschwelle, sowie daß sie, zufolge dem vollständigen Fehlen von Fossilien daselbst, nie das schweizerische Mittelland bewohnt hat.

Mit der Zirbe sind, wahrscheinlich zugleich, als ihre Wandergenossen, auch noch einige andere Gewächse nach Mitteleuropa gelangt, wie vor allem die Lärche, Grün-

erle, Alpenrebe, der Alpenrittersporn¹⁾ usw. Die heutigen Arealen dieser Arten sind dem der Zirbe sehr ähnlich und gleichen ihm vor allem darin, daß sie die skandinavischen Gebirge und Pyrenäen nicht umfassen.

An der eiszeitlichen Verbreitung der Bergkiefer fällt es vor allem auf, daß sie außer in Mitteleuropa auch im Norden vorkam, dem sie heute vollkommen fehlt. Wahrscheinlich hatte sie der Einfluß des kühlen eiszeitlichen Klimas veranlaßt, aus den mitteleuropäischen Gebirgen, die ja wohl ihre ursprüngliche Heimat sind, in die nach Norden vorgelagerten Ebenen herabzusteigen und nach Norden vorzudringen, wo sie damals nach Müller's Ansicht so weit verbreitet war, daß er von einer subarktischen Vegetationszone der Glazialperiode spricht. Der ozeanische Klimacharakter der Eiszeiten konnte ihrer Verbreitung nur förderlich sein.

Als dann gegen das Ende der Eiszeit das Klima allmählich wärmer und trockener wurde, räumten unsere Kiefern, verdrängt durch die Konkurrenz an die neuen Verhältnisse besser angepasster Arten, die tiefen Lagen, die sie so lange besetzt gehalten hatten. Es erfolgte jetzt die Trennung des Areals der Zirbe, indem sie wiederum weiter nach Nordosten zurückwanderte, in den Alpen und Karpathen weiter nach aufwärts rückte, in den Zwischengebieten aber ausstarb. Die Bergkiefer ist im Norden vollkommen verschwunden und hat sich gänzlich in die mittel- und zum Teil auch südeuropäischen Gebirge zurückgezogen, von denen sie ja wohl ihren Ausgang genommen hatte. Sie war wohl damals schon in zwei Rassen gegliedert, eine südwestliche baumförmige (*uncinata*) und eine nordöstliche knieholzgewüchsige (*pumilio*), die wohl von verschiedenen Seiten her die Alpen besiedelten. Und indem sich die letztere vielfach mit ersterer mischte, entstand, wenigstens nach Müller's Vorstellung, jene Vielgestaltigkeit der Bergkiefer, die heute noch dem Systematiker so viele Schwierigkeiten bereitet. Während aber bei diesem allmählichen Hinaufrücken ihrer Höhengrenzen die Zirbe ihre unteren Standorte vollkommen geräumt hat, so daß sie uns hier nur mehr in Fossilien entgegentritt, ist die Bergkiefer an verschiedenen ihrer Erhaltung günstigen Stellen im Vorlande der Alpen, wie besonders in den Hochmooren am Nordsaume des Gebirges, in feuchten Schluchten, an Seen, seltener auch auf trockenen Hängen, als Überbleibsel (Relikt) aus der Eiszeit zurückgeblieben.

Je mehr sich nun im weiteren Verlaufe der Zeiten die klimatischen Verhältnisse denen der Gegenwart näherten, desto größere Ähnlichkeit gewannen die Verbreitungsgrenzen unserer Kiefern mit den heutigen. Ob diese Annäherung ununterbrochen gleichsinnig verlief oder Schwankungen zeigte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Wahrscheinlicher ist das letztere, da ja auch das nacheiszeitliche Klima, von dem die Verbreitung der Gehölze ebenso abhängig war wie von dem gegenwärtigen, mannigfachen Rückschlägen unterworfen war. Doch ergeben sich aus den heutigen Verteilungsverhältnissen der Zirbe und Bergkiefer keine sicheren Anhaltspunkte für derartige Schlüsse. Es bleibt auch ungewiß, ob die Höhengrenzen dieser Kiefern durch die sogenannte gerotherme Periode, einen Zeitabschnitt mit mutmaßlich wärmerem und vielleicht auch trockenerem Klima als die Jetztzeit, der sich zwischen diese und die Eiszeit einschob, und für dessen Existenz verschiedene gewichtige Umstände sprechen, in ihrem Verlaufe wesentlich beeinflusst wurden. War das Klima dieser Zeit nur wärmer als das der Jetztzeit, so waren die Grenzen damals erhöht, war es aber wärmer und trockener zugleich, so dürften sie von den heutigen nur sehr wenig verschieden gewesen sein, denn, um was sie durch die größere Wärme gehoben worden wären, würde wohl durch die ungünstigeren Feuchtigkeitsbedingungen wieder ausgeglichen worden sein. Mancherlei Tatsachen, so vor allem das früher mitgeteilte Vorkommen subfossiler Urvensamen über der heutigen Baumgrenze, sind im Sinne der

¹⁾ *Delphinium alpinum*.

ersteren Möglichkeit gedeutet worden. Doch sind gerade die Schweizer Botaniker, die sich in letzter Zeit am eingehendsten mit der Frage des Rückganges der oberen Zirben- und der Baumgrenze in den Alpen überhaupt beschäftigt haben, der Ansicht, daß dessen Ursachen nicht klimatischer Natur sind.

Nach Rikli ist das Zurückgehen der Zirbe, soweit es nicht durch wirtschaftliche Faktoren begründet ist, hauptsächlich auf biologische, in der Zirbe selbst liegende Momente zurückzuführen, wozu sich dann noch der Wettbewerb lebenskräftigerer Arten gesellt. Diesen gegenüber ist sie durch die Schwierigkeit der Verbreitung der Samen über das heutige Areal hinaus, durch die hohen Anforderungen der Samen an das Keimbett und durch das äußerst langsame Jugendwachstum, das ihre baldige Überwucherung und Unterdrückung zur Folge hat, im Nachteil. An den unteren Grenzen spielen als Konkurrenten vor allem Bäume eine Rolle, als deren wichtigsten wir schon die Fichte kennen gelernt haben; an der oberen kommen vielleicht die Eriazeen in Betracht. Diese sind für hohe Lagen das, was die Fichte für tiefere, indem ihre Vereinigungen dort, wo Rohhumusbildung ungestört stattfinden kann, also vor allem auf nicht zu steilen Hängen und auf Plateaus, dazu berufen sind, das Abschlußstadium der Vegetation zu bilden. Nach Kerner sind unter all den Massenverbindungen von Pflanzen, die wir von den Niederungen am Nordfuße der Alpen bis hinauf zu den höchsten Föhnern der Zentralkette beobachten, nur die immergrünen Buschformationen der Eriazineen als etwas Abgeschlossenes anzusehen. „Sie bilden mit Moosen und Flechten den Schlußstein der Umwandlungen über den Rohr- und Riedgrasümpfen des präalpinen Hügellandes, ebenso wie über den Grasrasen der höchsten Felsengipfel, und sie würden allmählich sowohl die Wiesen wie die Wälder des ganzen Alpengebietes überwuchern, durchdringen und verdrängen, wenn nicht in den ersteren durch Abmähen des jährlichen Nachwuchses, in letzteren durch die schlagweise Verjüngung oder durch Elementarereignisse, die den Boden wieder seiner Vegetationsdecke berauben, der natürliche Entwicklungsgang unterbrochen würde.“

Darnach würden also die Eriazeen nicht nur über die Fichte sondern wohl auch über die Zirbe und Bergkiefer schließlich den Sieg davontragen. Doch bezweifle ich, daß Kerner's Worte in ihrem ganzen Umfange Geltung besitzen. Namentlich sprechen Untersuchungen Rikli's über die Zirbe dagegen. Dieser erklärt die früher vielfach vertretene Ansicht, daß sich die Zirbe nur selten verjüngt, für unrichtig. Ihr Nachwuchs ist sogar unter günstigen Keimungsbedingungen oft ein sehr reicher. Solche findet sie vor allem in dem von den Eriazeen des Unterwuchses gebildeten Heidetorf, unter Alpenrosen, Zwergwacholder und Legföhren, wo ihr nicht nur die günstigsten Bodenbedingungen, sondern auch Schutz vor zu starker Beleuchtung, vor Wind, Frost und Weidetieren geboten werden. Es sind also die Eriazeen in den für die Urve geeigneten Höhenlagen keineswegs Konkurrenten dieses Baumes, sondern eher seine willkommenen Begleiter. Und Gleiches gilt gewiß auch für die Bergkiefer. Mit den Eriazeen vereint, bilden diese Kiefern die für die Stufe der Baumgrenze so charakteristische Formation, die die Fichtenwälder der tieferen von den reinen Zwergstrauchheiden der höheren Lagen trennt und gleich diesen beiden für ihre Region das Endstadium der Vegetationsentwicklung ist. Eine vollkommene Verdrängung der Zirben und Bergkiefen durch die Eriazeen wäre wohl nur bei Selbsterschöpfung des Bodens möglich. Ob eine solche stattfindet, wissen wir nicht.

Andere Verhältnisse als auf sanften Hängen und Plateaus herrschen auf Steilhängen, wo durch ständige Bereicherung des Bodens mit mineralischen Stoffen durch Muren, Lawinen, Gießbäche usw. Rohhumusbildung erschwert wird oder überhaupt nicht zustande kommt. Da nehmen über Urgestein zunächst Hochstauden und die Grünselerle vom Boden Besitz; letztere vereint sich zu dichten Beständen und macht ein Aufkommen der Kiefern auf lange Zeit unmöglich. Diese und die Eriazeen vermögen sich

auf nacktem Urgesteinsboden nur sehr allmählich anzufiedeln, und wenn sie schließlich einmal eine steile Schutthalde besetzt haben, kann eine neue Lawine oder ein Erdsturz den Bestand leicht wieder vernichten. Über Kalkboden dagegen sind die Verhältnisse, speziell für die Bergkiefer, andere, indem diese hier auch auf nacktem Boden der Steilhänge und auf Felsbändern siedlungsfähig und imstande ist, sich zu größeren Beständen zusammenzuschließen, während sie auf Urgestein derartige Stellen meidet.

Nach dem Gesagten vermögen wir uns ein annäherndes Bild zu machen von der Verbreitung, die Zirbe und Bergkiefer unmittelbar vor der Gegenwart und dem Eingreifen eines neuen, sehr gewichtigen Faktors, des Menschen, in unseren Alpen besaßen. Die beiden Kiefern dürften damals einen Gesamtgürtel von ungefähr gleichem Verlaufe und gleicher Höhe eingenommen haben als heutzutage. Nur war die Häufigkeit ihres, besonders der Zirbe, Vorkommens innerhalb dieses Gürtels eine viel größere und es dürften wohl ihre Bestandesgürtel im Vergleiche zu den Gesamtgürteln, indem sie weiter nach aufwärts reichten, höher gewesen sein. In den Ostalpen bedeckte die Formation der Zirbe über *Urgestein* vor allem die sanften Hänge der Ruppenberge und die Rare und Talschlüsse der Zadenberge. Vielfach war sie von der Legföhre begleitet, die gemeinsam mit Erikaeen und Zwergwacholder das Unterholz ihrer Bestände bildet. Auf den Steilhängen der Zadenberge vermochten sich unter dem Einflusse ständiger Boden- und Wasserbewegung meist keine Zirben- und Krummholzbestände zu bilden. Beide Kiefern befanden sich hier in fortwährendem Kampfe mit der Grünerle und anderen erfolgreichen Konkurrenten. An ihren unteren Grenzen war die Zirbe auch damals schon auf Felsen angewiesen, während die Legföhre über Urgesteinsfelsen fehlte. Eine um so größere Rolle spielte diese über *Kalk*. In dichten Beständen überzog sie die Plateaus und die Hänge sanfterer und steilerer Neigung und fehlte auch nicht auf den Bändern steiler Felsabstürze. In den Raren war ihr auch die Zirbe beigegeben, gewiß häufiger als heutzutage, ohne jedoch im allgemeinen so in den Vordergrund zu treten wie über Urgestein.

Einfluß des Menschen

Bisher wurden zur Erklärung der Verbreitungsverhältnisse unserer Kiefern nur natürliche Ursachen herangezogen. Zu diesen gesellt sich nun noch als sehr wichtiges Moment die Tätigkeit des Menschen. Während das Klima vor allem die Höhererstreckung, der Boden die Formationen bestimmt, erstreckt sich der Einfluß des Menschen über beide als überaus nachhaltiger, hauptsächlich in zerstörendem und hemmendem Sinne wirksamer Faktor.

Der Mensch stellt unseren Kiefern aus zweierlei Gründen nach: des Nutzens wegen, den sie ihm gewähren, und um an Stelle der von ihnen gebildeten Bestände Grasfluren, besonders Weideflächen, zu gewinnen. Manchmal trägt er auch, ohne es zu wollen, durch Waldbrände zu ihrer Vernichtung bei. Er fällt nicht nur einzelne Individuen, sondern vielfach ganze Bestände, was zumeist mit einer Änderung der Boden- und Konkurrenzverhältnisse und einer mehr oder weniger tiefgreifenden Umwandlung der ursprünglichen Formation verbunden ist. Vielfach drückt er, von oben nach abwärts rodend, die oberen Grenzen herab, oder schiebt umgekehrt die unteren nach aufwärts und verengert so die Gürtel. Ja, er vermag sogar, durch allmähliche Zerstörung der Hochmoore, in denen sich die Bergkiefer am weitesten vom Gebirge entfernt, ihre horizontale Erstreckung einzuschränken. In noch höherem Grade als durch direkte Nachstellung schädigt er unsere Arten durch die Weidewirtschaft, indem er in deren Interesse nicht nur große Bestände von Zirben und Bergkiefern vernichtet und auf den so gewonnenen Flächen eine Wiederbesiedlung durch den Schnitt der Sichel, den durch Düngung geförderten Wettbewerb von Futtergräsern und Kräutern und den Zahn der Weidetiere hintanhält und überdies durch Zulassung eines unregelmäßigen Weideganges, insbesondere von Kleinvieh, auch noch den Nachwuchs in

den benachbarten Beständen, die vor Art und Feuer verschont geblieben sind, ernstlich gefährdet.

Durch direkte Nachstellung ist die *Zirbe* mehr geschädigt worden als die *Bergkiefer*, um so mehr, als sie viel weniger leicht imstande ist, sich zu verbreiten und zu verzüngen. Man fällt sie hauptsächlich ihres Holzes wegen, das man nicht bloß zu Schnitzereien, Wandvertäflungen usw. verwendet, sondern in früheren Zeiten auch vielfach als Brennholz gebraucht hat. Weniger fällt ins Gewicht, daß ihre Samen als Trockenobst genossen werden. Über den durch den Menschen verursachten Rückgang des Baumes in Tirol hat sich vor allem *Kerner* geäußert. Als besonders trasses Beispiel hebt er die Vernichtung der schönen Zirbenbestände des Grödener Tales im Interesse der dort blühenden Holzschnitzerei hervor. Heute muß schon vielfach Fichtenholz als Ersatz dienen. Im Lande nicht selten vorkommende Namen wie *Zirmjoch*, *Zirmtal* in Gegenden, wo jetzt absolut keine Zirben oder doch nur spärliche Reste solcher vorhanden sind, deuten darauf hin, daß der Baum dort noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit reichlich wuchs. Ähnlich wie in Tirol ist auch in der Schweiz, in Bayern und sonst in den Alpen die *Zirbe* durch die menschliche Kultur wesentlich zurückgegangen.

Auch die *Bergkiefer* hat, obwohl durch größere Verbreitungs- und Verjüngungsfähigkeit der *Zirbe* gegenüber im Vorteil, in ihrer Verbreitung durch den Menschen viel Schaden gelitten. Um ihrer selbst willen wird ihr, des als Brennholz, zu Schnitzerei- und Drechslerarbeiten und vor allem zur Gewinnung des Latschenöles dienenden Holzes und der einen Balsam liefernden Nadeln und Knospen wegen nachgestellt. Wenn sich auch eine Nutzung des Holzes im großen nicht lohnt, sind doch schon viele große Bestände, besonders um Almhöfen, der Art zum Opfer gefallen, viele wurden auch zur Gewinnung des Latschenöles in vandalischer Weise vernichtet.

Das weitere Schicksal der nach der Rodung unserer Kiefern sich selbst überlassenen Bestände ist ein verschiedenartiges, je nachdem diese über Urgestein oder Kalk, über mehr oder weniger trockenem Boden und auf sanft geneigten oder steilen Hängen sich erhoben hatten. In den Zentralalpen Tirols gelangen nach *Kerner* an Stelle der ausgehauenen Arven die von den Holzverwüstern unangetasteten Alpenrosen und die durch Stodauschlag sich verzüngenden Birken und Grünerlen nachträglich zu einer selbständigen physiognomischen Bedeutung, und statt der Arvenwälder tritt einem dann entweder ein Alpenrosendickicht, ein Grünerlenwäldchen oder ein Birkengehölz entgegen.

Wo die Legföhre über Urgestein gerodet wurde, haben sich gleichfalls alsbald andere Gewächse breit gemacht und verhindern auf lange Zeit hinaus ein neuerliches Aufkommen der Kiefer. Auf trockenem Boden sind es besonders *Erikazeen* und *Zwergwacholder*, die früher ihr Unterholz gebildet hatten, auf feuchterem wieder die *Grünerle*. Wenn uns in vielen *Karen* und auf vielen *Ruppenbergen* der Zentralalpen mitten in der Formation der *Erikazeenheide* mit *Zwergwacholder* nur ab und zu einzelne *Krummholzbüsche* begegnen, so können wir sie meistens mit ziemlicher Sicherheit als Reste ehemals reichlicher Bestände ansprechen, die erst durch den Menschen vernichtet worden sind. Und wenn wir die Legföhre zumeist auf den Steilhängen der *Zackenberge* in den „*Winkeln*“ häufiger antreffen als auf den sanften *Abdachungen* und *Plateaus* der *Ruppenberge* und in den *Karen*, so kommt dies daher, daß sie hier vielfach *Weideflächen* weichen mußte, während sie dort unangetastet blieb. Das Verhältnis der *Grünerle* zur *Bergkiefer* ist wie das zur *Zirbe*. Nicht alle *Grünerlengebüsche* sind übrigens erst nach Abholzung von *Zirben*- oder *Legföhrenwäldern* oder *Mischbeständen* beider Kiefern hervorgegangen. Viele haben sich vielmehr zweifellos ohne Zutun des Menschen direkt auf mineralischem Boden angesiedelt. Aus allen diesen *Grünerlengebüschen* kann aber wohl, unge störte *Rohhumusbildung* vorausge-

setzt, im Laufe der Zeit ein Bergkiefer- oder Arvenwald sich bilden. Auch Erikaazeen-
heiden dürften vielfach einer solchen Umwandlung fähig sein.

Über Kalkboden hat der Mensch die Legföhre nicht so sehr zurückgedrängt wie über
Urgestein. Ist doch die Kiefer jenem Gestein an und für sich viel mehr zugetan. Und
wenn wir auch heutzutage vielfach über Kalk, an Stellen, die ehemals von Legföhren
bewachsen waren, Bestände der Frühlingsheide oder gewimperten Alpenrose finden,
so fehlt doch ein wichtiger Konkurrent, der über Urgestein schwer in die Wage fällt
und durch den Menschen gefördert wird: die Grünerle. Während diese hier ent-
blühten mineralischen Boden, wie Schutthalde, Felsbänder usw. besiedelt, tut dies
über Kalk die Legföhre selbst, und dies ist mit ein Hauptgrund ihres trotz der ver-
nichtenden Tätigkeit des Menschen immer noch häufigen Auftretens in den Kalkalpen.

Was der Mensch durch die Viehwirtschaft und rücksichtslose Holznutzung an unseren
Kiefern gesündigt hat, sucht er in neuerer Zeit durch eine geregelte Forstwirtschaft
wieder gut zu machen, indem er ihnen als zwei der wichtigsten Bestandteile des
alpinen Schutzwaldes ganz besondere Obföge angedeihen läßt. Namentlich die Leg-
föhre ist ihm bedeutungsvoll, da sie mit ihren kräftigen, weitausladenden Wurzeln
und Stämmen Schuttboden und Erdreich bindet und mit den elastischen, gebogenen
Ästen Schneemassen festhält und so das Entstehen von Steinschlägen, Erdrutschungen
und Lawinen verhindert. Zu dieser Förderung aus materiellen Interessen gesellt sich
noch eine ideale Bestrebung, die unseren Kiefern günstig ist: die Naturschutz-
bewegung, die in ihrer Existenz gefährdete Pflanzenarten, Bestände und Landschaften
in ihrem ursprünglichen Zustande zu erhalten sucht. Ihrem Schutze seien die Zirbe und
Bergkiefer wärmstens empfohlen.

Verzeichnis der benützten Literatur

- Baumgartner G., Das Eurfirstengebiet in seinen pflanzengeographischen und wirtschaft-
lichen Verhältnissen (Jahresber. d. St. Galler naturw. Ges., 1901).
Bed G. v., Zur Kenntnis der Torf bewohnenden Föhren Niederösterreichs (Ann. d. naturhist.
Hömus., Wien, 1888).
—, Die Nadelbölzer Niederösterreichs (Blätt. d. Ver. f. Landeskt. in Niederöst., 1890).
Beck E., Handbuch der Nadelholzkunde. 2. Aufl. Berlin, 1909.
Brodmann-Jerosch H., Die Flora des Puschlav und ihre Pflanzengesellschaften.
Leipzig, 1907.
Brunies S. E., Die Flora des Ofengebietes (Südost-Graubünden). (Jahresber. d. Naturf.
Ges. Graubündens, N. F., 1906.)
Christ H., Das Pflanzenleben der Schweiz. Zürich, 1879.
Grube D., Deutschlands Pflanzengeographie. 1. Teil. Stuttgart, 1896.
Eberwein R. und Hayek A. v., Die Vegetationsverhältnisse von Schladming in Ober-
steiermark. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1904.)
Favarger L. und Reehinger R., Die Vegetationsverhältnisse von Aussee in Ober-
steiermark. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1905.)
Früh E. und Schröter E., Die Moore der Schweiz. Bern, 1904.
Hayek A. v., Die Samntaler Alpen (Steiner Alpen). (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1907.)
Heer D., Föhrenarten der Schweiz. (Verh. d. schweiz. Naturf. Ges., 1862.)
Hempel G. und Wilhelm R., Die Bäume und Sträucher des Waldes. 1. Abt. Wien
und Olmütz, 1893.
Jugoviz R., Beitrag zur Kenntnis der Zirbe (*Pinus cembra* L.). (Österr. Vierteljahrschr.
f. Forstw., 1894.)
—, Über die aufrechtwachsende Krummholzkiefer, die Spirke, im allgemeinen und über ein
Vorkommen der Spirke in der Schweiz im besonderen (Österr. Vierteljahrschr. f. Forstw.,
1908.)
—, Wald und Weiße in den Alpen. 1. Teil. Wien, 1908.

- Kerner A. v., Botanische Tagebücher. August 1862. (Zitiert nach Dalla Torre und Sarnthein: Flora von Tirol.)
- , Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen. 3. Zirbe. (Österr. Revue, zwischen 1863 und 1865.) Neu herausgegeben von Mahler.
- , Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck, 1863.
- , Österreich-Ungarns Pflanzenwelt. (Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, Übersichtsband, 1. Abt. Wien, 1887.)
- Kirchner D. Siehe Kirchner, Löw und Schröter.
- Kirchner D., Löw E. und Schröter E., Lebensgeschichte der Blütenpflanzen Mitteleuropas. I., 1. Stuttgart, 1908; Schröter und Kirchner: Bergkiefer; Rikli und Kirchner: Zirbe.
- Köhne E., Deutsche Dendrologie. Stuttgart, 1893.
- Röppen F. L., Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Rußland. II, St. Petersburg, 1884.
- Löw E. Siehe Kirchner, Löw und Schröter.
- Mahler R., Der Wald und die Alpenwirtschaft in Österreich und Tirol. Berlin, 1908. Enthält Kerner's Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen.
- Müller P. E., Om Bjergfyrren (*Pinus montana* Mill.). Fidskr. f. Skovburg, 1887.)
- Neuweiler E., Die prähistorischen Reste Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Funde. Zürich, 1905.
- Nevoile J., Vegetationsverhältnisse des Sticher- und Dürrensteingebietes in Niederösterreich. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1904.)
- , Das Hochschwabgebiet in Steiermark. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1908.)
- , Die Vegetationsverhältnisse der Eisenerzer Alpen. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1913.)
- , Die Verbreitung der Zirbe in der österr.-ung. Monarchie. Wien und Leipzig, 1914.
- Rikli M. Siehe Kirchner, Löw und Schröter.
- Rikli M., Die Urve in der Schweiz. (Neue Denkschr. d. schweiz. Naturf. Ges., 1909.)
- Rübel E., Pflanzengeographische Monographie des Berninagebietes. (Bot. Jahrb., 1912.)
- Scharfetter R., Die Vegetationsverhältnisse von Villach in Kärnten. (Abh. d. zool.-bot. Ges. Wien, 1911.)
- Schmolz R., Die Bestimmung der Baum- und Krummholzgrenzen in den Ostalpen. (Mitt. d. D. u. S. A.-B., 1904.)
- , Krummholz (XIII. Ber. d. Ber. z. Schutze d. Alpenpfl., 1914).
- Schröter E. Siehe Kirchner, Löw und Schröter.
- , Das Pflanzenleben der Alpen. Zürich, 1908.
- Sendter D., Die Vegetationsverhältnisse Südbayerns. München, 1854.
- Simony F., Die Zirbe. (Jahrb. d. D. A.-B., 1870.)
- Tubeuf E. v., Die Nadelhölzer mit besonderer Berücksichtigung der in Mitteleuropa winterharten Arten. Stuttgart, 1897.
- , Vegetationsbilder I. *Pinus montana* Mill. (Naturw. Zeitschr. f. Forst- u. Landw., 1913.)
- Vierhapper F., *Conioselinum tataricum*, neu für die Flora der Alpen (Österr. bot. Zeitschr., 1911).
- , Zur Kenntnis der Verbreitung der Bergkiefer (*Pinus montana*) in den östlichen Zentralalpen (Österr. bot. Zeitschr., 1914).
- Willkomm M., Forstliche Flora von Deutschland und Österreich. 2. Aufl. Leipzig, 1887.
- , Versuch einer Monographie der europäischen Krummholzkiefern. (Zhar. Jahrb., 1861.)
- Zederbauer E., Einige Versuche mit der Bergföhre. (Zentralbl. f. d. ges. Forstwesen, 1911.)
- Überdies die Florenwerke von
- Asherson P. und Graebner P., Mitteleuropa; Bed G. v., Niederösterreich; Dalla Torre R. W. und Sarnthein L. Gf. v., Tirol und Vorarlberg; Dutschmid J., Oberösterreich; Fiori A. und Paoletti G., Italien; Fleischmann A., Krain; Hayek A. v., Steiermark; Pacher D. und Jabornegg M., Kärnten; Pospichal E., Österreichisches Küstenland; Rouy G., Frankreich; Sauter A., Salzburg; Schinz H. und Keller R., Schweiz; Scopoli J. A., Krain; Vollmann F., Bayern.

Das Stubachtal

Ein Naturschutzgebiet der Zukunft

Von Dr. August Prinzinger

Stup-ach — „st ä u b e n d e A c h e“ im Sonnenglanz, frisch quellendes Leben und ewige Bewegung in tiefen, heiligen Waldgeheimnissen, tosende Gewässer in Felsenschluchten, dann die stille Ruhe des grünen Bergsees oben im Steinkar, wo die letzten Birken stehen und graue Felsköpfe träumerisch sich in dem Kristall seiner Wasserfläche spiegeln, munteres Almleben und Herdengeläut auf grüner Matte, von wo der Blick in schattig dämmernde Täler und auf sonnenbestrahlte Eiszinnen schweifte und das Herz des Bergfrohen höher schlagen ließ, — du Bild meiner Jugenderinnerung und Jugendsehnsucht, wie tief hast du dich meinem Gemüte eingeprägt! Wie verklärtest du mir in späteren Jahren des Lebens im Flachlande und im Getriebe der Großstadt manche Stunde, da mich das schlimme Heimweh überkam!

Nachher habe ich die Schweiz in allen ihren Herrlichkeiten kennen gelernt und dort zwar noch mächtigere Gebirgsformen und Gletscher, aber kaum etwas noch Schöneres gesehen; der Vorzug größerer Ursprünglichkeit war dem bescheideneren Tauern tale geblieben. Auf ausgedehnten Wanderungen habe ich später staunend und ergriffen in die Naturwunder der nordamerikanischen Wildnisse und in die tiefenste Schönheit der hochnordischen Natur geblickt; — aber das Jugendbild des Stubachtals blieb unverblaßt, erneuerte sich beim Wiedersehen und leuchtete mir durchs ganze Leben.

Wie mir, so erging es auch andern. Karl von Sonklar, ein gründlicher Kenner der Tauern natur, sprach es einmal aus, „daß sich bei dieser Fülle landschaftlicher Reize an das Wort T a u e r n jener stille Zauber heftet, den nur derjenige ganz begreifen kann, der dieses Gebirge längere Zeit hindurch mit eigenen Augen zu sehen in der Lage war. Gewiß hat es noch niemand unbefriedigt verlassen: der Geograph, der Geognost, der Mineralog, der Botaniker, der Künstler und überhaupt jeder gute und gefühlvolle Mensch hat hier für Sinn und Geist jenen reichen Gewinn geerntet, der in der Erinnerung fast so wohlthuend wirkt, als durch den unmittelbaren Genuß.“

Wenn der Gedanke eines Naturschutzgebietes seine Verwirklichung findet, wenn es gelingt, hier ein vollkommenes und ungetrübtes Bild der Hochalpen natur den jetzt lebenden und kommenden Geschlechtern zu bewahren, ein Ideal, — mein Jugendtraum — ginge in Erfüllung.

In den folgenden Ausführungen soll die besondere Eignung des inneren Stubachtals für diese Bestimmung dargelegt, voraus aber eine Übersicht der Naturbeschaffenheit, der Geschichte und des Wirtschaftslebens des Tales geschildert werden, weil auch in all diesen Beziehungen das Tal allgemeines Interesse verdient. Den Schluß bildet der Versuch einer Naturschilderung nach Tagebuchaufzeichnungen, die im Herbst 1915 entstanden sind, als ich, mit der Leitung von Aufforstungs- und Lawenerräumungsarbeiten in der Dorfer Öd betraut, Gelegenheit fand, die verborgenen Winkel dieser schönen Täler kennen zu lernen.

1. Allgemeines

Literatur Wer sich über die Denkwürdigkeiten des Tales unterrichten will, wird noch immer mit Gewinn und Genuß die älteren Schilderungen eines J. g. von Kürsinger („Oberpinzgau oder der Bezirk Mitterfill“, Salzburg 1841) und J. Dürlinger („Vom Pinzgau“, Salzburg 1866) zur Hand nehmen. Das Stubachtal blieb in der Reiseliteratur bis in die 1860er Jahre fast unbekannt und selten nur wurde es von Fremden besucht. Selbst der vielgewanderte Adolf Schaubach („Die deutschen Alpen“, 3. Teil, 1846) sowie die späteren Reiseführer erwähnen es nur mit wenigen Worten. Dr. Anton von Ruthner („Berg- und Gletscherreisen“, Wien 1864), der Verkünder der Herrlichkeiten der Tauernnatur, war der erste, der die großen Schönheiten dieses Tales lebhaft und farbenreich schilderte. Der erste naturwissenschaftliche Erforscher war der k. k. Oberst Karl von Sonklar in seinem wertvollen Werke „Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern“ (Wien 1866); er wandte besonders der Gestaltungslehre (Morphologie) und Gletscherkunde seinen Fleiß zu und hat damit die neuzeitliche Wissenschaft auf den Gegenstand angewendet. In diesem Sinne sind auch die beiden Büchlein von Dr. Wilh. Schjerring („Der Pinzgau“ und „Die Pinzgauer“, Stuttgart 1897) mit Sachkenntnis und Liebe behandelt und wohl der beste Führer durch den Gau auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Erschließung des Stubachtals für den großen Touristenverkehr wurde erst durch die Weganlage der Sektion Austria des D. u. S. Alpenvereins und durch den Bau der Kronprinz-Rudolf-Hütte am Weißsee 1875 angebahnt. Die „Zeitschrift“ brachte dann mehrere Schilderungen (besonders 1879, S. 142 und M. von Prielmayer 1895, S. 174–200), und in dem vom Alpenverein herausgegebenen, von Prof. Dr. Ed. Richter geleiteten Werk „Die Erschließung der Ostalpen“ (3. Teil, 1894, S. 162) ist die Ersteigungsgeschichte der Langed- und westlichen Glognergruppe niedergelegt und mit den Angaben über die betreffende Literatur versehen.

Landkarten und Namen Von den Karten unseres Gebietes sind die österreichische Spezialkarte (Blatt Großglogner, 1: 75 000) und die vom D. u. S. Alpenverein 1890 herausgegebene Karte der Glognergruppe (1: 50 000) die genauesten. Die letztere ist in der Darstellung der Bodenformen besonders klar, in der Namengebung aber nicht durchaus zutreffend. So wären zum Beispiel in der Dorfer Gd und Lühlstuba die Namen „Hoherbal“ in „Höhenbeil“ oder „Hohes Beil“, „Gaisleg“ in „Gasteg A.“, „Schrumpf“ in „Schrempf A.“, „Rein A. H.“ in „Rainer A.“ richtigzustellen. Der eingezeichnete Fußweg vom Widrechtshauser Karsee südlich durch die Wände zur „Ochsen A.“ (richtiger Blachfeld- oder Moosegger A.) besteht in Wirklichkeit nicht. Die beste Übersicht über die Formen- und Gebirgsbildung gibt die von Major von Pelikan meisterhaft gearbeitete Reliefkarte der Glognergruppe (Maßstab 1: 25 000) im Städtischen Museum zu Salzburg, wie auch die dort aufgestellten älteren Relief- und geognostischen Karten von Franz Reil. Beachtenswert ist sicherlich auch die geologische und Höhengichtenkarte in R. v. Sonklars Werk „Die Hohen Tauern“ (1866).

Wenn wir nun noch eine Übersicht über die Berg-, Almen- und Waldnamen des Tales halten, so finden wir, daß sie fast alle, mit wenigen Ausnahmen, deutschen, bayerischen, Ursprungs sind, und das deutet auf eine frühe Besiedlung durch einen einheitlichen deutschen Volksstamm hin. Dem Kenner der bayerischen Volkssprache sind sie fast alle in ihrer Bedeutung leicht erklärbar. Während es südlich des Tauernhauptkammes von slawischen Berg- und Flurnamen — den Überbleibseln des Vorstoßes und der mehrhundertjährigen Herrschaft der Südslawen (Windischen) — wimmelt, findet man diesseits nur wenige Bergnamen slawischen Klanges: Medelz-, Planitzkopf, eine Mahd Schaschen und ein paar Wiesenflurnamen auf -iz. Fremd

klingt Geralskopf und -scharte, — wenn es nicht von Gerl = H. Schoß, oder von einem Personennamen Gerl, wie auch Jakelskopf, abzuleiten sein sollte; fremdartig auch der Name Mangabs (1543) (nach Sonklar „Madas“ und in den neueren Karten „Magais“) für eine Höhe des scharfgezackten Rückens zwischen Tauern- und Ödtal. Die Bergstufe vom Enzinger Boden zum Grünsee heißt „das Tapperl“; sollte der Name, wie jener des alten Überganges vom Pongau in den Lungau: Tappenkar, aus dem romanischen tapa = Stufe (vgl. Etappe) zu erklären sein, so wäre das wieder ein Beleg für das hohe Alter des Tauernweges.

Ein großer Teil der deutschen Namen ist von der Gestalt und der Beschaffenheit der Berge hergenommen: Die zackige Kiffel, der Kasten, die Wiegen, die sägezahnige Schrottwand, der Hahnkampl, die Stuhlwand (Königsstuhl) und wohl auch der kahle, abgeschliffene Scharnkogel (Scharniz, siehe Schmeller). Mit Gschirr (Hochgschirr bei Gmunden und auf dem Hagengebirge) werden Berge mit Graslehnen bezeichnet (?). Vom ersten Aufschlagen der Sonne hat der Sonnblick, wie sein berühmter Namensvetter in der Rauris, seinen schönen Namen.

Von der Eigenschaft der starken Gesteinsverwitterung, von den polternden Stein- und Eisstürzen leiten sich Namen her, wie Hachbretter, Hachsedl — Sedl oder Sel, der Lagerplatz des Viehes, besonders der Schafe —, Teufelsmühl, vom fortwährend wie das Mehl aus der Mühle abrieselnden Gestein. Die Felsspitzen vom Ödenwinkel zum Glognerkamm werden die „Kaiser Glöckler“ genannt von Kloten = Klopfen (davon auch die Gloglerin im Fuscher Kamm). Nach einer Meinung kommt der Name Großglogner nicht von der Glognenform, sondern von dieser Eigenschaft des Berges: der große Klotzer. Viele Berge wieder werden von dort vorkommenden oder früher vorhandenen Bäumen — Lärchwand, Zirbenedl, Birked —, nach wilden oder Weidetieren benannt. Von der lebhaften Einbildungskraft des Volkes gibt es Zeugnis, daß Berge „verpersönlicht“ werden, wie: Brustinger (statt Brustkogel), Schmiedinger, Jadeser, Eiser (Eisfogel), Glogner u. a. m. Neuerer Herkunft ist Johannisberg (zu Ehren des Bergfreundes Erzherzog Johann) und wohl auch Granatspiz. Sonderbar klingt der Name der Alpe Französch. Diese Bezeichnung rührt nach der Volksüberlieferung davon her, daß in dieser an Schlupfwinkeln reichen Berggegend zwischen dem Grün- und Weißsee in den Franzosenkriegen (1809–13) sich viele Stellungsfüchtlinge verborgen hielten, was durch zeitgenössische Schilderungen (vgl. Zeitschr. d. D. u. S. A.-V., 1901, S. 79) glaubhaft wird. Urkundlich trug diese Gegend früher den Namen Helfenstein.

In neuerer Zeit wechseln wie die Bauerngüter so auch die Almen häufiger ihre Namen nach den Besitzern, während sie früher stetig geblieben waren. Auf die Familiennamen der von Glanz, die schon 1176 urkundlich vorkommen und im Tale begütert waren, und der Dorfer auf Gut Wüetenbach daselbst (1633), sind die Namen der Glanzalmen und der Dorfer Öd zurückzuführen. Der mehrfach vorkommende Name „die Öd“ (Ed) entspricht hier (wie die nordische Ödemark) wirklich einer öden, einsamen, unwirtlichen Gegend.

Von andern Grundwörtern, die mit Eigenschafts- oder Beiwörtern am häufigsten zur Namenbildung verwendet werden, sind außer dem später besprochenen Rees zu nennen: Kar = Bergmulde oder Schoß (Alp-, Stein-, Schnee-, Eiskar), Trog = Weidemulde, Rendl = Wasserrinne, Lahner = Lawinenhang, Lahngang, Boden und Böd'n'l (unrichtig „Bendl“ geschrieben), Tratten (von treten) = eingezäunte Viehweide, Öh (Eh) und Ästen — beide von äßen, essen, ähen (durch Umstellung der Mitlauter, wie in urkundlich „aztung“ statt Azung) —; Ästen hier besonders häufig (Hochästen, Bodenästen, Reichensbergästen) als eine Voralm mit Viehhütte. Im Verkehr mit Einheimischen wird dem aufmerksamen Beobachter noch mancher Rest uralten Sprachschatzes und sprachlicher Eigentümlichkeiten begegnen.



Naturaufnahme von J. Hejda

Schwarze Lade gegen den Grotterfamm

Grundmann aut. et impr.

Lage und Begrenzung

In der langen Reihe der salzburgischen Tauerntäler, jener zwölf Quertäler, die vom Großarltal angefangen bis zum Krimmler Achental in seltener Regelmäßigkeit vom Hauptkamm der Tauernkette senkrecht gegen das Längstal der oberen Salzach abfallen, ist das Stubachtal das sechste, es liegt also ungefähr in der Mitte dieser Reihe. Seine Länge vom Taleingange bei Uttendorf, 775 m, bis zur Höhe des Kalser Tauerns, 2515 m, beträgt in der Luftlinie 20 km, seine Durchwanderung nimmt aber 8—9 Gehstunden in Anspruch. Wie das Rauriser- und das Felbertal gabelt sich das Tal der Stubach im oberen Teile in zwei Äste, den östlichen: das Tauerntal, das zum Stubach-Kalser Tauern leitet, und den westlichen: die Dorfer Sd. Das Tal begrenzt mit seinem östlichen Ast die Glognergruppe und greift mit beiden Ästen in jene Gruppe von Gletscherbergen hinein, die, zwischen Glogner- und Benedigergruppe liegend, früher zur ersteren gerechnet wurde, jetzt aber als „Granatspiz- oder Landedgruppe“ unterschieden wird. Östlich scheidet das Tal von dem Kaprunertale der hohe vereiste Kaprunerkamm mit dem Johannisberg, 3647 m, der Hohen Riffel, 3346 m, dem Hocheiser, 3206 m, und dem Rißsteinhorn, 3264 m, als seinen höchsten Erhebungen; westlich vom Felbertale der niedrigere (nach Sonklar) sogenannte Scheiblbergkamm mit dem Höhenbeil, 2659 m, Glanzgschirr, 2657 m, der Schrottwand, 2799 m, und dem Scheiblberg, 2443 m. Die beiden Taläste aber scheidet der kurze scharfe Grat, der vom Granatkogel und Sonnenblick, 3067 m, aus nördlich verläuft und mit der Teufelsmühle, 2508 m, steil gegen das Tal abfällt.

Landschaftliche Eigenart

Da die zwischen dem Kapruner- und dem Stubachtale in das Salzachtal mündenden Gräben: der Dietersbach-, der Ziller- oder Mühlbachgraben und der Radensbachgraben mit ihrem Ursprung nicht an die Hauptkette hinanreichen, bleibt für die Entfaltung des Stubachtales in seinem Hintergrunde reichlich Raum und es ist dadurch den Quellgebieten seiner Seitenbäche jene Weitläufigkeit ermöglicht, die die Grundlage für die abwechslungsreiche Oberflächengestaltung des Tales bildet. So zweigt schon 5 km vom Taleingange der steile Seitengraben der Lühlstubach ab, dessen grüne, bis in den Sommer hinein schneefleckigen Rare und zackigen Rämme dem längs der Salzach talaufwärts Reisenden die Großartigkeit dieser Talbildung vor Augen führen, deren Eindruck sich steigert, wenn bei weiterem Vorschreiten die blinkenden Eisfelder der Hohen Riffel und des Hocheisers aus dem Talinnern hervorschauen. Weiter folgt als Zufluß von der östlichen Talseite der Wallersbach und nach einer Enge der durch seine Lawinen und Rutschungen berühmte Fersbach. Nach der Ausweitung des Haupttales zum Fellerer Boden und der vorerwähnten Gabelung stürzen von den östlichen Talwänden der Schranmbach und der Wurfbach aus weiträumigen Raren in fortgesetzten prächtigen Fällen in die durch eine Felsenge tosende Stubach. Eigentümlich aber spaltet sich das Tauerntal gleich oberhalb des Enzinger Bodens nochmals in zwei Äste, die fast gleichlaufend und nur durch die verhältnismäßig niedrige Rippe des Schafbühels getrennt sind. Der östliche bildet eine weite flache und langgestreckte Mulde mit dem merkwürdigen Tauernmoos und dem Sdenwinkelkees, der westliche das Tal des Weißenbaches — von Sonklar Wasserfalltal genannt — mit den Talstufen des Grün- und Weißsees. Diese große Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung gibt im Verein mit dem herrlichen Walde, der belebenden Fülle des brausenden und stäubenden Wassers, der stillen Ruhe seiner Seen sowie der Gletscherpracht des Hintergrundes den unendlichen Reiz dieses Tales. In seinem Lobe stimmen denn auch seine besten Kenner überein. Dr. A. von Ruthner („Das Kaisertum Österreich“, 42.—48. Lief.) schreibt: „Der große Reiz von Stubach beruht hauptsächlich auf seinen abwechslungsreichen Formen und auf der reichen Gliederung seiner Teile.“ Den Stubach-Kalser Tauern nennt

er den zwar (damals noch) befürworteten, aber den landschaftlich weitaus schönsten aller dieser Übergänge. R. von Sonklar rühmt „die hohe und imposante Umrandung des Stubachtals, die im Vereine mit den mächtigen Eisgebilden, die sie bedecken, mit den Seen auf den Talgründen, mit den prachtvollen Wasserfällen, die über die Talstufen herabstürzen, und mit der großen Formenmannigfaltigkeit in Tiefe und Höhe sich an vielen Stellen zu einer so großartigen und reizenden Gesamtwirkung verbindet, wie sie in höherem Grade selbst in den gefeiertsten Teilen unserer Alpen kaum angetroffen wird.“ Nach Meyer (Deutsche Alpen, 2. Teil) ist „Stubach der Typus eines Tauerntals: Wasserfälle, Gletscher und Hochseen sind hier zu einem Modell alpiner Hoheit zusammengestellt. Auch die Verzweigungen dieses Hochtales, mit denen es links und rechts in selten besuchte Wildnisse hineingreift, geben ihm einen Hauch der Größe und des Unbekannten.“ Und Professor Dr. Eberhard Fugger, gegenwärtig wohl der gründlichste Kenner der Naturbeschaffenheit seines Heimatlandes Salzburg, reicht in seinen Schilderungen dem Stubachtale den Preisapfel der Schönheit unter den Tauerntälern.

Gletscher Diesen Lobpreisungen stimmt jeder für die Natur Empfängliche, der an hellen Tagen dieses Tal durchwandert, gerne zu. Nur an Ausdehnung und Reinheit der Gletscher steht das Stubachtal seinen beiden östlichen Nachbarn, dem Kapruner- und Fuschertale nach. Die Trabanten des Großglockners zeigen an ihren, dem Stubachtale zugekehrten Westseiten mehr felsige Steilabstürze. Nach Schjerner's Berechnung beträgt die Eisbedeckung des Talgebietes 1583 Hektar und umfaßt 10 Gletscher, von denen das stark mit Schutt bedeckte Sdenwinkelkees der größte ist. Wie die Eismassen der Ostalpen überhaupt, so sind auch jene unseres Tales seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in fortgesetztem und unaufhaltsamem Rückgange begriffen. Ed. Richter schildert (1881), wie noch seines Gedenkens die Eisabbrüche des an den Weißsee reichenden Sonnblickgletschers zur Sommerzeit in dem See herumschwammen wie die Eisberge in einem grönländischen Fjord, und bedauert, daß diese malerische Erscheinung verschwunden sei.

Die einstige mächtige Eisbedeckung des ganzen Gebietes, ihre Tätigkeit in der Ausformung des Tales ist in den großen Schutt- und Bloßmoränen — wahren Felsenmeeren — an den Gehängen, in der Ausschürfung des Taltröges, der Einebnung der Talbeden, deren heutige Seenspiegel nur in kleinem Maßstabe den früheren Zustand überliefern, deutlich zu erkennen. Auch die Einwirkung der einstens natürlich noch viel gewaltigeren Abflußwässer sind in den Auswaschungen, Felsendurchbrüchen und den aus Geschiebe gebildeten unteren Talstufen und Schuttkegeln überall augenfällig. So ist das Tal in seiner gegenwärtigen Gestaltung für den aufmerksamen Beobachter wie ein aufgeschlagenes Buch seiner Entstehungsgeschichte.

Geologie Das Gebiet der Stubach gehört durchaus dem Urgebirge an. Sein Grundstock, der Zentralgneis, bildet hier die Gebirgsmasse des Hauptzuges und erstreckt sich gegen Norden im Scheiblbergkamm bis zur Glanzscharte, nimmt den Sonnblick-Mittelkamm fast zur Gänze ein und taucht westlich vom Tauernmoos unter die Schieferhüllen der Glocknergruppe unter. Weiter talauswärts sind dem granitischen Gneis Schiefergebilde in buntem Wechsel vorgelagert: Glimmerschiefer, Phyllit, Hornblende- und Chloritschiefer. Die Schichten sind meist aufgerichtet und stark zerklüftet. Erst am Ausgang des Tales, der sich im Gegensatz zu den meisten Tauerntälern gegen das Salzachtal weit öffnet, findet sich der Kalk der Radstädter Gebilde. Dieses härtere Gestein, in breitem Bunde den östlichen Tauerntälern vorgelagert, leistete den abströmenden Wässern stärkeren Widerstand und gab so zur Entstehung der berühmten Klammern des Großarl-, Gasteiner- und Raurisfaltales Anlaß. Gegen Westen teilt sich dieser Kalkgesteinszug aus und findet zwischen dem

Stubach- und Felbertale sein Ende. Hier bildet er noch die Torpfeiler unseres Tales, den sogenannten Enzinger- und Eiglpalzen, aus dem Waldgehänge vorspringende Felsklöße, die an ihren Auswaschungen noch deutlich die Durchbrucharbeit der Gewässer erkennen lassen.

Daß das Tal der Fundort der mannigfaltigsten Mineralien ist, versteht sich bei seiner geognostischen Beschaffenheit von selbst. Hier seien nur das Vorkommen schöner Strahlsteine und von Magnetit in den schwarzen und grünen Schiefern des Ferschtbachgrabens und das Serpentinlager auf dem Enzinger Boden erwähnt. Wer sich hierüber näher unterrichten will, findet in den geologischen Durchschnitten von Franz Reil (Mitteil. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde, Bd. 7) und R. von Sonklar, in den geologischen Karten des Städtischen Museums in Salzburg und in dessen sehr reichhaltigen mineralogischen und geognostischen Sammlungen jeden Aufschluß.

Die Schiefer- und Gneiswände des Gebietes zeigen eine außerordentlich starke Verwitterung und werfen ihr Trümmergestein in ausgedehnten Schutthalden in die Täler und Rare. Große Felsstürze, wie jener von der Ghlachwand (1798), den das Sträßchen nach der Schneiderau durchbricht, sind noch im Gedächtnisse der Bewohner. Schlichte Gedenktafeln mit frommen Sprüchen erzählen hier von vorgekommenen Unglücksfällen und mahnen den Wanderer an die Gefahren des Hochgebirgs und die Vergänglichkeit des Menschenlebens.

Die Pflanzendecke

des Urgebirges findet in unserem Gebiete alle natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens. Von älteren Botanikern, die sich mit ihrer Erforschung beschäftigt haben, sind F. A. von Braune (1829) und Dr. A. t. Sauter (1830—1878) zu erwähnen. In neuerer Zeit durchforschte Prof. Dr. C. Fugger auf Veranlassung des früheren Besitzers der großen Widrechtshauseralm in der Lühlstuba, H. Schmidtmann, diese Alm in botanischer Hinsicht. Fugger beschrieb auch die Alpenflora um den Weißsee (Mitteil. d. Landesk., Bd. 51, S. 34), die er als besonders reizend schildert. Die Enzianpflanzen des Tales, aus denen der geschätzte „Stubacher Brantwein“ bereitet wird, gelten als von besonderer Güte.

Von Laubbäumen gedeiht außer der Esche, Ulme, Birke, Weide, Eberesche und der Weißerle, die längs der Ache und auf den Schuttkegeln der Seitenbäche dichte Auenbestände bildet, in ganz besonderer Üppigkeit und Schönheit der Bergahorn. Als kräftiger Einzelstamm, wie in ganzen Hainen ist er der größte Schmuck des Tales; leider aber sind viele der alten Bäume auch hier schon der Gewinnsucht zum Opfer gefallen und hat die Schönheit der unteren Tallandschaft dadurch Einbuße erlitten. Die „Schwarzwälder“ des Gebirges bildet vorherrschend die Fichte, in den tieferen Lagen spärlich mit der Weißtanne gemischt, zwischen 1200 und 1500 m in fast reinen Beständen. Sie gedeiht in der beständigen Feuchtigkeit der Luft und dem frischen Bergboden in ganz besonderer Schönheit und Stärke. Im Einzelstande als Wetterfichte des Hochgebirges entwickelt sie sich zu jenen malerischen Baumgestalten, die die Zierden der Almen (Hopfsbach, Wurfalm u. a.) sind, unter deren dichtem Schirm das Weidevieh gegen Sonnenbrand, Schlagregen und Schneetreiben Schutz zu suchen pflegt. Im geschlossenen Stande, gegen die obere Waldgrenze, trifft man hier auch die hochstrebende, lanzenförmige Gestalt der Hochgebirgs- oder nordischen Fichte — wie sie auch in Lappland wächst —. Mit den kurzen, nach abwärts hängenden, dicht benadelten Zweigen, die der winterlichen Schneelast eine möglichst geringe Unterlage bieten, und mit ihrem, dem Sonnenlichte zustrebenden schlanken Wuchse bildet sie eine typische Baumgestalt, die die Forscher, weil sie sich auch aus ihrem Samen wieder erzeugt, als eine eigene Spielart der Fichte, die „Spitzfichte“, gekennzeichnet haben.

In den höheren Lagen mischt sich auch die Lärche als Einzelstamm in die Bestände oder bildet lichte Haine, und als besondere Merkwürdigkeit kommt hier, etwa von

1300 m aufwärts bis zur Baumgrenze, die Zirbelkiefer zahlreich und in herrlicher Entfaltung vor. Ja, man kann die Stubach neben dem Krimmler Achenal als diejenigen Standorte in der Tauernkette bezeichnen, wo dieser vielbegehrte schöne Baum, „die Königin des Hochgebirges“, noch am meisten der Verfolgung entgangen ist und am freudigsten gedeiht.

Die Grenze des Baumwuchses in unserem Gebiete liegt an begünstigten Stellen (Sprengkogel, Wurfalm) bei 1900 m Meereshöhe; dort aber, wo sie durch Schneelähnen, Steinschläge oder menschliche Einwirkungen zurückgedrängt worden ist, beträchtlich tiefer. Untrüglige Anzeichen lehren, daß sie früher im allgemeinen höher lief, und auch hier wird man durch Beobachtung zu der Annahme gedrängt, daß die zerstörenden Eingriffe des Menschen die Hauptschuld an dem Herabsinken tragen. Im geschlossenen Stande vermag der Wald höher hinaufzudringen; wird er gelichtet, dann vermögen die einzeln stehengebliebenen Bäume den Einflüssen der Naturgewalten und den verstärkten Winden nicht mehr standzuhalten. Das Aufkommen jungen Waldes ist äußerst erschwert und dort unmöglich, wo ein starker Weidebetrieb, besonders mit Kleinvieh, stattfindet. Das Verschwinden des Waldes und seines die Temperaturgegensätze ausgleichenden, die Winde hemmenden Einflusses hat einen weiteren Rückgang, ein Rauherwerden der Hochalpenregion zur Folge. Hier an der natürlichen Waldgrenze halten sich die das Wachstum fördernden und die es hemmenden Einflüsse die Wage; wirft aber der Mensch auch noch seine zerstörende Tätigkeit mit in die Wagschale, dann ist der Rückgang besiegelt.

Ich habe (im „Kosmos“, 1905, 11. Heft, S. 370) versucht, meine aus langjährigen Wahrnehmungen geschöpfte Anschauung zu begründen, daß der nun schon über ein halbes Jahrhundert gegen alle Berechnungen ununterbrochen währende und, wie es scheint, andauernde Rückzug der Gletscher dem Niedergang der Waldzone, der dadurch bedingten Verschärfung der Temperaturgegensätze in der Hochregion und besonders der größeren Häufigkeit und Stärke der Föhnwinde zuzuschreiben sei. Ich wollte damit die Anregung geben, daß die so hochentwickelte wissenschaftliche Gletscherforschung auch solche Gesichtspunkte in den Bereich ihrer Forschungen ziehe und so vielleicht zu einer befriedigenden Erklärung der genannten Naturerscheinung gelange. Vielleicht findet der Gedanke doch noch Beachtung.

Tierwelt Es ist wohl von vornherein anzunehmen, daß in dem abgelegenen und waldbreichen Talinnern eine mannigfaltige Tierwelt sich entwickeln und auch erhalten konnte. Der bekannte tier- und vogelkundige Dr. R. Floride, der zur Erkundung der Frage, ob das Gebiet sich in dieser Beziehung zum Naturschutzpark eigne, das Stubachtal besucht hat, konnte (im „Kosmos“, 1914, Heft 3, S. 428) darin besonders reiche Wildbestände feststellen. „Die Charaktervögel der Alpen sind sehr reich vertreten, daneben auch solche, die man hier nicht vermuten würde, zum Beispiel Wiedehopf, Zwergtaucher und Rohrweihe.“ Gemsen und Hirsche finden sich bei schonender Jagdausübung zahlreich. Bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts war dieser Teil der Tauernkette noch die Heimat des Alpensteinbocks. Strenge Strafen waren auf das Erlegen des sogenannten „Fahlwildes“ gesetzt, aber sie konnten seine Ausrottung nicht verhindern. Die Seuttertsche Karte des Erzstiftes vom Jahre 1741 zeigt noch die Aufschrift über die Zillertaler Alpen: „allhier haben die Steinböck ihre Ständt und Wechsel.“

Von den ausgerotteten Raubtieren scheint der Bär im Stubachtal häufig gewesen zu sein, nach Namen wie Bären, Bärnriedl, Bärwinkel, Bärkopf und Bärenlöcher zu schließen. In der Beschreibung einer Alm von 1567 heißt es: „hier muß das vieh des gsell und pern halben mit behüetem stab verhüet werden.“ Noch im 18. Jahrhundert fanden Bärenjagden im Gebirg statt, wozu die Bewohnerschaft aufgebeten

wurde. Steinadler und Lämmergeier horsteten früher auf den Bergkämmen. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein größerer Viehtrieb auf dem Felber Tauern im Schneesturm verunglückte, fanden sich diese Raubvögel zahlreicher ein. Die ausgelegten Schußpreise aber reizten zu ihrer völligen Ausrottung. Vor wenigen Jahren erst wurde in der Dorfer Sd der letzte Steinadler erlegt.

Älteste Geschichte

Die Besiedlung des breiten oberen Salzachtales und der anbaufähigen südlichen Quertäler reicht sicherlich in eine sehr frühe Zeit zurück. Die Römer berichten uns von den ergiebigen Eisen-, Gold- und Silberbergbauern der Noriker, die später, als Noricum eine römische Provinz geworden war, von den Römern ausgebeutet wurden. Funde aus der römischen Zeit jenseits der Tauern, zu Rals und Windisch-Matrei, und diesseits bei der alten Kirche in Felben, am Ausgange des Felbertales — ein Leichenstein, der bisher einzige Fund aus der Römerzeit im oberen Pinzgau — bezeugen die Besiedlung dieser Gebirgsgegenden und machen es höchst wahrscheinlich, daß die einzigen Verbindungswege über den Höchstgebirgskamm — der Felber-Matreier und der Stubach-Ralsfer Tauern — damals schon bekannt und benützt waren.

Dieser Weg über den Stubacher Tauern vom Pinzgau nach Rals in Tirol ist für unser Tal bedeutungsvoll und jedenfalls in späterer, geschichtlich beglaubigter Zeit als Handelsweg denkwürdig. Der alte Tauernweg führte vom Talboden hinter Fellern nicht wie der heutige Weg an der Schattseite durch den Wald, sondern sonnteils über die Hopfsbachalm, wo er sich in zwei Wege schied und links über das Tauernmoos, rechts über den Enginger Boden, Grün- und Weißsee zur Tauernhöhe, 2512 m, emporstieg. An steilen Anstiegen und über sumpfigen Boden sieht man ihn noch heute mit großen Steinplatten gepflastert. Auf dem Ramm ist hier wie beim Felber Tauern die alte Fährte, vermutlich wegen späterer Vergletscherung, verlassen. Der fogen, „Alte Tauern“ lag in der Einschartung des Rammes etwas weiter westlich.

Es dürfte hier nicht ganz unangebracht sein, darauf hinzuweisen, daß „T a u e r n“ in der Volkssprache nicht die Gipfel der Berge und nicht der ganze Gebirgszug selbst, sondern bestimmte, von alters her gebräuchliche Übergänge oder Pässe über das Höchstgebirge heißen, deren 7 (oder 8) zwischen dem Zillertal und der Arlscharte gezählt werden. Daher findet man als Zugehör dieser Übergänge die wiederkehrenden Namen: Tauernthal, Tauernkogel, Tauernbach, -fall, -moos, und -see, Tauernwald und dergleichen als Örtlichkeiten, auf der Scharte das Tauernkreuz, das der fromme Sinn auf die unter Gefahren erreichte Höhe pflanzte, den Tauernbrunn, an dem Wanderer und Saumrosse sich laben, die Tauernstangen als Wegweiser und die Tauernhäuser als Herbergen der Reisenden und bestellten Wächter des Tauernpfades.

Die gelehrte Erdkunde hat den Namen Tauern auf die Berge übertragen und geriet damit in Gegensatz zu dem Begriff der Volkssprache, was zu endlosen Mißverständnissen und Irrtümern Anlaß gab. Richtiger würde es sein, von „Tauernkette“ oder „Tauerngebirge“ zu sprechen.

Der von den Römern überlieferte Name des Volksstammes der Taurister wird mit dem Worte Tauern in Verbindung gebracht. Darnach soll es der erloschenen Sprache der vorrömischen Bewohner der Ostalpen angehören. Nach andern ist „taur“ (wie im Gotischen) germanisch = Tor, was der Bedeutung des Wortes am einfachsten entspräche. Die Mehrzahl lautet in der Volkssprache „die Täuern“. So heißen die Anwohner des Tauern noch heute im Pinzgau „die Täufer“, die Leute jenseits des Tauern die „Entertäufer“, und eine besonders fette und köstliche Almspeise heißt das „Täufer Mues“.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters finden wir auch den Ralsfer Tauern, wenn auch nicht im selben Maße wie den Felber Tauern, vom Handelsverkehr von

und nach dem Süden belebt. Salz war die Haupthandelsware nach Italien. Wein, Öl und Gewürz wurden herübergebracht. Mit Pfründen ausgestattete Tauernhäuser, wie im Felbertale, gab es in der Stubach nicht. Auch scheint der Verkehr durch dieses Tal später in Abnahme gekommen zu sein und zum Teile den gegen Zell am See abkürzenden beschwerlichen Weg vom Kaiser Tauern über das Kapruner Törl, 2635 m, eingeschlagen zu haben. Denn in der Wald- und Haimbergbeschreibung von 1529 heißt es von der Wasserfallalm in Kaprun: „von danen kombt man hinüber auf den stubacher Thauern und hin in Kals und Kierchaim; derhalben gibt man ab dem lasten zu Zell den güetern Pürg und Rain in Kaprun jährlich etlich mehen rogen und habern, daß sye den weg sollen pflegen und auf die durchziehenden Leuth ihr aufsehen haben, aber es ist kein gemaine strassen und zeucht selten der Ende jemand hin und wieder.“ 1640 bezogen diese zwei Güter noch ihre „Provision“. Allein der Weg wurde immer seltener und fast nur von wandernden Handwerkern und „Weberknechten“ aus dem Defereggeng- und Iseltale noch benützt.

Wir kehren zum Ende der Römerherrschaft in Noricum zurück. Die folgenden Jahrhunderte, die als die Zeit der Einwanderung der Baiern angesehen werden, sind wohl von der Geschichtsforschung noch am wenigsten aufgehehlt. Es dürfte aber nicht zutreffend sein, sich diese Alpengegenden damals als menschenleer, als völlige Wildnis, und den Vorgang der Besitznahme als einen plötzlichen vorzustellen. Insbesondere die Frage nach der Herkunft der Baiern und ihre Beziehungen zu den Nordgermanen, deren Wanderscharen im 5. und 6. Jahrhundert die östlichen Alpenländer überschwemmten und im Ostgotenreiche sogar längere Zeit beherrschten, sind noch dunkel und unaufgeklärt. Und doch dürften sie nicht ohne Einfluß geblieben sein. Karl Rhamm, dessen gründliche Forschungen in germanischen und slawischen Ländern alle Beachtung verdienen, wies auf die Eigenart der Bevölkerung Kärntens einschließlich von Pongau und Pinzgau, hin, auf die auffälligen Verschiedenheiten in Siedlungsweise, Hausbau, Wirtschaft, Geräten und Sitten von den Baiern außerhalb dieser Gebirgsgaue, dann aber auch auf die überraschenden Gleichheiten, sogar in den Benennungen einzelner Gebäudeteile und Geräte mit nordischen Verhältnissen, und schließt hieraus auf eine starke Einwirkung der damals eingedrungenen nordgermanischen Stämme auf die Bevölkerung der bezeichneten Gegenden. Nur eine eingehende wissenschaftliche Sprachvergleichung könnte vielleicht über diese Fragen noch verlässliche Aufschlüsse bringen. Eine merkwürdige Übereinstimmung in den Grundwörtern der Namenbildung für Bergteile und Örtlichkeiten hier wie dort ist schon öfter bemerkt worden. Hiefür nur ein Beispiel: Im Bereich der Tauernkette vom Zillertal bis in den Lungau, also in den salzburgischen Tauerntälern nebst dem Alpin-, Isel- und Mölltale, wird das uralte Wort *Rees* zur Bezeichnung der Eislager des Hochgebirges gebraucht (zum Beispiel Pasterzen-, Kiffl-, Ödenwinkel-, Landeckees uff.). Die Bezeichnung Gletscher, lateinischen Sprachen entlehnt, ist der Volkssprache dieser Gaue völlig fremd. In Tirol, vom Tugertal an westlich, wird das Wort „Ferner“, in der Schweiz „Firn“, in den nördlichen Kalkalpen „Eis, Eiszfeld, Ewiger Schnee“ für den Gletscher gebraucht, während das Wort *Rees* hier ungebräuchlich, ja, sogar unbekannt ist. Ist es nun lediglich urgermanischer Zusammenhang oder nähere Beziehung, daß sich in den schwedischen Landschaften Härjedalen und Jämtland das Wort „Res“ zur Benennung des Gletschereises des Gebirges wiederfindet?

Erzstiftische Zeit

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder den ältesten Nachrichten über die Geschichte unseres Tales zu. In das 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. fällt die Verbreitung des Christentums in den bayerischen Gebirgsgauen, hier besonders durch den Glaubensfindboten Ruodbert

(hl. Rupert) und Bischof Virgil. Die Kirchenprovinz der Salzburger Erzbischöfe erstreckte sich bald östlich und südlich über das Gebirge und westlich bis an den Zillerfluß, der noch heute ihre Grenze bildet. Die „Grafschaft im Obern Pinzgau“ war den Herzogen von Baiern als ein Reichslehen verliehen, mit dessen Gerichtsbarkeit sie wieder die Gaugrafen belehnten. Das Geschlecht derer von Mittersill war bereits ausgestorben, als 1228 die Grafschaft Oberpinzgau zugleich mit jener im unteren Pinzgau an die Salzburger Erzbischöfe überging. Diese belehnten zunächst die Herren von Felben — ein sehr altes und lange Zeit blühendes Geschlecht — mit der Gerichtsbarkeit und der Burg Mittersill. Noch steht im Dörfchen Felben ihr uralter Turm, der „Gelber Kasten“ genannt, weil er in späterer Zeit zur Aufbewahrung des Zehendgetreides diente, nahe der Stelle, wo der vorerwähnte römische Leichenstein sich fand. Die Grenzen des Gaues waren von alters her die nämlichen wie die des heutigen Gerichtsbezirkes Mittersill, nur mit einer kleinen Ausweitung gegen den tirolischen Jochberg hin.

Schon vor dem Übergange an das Erzstift scheint der Gau seine erste Blüte gehabt zu haben, aber sie ist für uns in Dunkel gehüllt. Zahlreiche Schlösser, deren Geschichte verschollen, von deren Mauern heute kaum noch ein Stein auf dem andern geblieben ist, Adelsgeschlechter, deren Namen nur als Geschenkgeber an Klöster und Kirchen oder als Zeugen in alten Urkunden erscheinen, lassen schließen, daß der Gau längst vor der geistlichen Herrschaft wohlbesiedelt war und sich einer frühen Blüte erfreute. Läßt sich auch die Annahme Dürlingers, daß die in Urkunden Passauer Klöster im 12. Jahrhundert (Monum. Boica) vorkommenden Herren von Stupach pinzgauischer Herkunft seien, nicht erweisen, so muß doch die Besiedlung des Stubachtals schon zu dieser Zeit bestanden haben. Die alten Orte Attendorf (Uetendorf) und Stuhlfelden, gegenüber dem Eingange dieses Tales — letzteres später der Dechantshof für den ganzen Gau — sind schon im 12., beziehungsweise 10. Jahrhundert urkundlich beglaubigt und die Höfe Feldern, Guggenbichl, Köhlbichl und ein ganzer Hof Stupach (Vorderstubach) finden sich in Übergabsurkunden des 12. Jahrhunderts. Das Erzstift Salzburg hatte schon vor der Erwerbung des Tales selbst Besitzungen im Tale. Die Lehnsträger der großen Höfe, die wieder an Gefolgsleute, Leibeigene und Hörige zur Bewirtschaftung überlassen waren, schenkten diese, beziehungsweise deren Einkünfte und Giebigkeiten, zu ihrem Seelenheile an Kirchen und Klöster. So übergab zum Beispiel um 1180 ein Graf Konrad von Sulzau dem Stifte Berchtesgaden eine Anzahl Hörige zu Fellern samt Grundbesitz, der ihm aber hierauf zu Lehen auf Lebenszeit verliehen wurde. So kam es, daß die Stifte Berchtesgaden, Millstatt in Kärnten, Chiemsee und St. Zeno (bei Reichenhall), die Kirchen zu Stuhlfelden und Attendorf ebenso wie später die gräflichen Adelsgeschlechter Lodron, Kuenburg und andere im Stubachtal begütert waren.

Aus den großen Höfen, deren Grundbesitz um so ausgedehnter war, je mehr er sich über weniger ertragsfähige Berglagen erstreckte, wurden durch Teilung in halbe oder Viertellehen, durch Abtrennungen und Erweiterung der Anbauflächen selbständige kleinere Güter. Das vorgenannte Gut Feldern (Fellern) wurde in Vorder- und Hinterfellern geteilt, aus dem Hofe Stubach entstanden mehrere kleinere Lehen mit eigenen Namen, nur Widrechtshausen in Mitterstubach blieb ein „ganzer Hof“, auf dem bis ins 16. Jahrhundert die Familie Widrezhauser saß. Die angesehenen Bauerngeschlechter errangen sich im Laufe der Zeit eine freiere Stellung, sogar Erbrecht auf den Gütern; aber immer blieben sie der Grundherrschaft zu Diensten, Abgaben und bestimmten Giebigkeiten verpflichtet. Die sogenannten hofbaren Güter unterstanden unmittelbar der landesfürstlichen Hoffammer.

Niedergang Der Wohlstand der Bauern und die Ausbreitung des Landbaues auf den hierzu geeigneten Tal- und Berggründen hatten wohl schon im 16. Jahrhundert ihre Höhe erreicht. Eine Vermehrung des anbaufähigen Landes war kaum mehr möglich; dagegen kamen die an die obere Grenze des Kulturlandes vorgeschobenen Heimsstätten durch die Abnahme der Bodenfruchtbarkeit zuweilen wieder in Verfall und wurden endlich zu sogenannten „Zulehen“ größerer Talgüter. Noch in den folgenden zwei Jahrhunderten aber war die Wohlhabenheit und das Ansehen der Besitzer der drei größten Höfe des Tales: der Enzinger (Vorderstübach), Widrechtshausen und Fellerer, so groß, daß sie sprichwörtlich „die drei Könige des Pinzgau“ genannt wurden. Ihr großer Besitz, die Zahl der Diensthoten, ihr patriarchalisches Familienleben, die treffliche Kindererziehung und altgermanische Gastfreundschaft wurden gerühmt, und auch in ihrer bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts bewahrten Altpinzgauer Tracht waren sie eine würdige Erscheinung. Schaubach und von Ruthner haben bewegte Schilderungen ihres Lebens gegeben.

Erst gegen das Ende der erzstiftischen Zeit setzte der Verfall ein. Die Franzosenkriege des beginnenden 19. Jahrhunderts sogen das Land gründlich aus und die folgenden raschen Regierungs- und Verwaltungswechsel, bei denen oft das Landvolk der leidende Teil war, und die sich rasch ändernde Zeit, in die der am Altgewohnten festhaltende Bauer sich nicht sogleich fügen konnte, beförderten den Niedergang. Durch die Aufhebung der Gebundenheit von Grund und Boden, die Ablösung der Grundlasten (1849) und die darauffolgende Ablösung und Regelung der Waldlasten (1854 bis 1871) wurde der Bauer zwar frei und selbständig, aber durch die von Grund aus geänderten Wirtschaftsverhältnisse auch dem Getriebe des großen Verkehrsstromes preisgegeben. Mancher konnte sich nicht durchkämpfen.

Schon der Mitterfiller Pfleger Jg. von Kürsinger — ein wahrer Volksfreund — warf (1841) die zweiseitige Frage auf: „Sind die drei Könige wirklich die reichsten Bauern von Pinzgau?“ Er wollte es ablehnen, daß die gewohnten Anforderungen an sie gestellt werden, während der frühere Wohlstand gewichen war. Dazu kam, daß die Enzinger Güter durch Hochwasser verheert und später zur Flußregelung eingelöst wurden. Widrechtshausen ging in Großbesitzershände über und wurde eine Zeit als Musterviehwirtschaft betrieben, um jetzt wieder in bäuerliche Hände zu gelangen; und auch Fellern wechselte die angestammten Besitzer. Der Stern der drei Könige ist endgültig untergegangen.

Siedlung und Hausbau Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es (nach F. X. Weilmeyers topographischem Lexikon vom Salzkammergute, 1812) im Tale Stübach, das für sich eine Rotten der Kreuztracht Uttendorf bildete und jetzt eine eigene Steuergemeinde ist, 14 Einschichtshöfe mit 79 Seelen. Dies entspricht auch ungefähr den heutigen Verhältnissen. Eine geschlossene Ortschaft gibt es im Tale nicht. Manche größeren pinzgauischen Gehöfte aber stellen sich mit ihren Nebengebäuden wie ein kleines Dorf dar. Ein solches Bild eines „Gruppenhofes“ ist das Gut Widrechtshausen in seinem älteren Bestande, wie es noch Oberbaurat J. Eigl in seinem schönen Werke „Das Salzburger Gebirgshaus“ (Wien 1893) gezeichnet hat, mit dem stattlichen Wohnhause und den abgesonderten Stallgebäuden für Rinder, Roffe, Schafe und Schweine, mit Getreidekasten, Mühle, Badstube nebst Badofen und Brechbad, der Schmiede und Kapelle. Durch neuzeitlichen Umbau hat es an typischem Aussehen verloren, aber im Innern birgt das Wohnhaus mit seinem geräumigen Vorhause, den Gewölben der Keller und des Erdgeschosses und den zirbengefästelten Stuben noch die Erinnerung und den Reiz längst entschwundener Zeit des Wohlstandes. Das letzte Bauernhaus des Tales, Fellern, hat auch in seinem Äußeren noch die eigen tümliche Bauart bewahrt. Den sonst etwas schwerfälligen, altertümlichen Bau ziert



J. Režuda phot.

Abb. 1. Der alte Bauernhof Fellen



J. Režuda phot.

Abb. 2. Moosegger Hochalm gegen Sonnenlicht und Landedspitzen



S. Mefuda phot.

Abb. 3. Sauerntmoosbachfall zum Engingerboden



S. Mefuda phot.

Abb. 4. Blick aus dem Wiesenwald auf die Hohe Riffel

das landesübliche Glockentürmchen auf dem Dachfirst und der auf zwei Seiten um das obere Stockwerk laufende Hausgang, auf dem an der Giebelseite noch eine obere kleine Altane mittels einer zierlich geschnitzten Säule ruht. Die Kapelle neben dem Hause stammt aus dem Jahre 1774. Mit seinen abgesonderten Stallgebäuden, von einem festgefügtten, undurchdringlichen Pinzgauer Spaltenzaun umgeben, gleicht das alte Gehöft einer Festung gegen den Ansturm der Elemente, die es bedrohen: den Hochfluten der Ache von vorne und den Lawinen von der Bergseite. Die Anbringung des Hauseinganges an der Seitenwand, anstatt, wie sonst üblich, an der Giebelseite des Hauses ist wohl durch die Wassergefahr bedingt.

Landbau Das Stubachtal ist das vorletzte in der Reihe der Tauerntäler gegen Westen, das im unteren Teile eine breitere Talsohle hat und daher noch Landbau und Besiedlung im Talboden und an den Hängen zuläßt. Der Getreidebau ist gering und reicht nicht aus, den eigenen Bedarf der Bauern zu decken. Er endet bei 970 m Meereshöhe auf dem Fellerer Boden. Die Wiesenwirtschaft ist bedeutender und der Hauptbetrieb der Landwirte ist die von jeher hochstehende Viehzucht. Die Almten des Tales, vorzugsweise die große Widrechtshäuser Alm in der Lühsttubach, und mehrere an der Sonnseite, werden zu den besten des Gaues gezählt. Das ganze Tal birgt bei 30 Almten, auf denen von Ende Mai bis in den September ein reges Almleben herrscht. Früher gehörten die meisten Almten zu den Gütern im Tale; in neuerer Zeit aber gehen sie nur zu häufig wie eine Handelsware von einer Hand in die andere über, entbehren infolgedessen der sorgsamten Pflege und werden mehr vom Standpunkt des möglichsten Ertrages als dem fürsorglicher Voraussicht behandelt. Auch die Überstellung mancher Almten mit Schafen und Ziegen ist für den Graswuchs und den Wald bedenklich.

Forst- und Almwirtschaft Von großer Wichtigkeit für das Tal ist sein Wald. In Hinsicht, wie für die Erhaltung von Fruchtbarkeit und Klima, als Schutzwehr gegen die verheerenden Naturgewalten.

Das Tal war einst sehr waldbereich. Gestützt auf die Verhältnisse aus alter Zeit, die ihnen verliehenen Befugnisse und den Rechtsgrundsatz: daß alles herrenlose Gut, der noch unverteilte und unbenützte Besitz an Grund und Boden dem Landesfürsten zustehet, suchten sich diese beizeiten den Besitz aller „Hoch- und Schwarzwälder“ des Gebirges zu sichern, die ihnen für den Betrieb der Berg- und Salzwerke mehr und mehr als unentbehrlich erschienen. Ihre Erhaltung für die Zukunft war ihnen eine Staatsnotwendigkeit. Im landesfürstlichen Walde hatten nach altem salzburgischen Gewohnheitsrecht die Grundholden, soweit sie nicht selbst mit Eigenthölzern versehen waren, ihren Gutsbedarf an Holz und wohl auch an Streu zu holen (sogenannte „Einforstung“). Außerdem war die Waldweide allgemein. Eine Art Gegenrecht des Landesfürsten war es, daß dieser einen Vorbehalt auf allen den Gutsbedarf übersteigenden Holzertrag der Eigenthölzer sich sicherte. Daher unterlag jeder Verkauf von Holzüberschüssen, wie jede Rodung („Schwendung“) eines Waldes der landesfürstlichen Bewilligung. Solche „Schwendrechte“ wurden, wie zahlreiche urkundliche Beispiele zeigen, zu Gütern und Almten verliehen, eigenmächtige Rodungen aber abgestellt und bestraft. Die Erweiterung der Almten auf Kosten des Waldes war eine der Hauptursachen der Waldverminderung, besonders in den Höhenlagen; eine andere war der große Holzbedarf der Bergwerke und Salinen. Im 15. und 16. Jahrhundert hatte fast jedes pinzgauische Tal, jeder Graben sein Bergwerk. Aus der Stubach selbst ist zwar kein solches sicher bekannt, aber auch ihre Wälder wurden seit dieser Zeit viel zu Bergwerksweden ausgenützt. So wurde zum Beispiel Ende des 16. Jahrhunderts

„dem Leonhard Widerzhäuser den Stubachwald zum hochfürstl. Handl auf der Lend (den Erzschmelzöfen daselbst) zu verhaßen bewilligt mit dem, das verhaßte Ort wieder zu einem Holzwaß haben und nicht zu einer Sh oder Alm kommen zu lassen.“ 1658 wird der Stubachwald für den Bedarf der Saline Hallein vorbehalten, aber schon im folgenden Jahre wieder dem „Mühlbacher Handel“, das ist zum Bergbaue Mühlbach im Oberpinzgau überlassen. In der Waldbeschreibung vom Jahre 1537 wird gerügt, daß durch den Einbau einer Holztriftklause in die Lühstubach, „dadurch das gebürg zu beiden seiten plaidig ist worden“, Bergrutschungen entstanden sind. Und aus einem Streit um die Wiederherstellung der Walcher Salzachbrücke, 1550, ist zu entnehmen, daß damals schon Langholz auf der Stubach und der Salzach getriftet wurde, wodurch der Schaden an der Brücke geschah.

Dem Umstande, daß die dichten Wälder der Hinterstubach so entlegen waren und im staatlichen Besitze blieben, ist ihre Erhaltung zu verdanken. Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Ertragswirtschaft durch den Kahlschlagbetrieb große Lücken in den Bündl- und Taueredwald gerissen und der Borkenkäfer ein übriges getan. Was noch vorhanden ist, sollte unbedingt geschont werden — als ein wahrer Schut- und Bannwald des Hochgebirges.

Bedenklicher noch, weil kein Nachwuchs zu erwarten ist, hat die Gewinnsucht der Händler im Vereine mit der Not der Bauern in die Alpwälder eingegriffen und damit sogar den Bestand einzelner Almen durch den Entgang des zu den Gebäuden, Zäunen und zur Heizung nötigen Holzes gefährdet. Konnte man früher als Regel annehmen, daß keine Melkviehhütte „über Holz“, das heißt oberhalb der Baumgrenze angelegt war, so findet man jetzt Almhütten, zu denen das Holz weit und beschwerlich hinaufgetragen werden muß. Infolge dieser und auch anderer Erschwernisse, wie Mangel an tauglichen Arbeitskräften, hohe Löhne und anderes, verfallen die Gebäude und manche gute Rühalm sinkt zur Galtviehalm oder Schafweide herab.

Die neue Alpenschutzgesetzgebung ist zwar von dem Bestreben geleitet, den Zustand der Almen zu verbessern, und bedeutende Staats- und Landesmittel dienen dazu, notleidenden Almwirten aufzuhelfen und Verbesserungsanlagen zu unterstützen; es wurde sogar der Bewirtschaftungszwang für die noch bestehenden Almen eingeführt. Allein kein Gesetz kann auf die Dauer verhindern, daß ein ertraglos gewordenes Gut aufgegeben oder einer lohnenderen Bestimmung zugeführt wird. Die Waldpflege findet im allgemeinen weniger Beachtung und Verständnis; und doch ist sie eine Bedingung des Gedeihens der Alm, der Erhaltung des Bodens und eines ausgeglichenen Klimas.

Jagd und Fischerei

waren von alters her Vorrechte des Landesfürsten. In den „Sfnungen und Rügungen auf den Heerschauen zu Mitterfill“ (1494, Salz. Laidinge, S. 283) wurde alljährlich verkündet, daß „dem gn. Herrn von Salzburg zugehört in dem land und in dem gericht Mitterfill alle vischwaid, alles reisgejaid, alles vederspil, all schwarzwäld und aller wildpan“ — erweislichen Sonderrechten und Verleihungen unbeschadet. Die Jagd auf Steinböcke und Gemsen sowie die Verpflichtung der Arkarleute zur Hilfeleistung bei dem Gejaid wurde darin besonders hervorgehoben. Heutzutage ist die Jagd mit dem Grundeigentum verbunden unter gewissen Beschränkungen zugunsten einer gemeindeweisen Ausübung. Sie ist jetzt insgesamt noch verpachtet.

Die Ausübung der Fischerei auf der Stubach und Felßen war den Inhabern der Gerichtsbarkeit und des Kellenamtes zu Mitterfill auf Widerruf eingeräumt. Im 15. Jahrhundert verglichen sich der Pfleger Jobst von der Alm und Jörg von Ainöden, Kellner zu Stuhlfelden, über eine Teilung beider Fischwässer. Im 19. Jahrhundert ging die Fischerei in beiden Tälern vom Staate gegen einen sehr geringen

Raufpreis an einzelne Grundbesitzer über, die sie jetzt in der Stubach und ihren Seitenbächen (zu ein Neunzehntel Anteilen) betreiben. Der Fischreichtum hat aber durch die Holztrift und unregelmäßige Ausübung stark gelitten.

Wasser- und Straßenbau

In neuester Zeit entfaltete die Staats- und Landesverwaltung eine rege Tätigkeit in der Verbauung der lange vernachlässigten Gebirgswässer und Wildbäche. 1890 hatte die Stubach die beiden Enzingergrüter am Taleingang verschüttet. Auf Grund der Landesgesetze von 1898 und 1903 wurde der Unterlauf der Ache durch Dämme geregelt und an Stelle einer früher bestandenen hölzernen Stausperre unterhalb der Einmündung des Sturmbaches eine dauerhaftere aus großen Steinblöcken erbaut. Der Sturmbach selbst, ein gewöhnlich unscheinbarer, westlicher Zufluß aus einem engen Seitengraben, der aber nach Hochgewittern mit unbändiger Wildheit zutale rast und einen großen Schuttkegel aufgetürmt hat, wurde gleichzeitig in ein Gerinne mit Steinpflasterung geleitet und mit einer Reihe von Stufensperren verbaut, um die weitere Vertiefung der Bachsohle und Abrutschung der Grabenlehnen zu verhindern. Auch der wilde Fersbach, weiter im Talinnern, wurde verbaut. Die Kosten dieser Werke beliefen sich auf nicht weniger als 249 000 Kronen, wozu der Staat durchschnittlich 46 vom Hundert, das Land Salzburg 37 und die zu einer Wassergenossenschaft vereinigten Anrainer 17 vom Hundert beitrugen. Sollen diese Opfer nicht vergeblich sein, so wird eine sorgfältige Erhaltung der Bauten und bessere Waldpflege nicht entbehrt werden können.

Es würde zu weit führen, auch noch den schon 1770 verfaßten Plan einer Handelsstraße von Venedig über Linz und den Stubacher Tauern nach Salzburg zu besprechen, da er wegen der unerschwinglichen Kosten nicht zur Ausführung kam. Was der D. u. S. Alpenverein durch Weg- und Hüttenbau für den leichteren Besuch des Tales geleistet hat, wurde schon erwähnt. Die Erhaltung des von Uttendorf bis Fellern und zum Gasthause Schneideralm führenden, 10 km langen Fahrsträßchens obliegt einer Wegegenossenschaft. Es wurde in der oberen Hälfte im Herbst 1915 mit Verwendung russischer Kriegsgefangener verbreitert und teilweise umgelegt.

2. Das Stubachtal als Naturschutzgebiet

Jedes Zeitalter hat seine Einseitigkeit, seinen großen Irrtum, den die Nachkommen als solchen erkennen, bereuen und beklagen. Unsere Zeit krankt an der Überschätzung des materiellen Fortschritts, des technischen Könnens und an der Mißachtung und Mißhandlung der Natur. Man opfert diese, die Grundlage aller Erhebung für Geist und Gemüt, der Erleichterung und dem Behagen des Lebens auf und des selbstsüchtigen Vorteils wegen werden alle Naturschätze, Gottes Geschöpfe, ja — wie der Amerikaner Henry Thoreau seinen Landsleuten vorwirft, — die Gottheit selbst zu Markte getragen. Das Ringen um materiellen Fortschritt und der Neid der Völker um wirtschaftlichen Aufschwung haben die Menschheit so tief sinken lassen und einen Vernichtungskrieg entzündet, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Die Geschichte — ein Blick auf südliche und östliche Länder — lehrt, daß das lange Fortschreiten der menschlichen Kultur und ihr Niedergang die Natur der Länder verödet. Wir gehen denselben Weg und wohl keine Zeit hat rücksichtsloser gegen die Naturschätze gewütet als die unsrige. Die Naturschutzbewegung ist eine zeitgemäße Auflehnung gegen diesen Gang, und die Erkenntnis, wohin dieser führt, gibt dieser Bewegung immer größere Verbreitung.

Es wäre überflüssig, den Wert und Einfluß der Natur auf die höheren Ziele der Menschheit, für Wissenschaft und Kunst, und die Notwendigkeit ihres Schutzes hier

nochmals zu begründen. Eine Reihe vortrefflicher Aufsätze in unsern „Mitteilungen“ der letzten Zeit haben diese Fragen erschöpfend behandelt; ja, das Bestehen und die ganze Tätigkeit unseres Vereins ist ein beredtes Zeugnis für den Wert und die Unentbehrlichkeit der Alpengatur.

Und auch deren Schönheit ist ernstlich gefährdet. Einige Andeutungen hiefür dürfte der Leser schon den vorhergehenden Ausführungen entnommen haben. Bald wird uns kein vollständiges Bild mehr erhalten bleiben, wie unsere Bergnatur in ihrer herrlichsten Vollendung einstmals ausgesehen hat. Dies gilt besonders vom Wald und seinem Tierleben, aber auch von den Wässern, den Singvögeln, den Alpenblumen und andern. Ist es nicht ungereimt, so großen und berechtigten Wert auf den Anschauungsunterricht in den Schulen zu legen, während man die Urbilder verkommen und verschwinden läßt? Ein allgemeiner Naturschutz wäre das Ideal. Das ist aber un erreichbar, solange es Eigentum einzelner an Naturgegenständen und selbstsüchtige Menschen gibt und solange auch für den Besitz von Gemeinschaften und des Staates selbst die Ertragswirtschaft in erster Reihe steht. Das Verfügungsrecht beschränkende Schongesetze rufen Widerstand hervor und leiden an den Schwierigkeiten ihrer Handhabung. Gewiß soll „Schonung der Natur“ das allgemeine Mahnwort sein und von allen und überall befolgt werden; aber bis diese Überzeugung Gemeingut geworden sein wird, erübrigt nur, einzelne, wirtschaftlich weniger als landschaftlich oder für die Wissenschaft bedeutende „Naturschutzgebiete“ vom wirtschaftlichen Verkehr und der Ausnützung auszuscheiden.

Diesen Gedanken haben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo jener verkündende Tritt der Menschenkultur über die Erde am raschesten und rücksichtslosesten vorschreitet, die Besten der Nation zuerst in die Tat umgesetzt und die berühmten großen „Nationalparke“ geschaffen. Ihnen folgten andere überseeische Länder und in Europa einzelne deutsche Staaten („Naturdenkmäler“ und Naturschutzgesetze), die Schweiz, Schweden und zuletzt auch Frankreich. In Deutschland und Österreich unternahm es der rührige Verein „Naturschutzpark“ (mit dem Sitz in Stuttgart) gemeinsam mit dem gleichnamigen österreichischen Vereine, Typen der deutschen Landschaft, in der Lüneburger Heide und in den österreichischen Hochalpen als Naturschutzgebiete zu retten.

Für diesen Zweck schien nun, nachdem der erste Versuch im naturschönen Schladminger Untertal an den unerschwinglichen Bedingungen gescheitert war, der Hintergrund des Stubachtals mit der angrenzenden Ammertaler Sd des Felbertales ganz vorzüglich geeignet: eines der naturschönsten Gebiete im Herzen des Urgebirges, noch ziemlich reich an fast unberührtem und — was besonders ins Gewicht fällt — unbelastetem Wald, mit eigenartiger, reicher und noch entwicklungsfähiger Pflanzen- und Tierwelt, ausgestattet mit allen Erscheinungsformen der Hochgebirgsnatur — hohen Bergen, Gletschern, Seen, Wasserfällen — vom großen Verkehr entlegen und doch leicht zugänglich und genügend abgeschlossen und geräumig für die Erhaltung und Entwicklung eines selbständigen Tierlebens. —

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, erwarb der Stuttgarter Verein die gerade damals zum Verkaufe ausgeschriebenen vier Almen der beiden Sdtäler im Flächenmaß von etwas über 1000 Hektar. Diesen Kern umschließt ein im Staatsbesitze befindliches Wald- und Sdland von vielfach größerer Ausdehnung. Wegen langfristiger Pachtung dieses Gebietes traten beide Vereine mit der k. k. Staatsverwaltung in Verhandlungen ein, die dem Unternehmen einen günstigen Erfolg versprachen, und gestützt auf die erhaltenen Zusagen wurde der Kauf der genannten Almen abgeschlossen und konnte der Vorsitzende der Jahresversammlung des Stuttgarter Vereins in Salzburg am 4. Oktober 1913 die Gründung des Unternehmens als gesichert verkünden. Der Abschluß der Pachtverhandlung aber kam durch den Kriegsausbruch zu-



Naturaufnahme von J. Rejuda

Wiegenwald gegen Hohe Riffel und Ralsertauern

Brudmann aut. et impr.

nächst zum Stillstande. Durch diese Zupachtung ärarischer Gründe soll das Schutzgebiet auf eine Fläche von 70—80 Quadratkilometern = $1\frac{1}{4}$ deutsche Viertelmeile erweitert werden und so zu ungefähr gleichen Viertelanteilen Eis- und Schneefelder, kahles Gestein, Wald und Allgrund umfassen. Zwölf Gletscher, vier größere und sieben kleine Hochgebirgsseen fallen in diesen Bereich. Seine Grenzen folgen meistens den Gebirgskämmen, und zwar von der Höhe des Felber Tauerns östlich dem Grate des Höchstegebirgszuges über die Landeshöhe bis zum Kalfer Tauern und zur Sdenwinkel-scharte, dann nördlich über den Johannisberg und Eiser gegen das Rißsteinhorn. Westlich abwärts, dem Laufe des Wurfbaches und der Stubach folgend, geht die Grenzlinie von der Mündung des Sdtales wieder aufwärts längs der untern Grenze des Bärwinkelwaldes und der Gastegalm auf die Höhe des Brustfogels und über den südlichen Ramm der Lüßlstubach zum Glanzgschirr, Glanzscharte, westlich hinab zum Glanzböb'nl und hinauf über den Lärchberg wieder zum Felber Tauern zurück. Ein weiterer etwa erforderlicher Schutzgürtel nördlich bis zur Talenge unterhalb des Ferschbaches würde nur eine Jagdbeschränkung zum Ziele haben, von der Erwerbung der an der Ostseite in das Gebiet fallenden Almen überhaupt abgesehen und nur die Jagd sowie die Erhaltung einzelner Baumbestände hier in Frage kommen.

Es möge noch gestattet sein, auf einige Bedenken, die gegen das Unternehmen erhoben worden sind, einzugehen. Es wurde vor allem auf den Ertragsentgang für die Volkswirtschaft hingewiesen. Dies könnte sich nur auf Almen und Wald beziehen; denn der größte Teil des Gebietes ist nicht wirklich nutzbares Land. Nun gehören aber gerade die vom Vereine gegen ein sehr reichliches Entgelt erworbenen Sdalmen, so vorzüglich sie sich für den angestrebten Zweck eignen, nach sachkundigem Urteil zu den allergeringsten und mindest einträglichen Almen, die ihre Besitzer wegen der sich jährlich steigenden Elementarschäden und unverhältnismäßigen Aufwendungen abzustoßen bestrebt waren. Übrigens beabsichtigt der Verein gar nicht, die besseren Weideflächen, soweit ihr Betrieb sich noch lohnt und das Naturbild nicht beeinträchtigt, aufzulassen, sondern die Almen, wie gegenwärtig, fortzubewirtschaften. Gehört doch das Almleben mit zum richtigen Gesamtbilde des Hochgebirges! Was den Wald betrifft, so handelt es sich um einen zwar außerordentlich naturschönen, aber wirtschaftlich ebenfowenig wertvollen Wald, um solchen, der seiner Höhenlage und Bodenbeschaffenheit nach unbedingten Schutz genießen muß und nicht durch seinen Holzertrag, sondern schon durch sein Bestehen, sein Weben im Haushalt der Natur, seinen Hauptzweck und Hauptwert erfüllt. Überdies hat sich der Verein auch erboten, den den Staatseinkünften entgehenden Holzertrag im Pachtschilling zu vergüten.

Eine Beschränkung des Verkehrs im Tale wird nicht eintreten, da die öffentlichen Wege zur Rudolfschütte und zum Kalfer Tauern sowie von da zum Kapruner Törl offen gehalten werden, die beiden Sdtäler aber bisher von Touristen fast gar nicht besucht worden sind. Auch die Befürchtung, daß schädliche Tiere sich in gefährlicher Weise vermehren könnten, wird durch deren jederzeit möglichen Abschluß widerlegt. In diesen beiden Fragen sowie über die Verwaltung und Überwachung des Gebietes werden das Vorbild des Schweizer Parkes und die dort erst zu sammelnden Erfahrungen die Richtschnur für die Zukunft geben können.

Ein gefährlicher Gegner des Unternehmens hat sich in letzter Zeit durch ein großartiges Projekt der Ausnützung der Wasserkräfte des Tales zur Gewinnung elektrischer Kraft erhoben. Seine Ausführung, die Zerstörung von Wasserfällen und Wald, wäre der Untergang der Naturschönheit. Es wäre wohl die größte Versündigung der modernen Technik an der erhabenen Alpennatur, ein Schlag, der jeden Naturfreund mit Trauer erfüllen müßte. Allein wir hoffen, daß sich ein Ersatz an anderen Orten wird finden lassen, und daß die maßgebende Staatsgewalt vor der Ausführung noch die höheren geistigen und ethischen Werte, die dadurch in Frage gestellt würden,

reißlich erwägen wird. Wir können und wollen uns nicht Zeitnotwendigkeiten widersetzen, aber man lasse uns das Schönste und Erhabenste, was unsere Alpen aufzuweisen haben: Kaprun und Stubach und die unvergleichlichen Krimmler Fälle!

Wir sind überzeugt, die geistigen, gemüthlichen und ethischen Gewinne aus der Verwirklichung des Gedankens eines Naturschutzgebietes sind so unermessbar große und von der Zeit gebotene, daß hiefür kein erschwingliches Opfer zu groß erscheint. In der Rückkehr zur Natur, zu der Hochschätzung dieser Grundlage aller höheren Geistes- und Gemütsbildung liegt die Wiedergefundung und der wahre Fortschritt der Menschheit.

3. Herbstwanderungen im Stubachtale

Zum Tauernwinkel

Im Hochsommer ziehen die Wanderlustigen das Stubachtal aus und ein, der Herbst mit seiner eigentümlichen Schönheit und abgeklärten Ruhe bleibt ihnen zumeist unbekannt. Im Sommer herrscht im Urgebirge das Grün der Matten vor und bekleidet diese Berge bis zu ihren Rämmen und hochragenden Gipfeln, — ein Grün von solcher Frische und Pracht, wie es die Natur nur diesen Hochtälern von Salzburg, Nordtirol und der Schweiz zu eigen gab; im Herbst aber flammt neben dem Saftgrün der Wiesen und Wälder eine Fülle von Farbe und Buntheit auf, und ein bräunlicher Schimmer von fast metallischem Glanz überfliegt die Hochmähder und Rare der Gebirge. In Sonnenglanz und Duft getaucht tönt sich der Berghintergrund ab mit seinen strahlenden Gletschern, deren bläuliche Eiszgründe erst jetzt, vom Schnee nicht mehr verhüllt, recht hervortreten.

Still ist's im Tale. Selten kommt ein Mensch des Weges. Von den Berggehöften schallt der gleichmäßige Takt des Dreschens und der melodische Klang der Gloden des von den Almen heimgekehrten Viehes. Das ist die Stimmung des Herbstes, — ein Bild des Friedens — während doch gar nicht weit drüben überm Tauernkamme der schreckliche Krieg tobt.

Die eigentliche Bergschönheit des Stubachtales beginnt bei der zwei Wegstunden von seinem Eingange entfernten Weitung, in der das letzte ständig bewohnte Gehöft Fellern, das Wirtshäuschen Schneideralm und die Jagdhäuser „im Böd'nl“ liegen. Hier gabelt sich das Tal in zwei Äste: links der Tauernwinkel, durch den es zum Stubach-Ralsfer Tauern geht, rechts die Dorfer Öd (die Herkunft dieses Namens wurde eingangs erklärt). Ein hoher scharfer Berggrat, der am (Stubacher) Sonnblick, 3067 m, vom Tauernkamme abzweigend nördlich bis zur schönen Doppelpyramide der Teufelsmühle, 2508 m, verläuft, trennt beide Täler.

Lenken wir zunächst unsere Schritte auf dem vielbegangenen Wege nach dem Grün- und Weißsee in den Tauernwinkel. Unmittelbar hinter dem Jagdhause beginnt der Anstieg durch den frischen Bergwald, während von den Seiten die Bäche stürzen und im tiefen Grunde die Stubach braust, — jetzt freilich nicht mehr so ungestüm wie im Sommer, wann die Gletscher auftauen. Dieses ewige Tosen der Wässer bildet den Grundton in der großartigen Natursymphonie der Stubach; die Fülle und Schönheit ihrer Wasserstürze sind ihr Stolz und ihre schon durch ihren Namen gekennzeichnete Eigenart. Der Fülle des „stäubenden“ Wassers und der dadurch bedingten beständigen Luftfeuchtigkeit verdankt das Tal auch seinen herrlichen Wald. Die Bäume stoßen nämlich zum allergrößten Teile auf Trümmergestein, Granit und Gneis, das nur wenig Fruchterde zwischen sich birgt. Diesen Mangel ersetzt die große Feuchtigkeit der Luft und sie zaubert jene prächtige Moosdecke hervor, deren beispiellose Üppigkeit an dem Wege zum Enzinger Boden und Grünsee jeden Beobachter in Erstaunen setzt. Blickt man aus der Höhe in diese tiefen Waldgründe, so kann man aus ihnen wirbelnden Wasserstaub gleich Rauchsäulen aufsteigen sehen. Er verteilt sich in der Luft und ist der Erhalter des Pflanzenlebens. Sieht man es doch deutlich, daß dort, wo der Schluß des Waldes durchbrochen und dem Boden die ständige Feuchtigkeit entzogen

wird, die Moosdecke vertrocknet und die Bäume verkümmern, bis das kahle Trümmergestein zurückbleibt, und treffend hat man es „die Leichensteine des alten Hochwaldes“ genannt. Ob wohl jene Vertreter des Forstes, die der geplanten Ableitung der natürlichen Wasserfälle zum Zweck einer elektrischen Kraftanlage zustimmten, die Lebensbedingungen ihres Schützlings richtig erkannt haben?

Für heute verlassen wir den betretenen Pfad, um ein weniger beachtetes Stück, ein wahres Kleinod des Naturparkes zu besuchen. Es ist der auf höherer muldenförmiger Bergstufe (der sogenannten „Wiege“) stehende „Wiegenwald“. In ihn hat die Schlagwirtschaft noch nicht eingegriffen, und er ist als urwaldartiger Bestand erhalten geblieben. Ein verlassener Holzziehweg führt zur „alten Hüttstatt“ hinauf. Hier stand einmal eine Viehhütte; noch sind Mauerreste sichtbar, aber hundertjährige Fichten haben sie mit ihren Wurzeln umstrickt, und die Sage hat bereits ihren Schleier darüber gebreitet: die Sage von der einst ergiebigen Alm „in der Rauchwiegen“, ihren Rindern mit den goldblinkenden Hörnern und ihrem versunkenen Kupferkessel, an dem des Nachts die Hirsche lecken.

Hier beginnt der wunderbare Wald der „Wiegen“. Nun hat der Herbst seine Farbenpracht über ihn ausgegossen. Von dem Dunkelgrün der Nadelbäume hebt sich helleuchtend hier das Goldgelb der Ahorne und der Birken, dort das Hochrot der Vogelbeersrüchte ab; in fahleres Gelb verfärben sich auch schon die vom Farnkraut überzogenen Berghänge, höher hinauf breiten die braune Heide und die herbstlichen Gräser ihre Teppiche und verlieren sich allmählich in die grauen Steinrippen und die weißen Schneefelder. Darüber der tiefblaue Himmel voll Sonnenglanz. Die Halde mit Heidelbeergebüsch, die wir hinaufklettern, hat sich hinwieder ganz in Purpur gekleidet, und wo die Sonnenstrahlen durch ein Blättchen scheinen, glüht es in feurigem Rot wie ein Rubin. — Der Herbst ist der Meister der Farbe. Die ganze Stufenleiter der Farben hat dieser unübertroffene Künstler auf seiner Palette; aber wo er auch die gegensätzlichen nebeneinander setzt, mildert er sie durch zarte Abtönung, den wunderbaren Schmelz und Duft der Septembertage, und alles stimmt zusammen zu einer unendlichen Farbenharmonie.

Unser Steig verliert sich fast in den schwellenden Polstern der Beerenkräuter, der Alpenrosenbüsche und des Moores, und es gehört schon etwas Pfadfinderanlage dazu, sich hier zurechtzufinden. Wir wollen das nicht beklagen; denn gebahnte Wege beeinträchtigen stets den Eindruck des Ursprünglichen in der Natur. Alles sieht ja hier noch so unberührt aus, als hätte da „noch kein Wanderer auch nur seinen Stab geschnitten“. Wer Zwiesprach mit der Natur halten will, der gehe a l l e i n oder höchstens mit einem gleichgestimmten Naturfreunde, aber niemals in größerer oder gar lärmender Gesellschaft; denn dadurch bringt er sich nicht nur um die richtige Stimmung, sondern auch um die Möglichkeit, das reiche Tierleben zu beobachten.

Es herrscht feierliche Einsamkeit auf diesen Höhen und die Stille ist eindrucksvoller als jeglicher Laut. Die lauten Sänger des Waldes sind nun verstummt; nur in Zwischenräumen widerhallt der Forst von dem munteren Schrei der Spechte und dem Krächzen des Zirbenhäher, der jetzt seine Glanzzeit und Ernte an den reifen Zapfen hält und nicht wenig erboht ist über den Eindringling in sein Revier. An der Rinde vieler Stämme kann man sonderbar gleichlaufende Ringe aneinandergereihter Löcher wahrnehmen — sogenannte Spechtringe, im Volksmunde auch Heerenringe —, die der Forstmann der Tätigkeit des großen Buntspechtes zuschreibt, deren Bedeutung aber wissenschaftlich noch nicht völlig klargestellt ist.

Aus dem nächsten Gebüsch wieder flattert plötzlich ein Auerhahn mit schwerem Flügelschlag auf. Und wenn man recht leise auftritt und die Windrichtung günstig ist, kann man an den schütter bewaldeten Hängen der Teufelsmühle zur Rechten ein Rudel Hochwild äßen sehen.

Mit zunehmender Höhe geht der Wald mehr und mehr in einen fast reinen Zirbenbestand über. Dieser schöne, immer seltener werdende Baum des Hochgebirges zeigt sich hier in allen Lebensstufen und mannigfaltigsten Gestalten. Wir bewundern die Kraft und Zierlichkeit seines Aufbaues, die schön geschwungenen Äste und die Fülle seiner buschigen, bläulichgrünen Benadelung. Ein köstlicher Harzduft erfüllt den Wald. Viele der alten Bäume haben den Wipfel durch Sturm und Schneebruch eingebüßt, aber Seitenäste zu Wipfeln aufgerichtet. Dadurch entstehen gabel- und armleuchterförmige Baumgestalten. Halb- und ganzdürre Stämme stehen, lehnen und liegen zwischen den frischen, lebenskräftigen und tragen lange Bartflechten, wie Schleier wehend im Winde. Hier umklammern sie die Steinblöcke mit ihren Schlangengewurzeln, dort stehen sie dichter geschart auf moorigem Grunde, wo ein blauschwarzer Wassertümpel diesen felsamen Wald, das Krummholz an seinem Rande und die schneestreifigen Bergspitzen des Hintergrundes auf seiner glänzenden Oberfläche widerspiegelt. Wo der Bergabhang jäh abbricht und der Fuß des Wanderers zwischen riesenhaften Steinblöcken im tiefen Moose versinkt, ist das Waldbild am ergreifendsten. Das ist wirklich ein Urbestand! Wer vermöchte sie zu schildern diese grenzenlose Macht und Fülle ewigen Schaffens, des Werdens und Vergehens, aber auch die unendliche Zartheit dieser ungebändigten Natur? Man kann sie in Augenblicken des Beschauens fühlen, aber nicht beschreiben; und selbst ein Forscher mit so starkem Naturempfinden wie Darwin konnte seinen Eindruck von einer ähnlichen Erscheinung nur in die allgemeinen Worte fassen: „Von allen Naturszenen, die sich tief meinem Gemüte eingeprägt haben, übertrifft keine an Erhabenheit den von Menschenhand noch unberührten Urwald — ein Heiligtum der Natur, voll der mannigfaltigsten Schöpfungsgebilde der Gottheit. Wer in diesen Einsamkeiten weilt, kann sich nicht einer Ergriffenheit verschließen, sowie der Empfindung, daß mehr im Menschen ist als der bloße Pulsschlag seines Körpers.“

Der Zirbenwald der Wiegen ist — vielleicht von den Urvenbeständen des Engadins abgesehen — wohl der noch größte und schönste in den Ostalpen, jedenfalls etwas Einzigartiges und Unübertroffenes. Wird er uns und der Nachwelt erhalten bleiben?

Die höchste Erhebung der Bergstufe, die sich südlich bis zum Grünsee fortsetzt, der Wiegenkopf, gewährt einen der überraschendsten Ausblicke des Stubachtals. Von hier aus sieht man am besten, wie weitläufig sich dieses Gebiet mit der Erhöhung des Standpunktes des Beschauers entwickelt, wie sich fächerförmig die Täler entfalten, durch deren walddunkle Schluchten die Quellbäche herabstürzen, um sich im Enzinger Boden und im Niederwinkel zur Stubache zu vereinigen, und wie sich darüber die weiten Alpenkare ausbreiten, in der Halbrunde umkränzt von den weißen, firnblinkenden Spitzen: vom Ritzsteinhorn im Osten bis zum Johannisberg, dem großen Ödenwinkelkees und der Scharte des Kalser Tauerns im Süden. Man kann aber beim Anblick dieses Prachtbildes auch recht empfinden, wie notwendig zur vollendeten Alpenschönheit der Wald gehört, und wie der Ausblick aus dem tiefen Schatten des Vordergrundes erst die blendende Pracht des Eises zur vollen Wirkung bringt. Fehlt der Wald, so sind die großartigsten Fels- und Gletscherlandschaften, wie die mancher entwaldeten Hochtäler der Schweiz und Savoyens oder der Schneegebirge Innerasiens, doch nur Bilder ohne Gnade.

Die länger werdenden Abend Schatten mahnen zur Rückkehr. Unterhalb der vorgenannten „alten Hüttstatt“ nimmt uns wieder ein hochstämmiger Fichtenwald auf. Auch ihn hat die Art noch kaum berührt und die Bäume vermodern, wo sie gefallen sind. Es ist feierlich stille, nur die feinen, zirpenden Stimmchen der Meisen lassen sich im Gezweige hören. Da, plötzlich ertönt aus der Ferne ein brüllender Schrei, langgezogen und fast schreckhaft, durch den Widerhall der Bergwände noch vervielfacht. Es ist der Liebes- und Kampfruf eines Hirsches, dessen Brunstzeit eben jetzt beginnt.



Naturaufnahme von J. Netjuda

Mezzotinto Bruckmann

Talschluß der Dorfer Öd

Wieder lautlose Stille. Dann lockt das nahe Rauschen eines Wässerleins vom Wege ab; über Steine und gestürzte Stämme, durch Moospolster und Farnkrautüberschwang. Da tut sich ein reizendes Waldgeheimnis auf: über eine moosbedeckte Felswand schäumt ein Bächlein, in eine Anzahl Wassersträhne aufgelöst, in eine dunkle Schlucht hinab. Fällt das Sonnenlicht am Mittag gebrochen durch die Baumkronen ein, dann erscheint das Wasser des Falles ganz himmelblau. Jetzt aber vergolden die Abendstrahlen nur noch die Stämme, den Wassersturz und das Moos am oberen Rande der Felswand. Ein verklärendes Ausklingen des Sonnentages.

Weiter geht es noch eine geraume Strecke durch den schweigenden, dämmerigen Wald. Seine Ruhe ergreift auch den Wanderer und senkt in sein Gemüt jenen stillen Frieden, den das Getriebe der Menschen niemals zu bieten vermag. Endlich lichten sich die Stämme und auf dem freien Ager verrät Feuerschein und aufsteigender Rauch die gastliche Hütte.

Zu den Glanzseen

Ein hoher, vom Tauernhauptkamm rechtwinklig abzweigender Berggrat scheidet den südwestlichen Ast des Stubachtals, die Dorfer Sd, von dem Felbertale. Seine beherrschenden Höhen sind das Hohe Weil, das Glanzg'schirr und die Schrotwand, seine tiefste Einsattelung ist die Glanzscharte, 2364 m, der unser zweiter Ausflug gilt. Sie ist in 3½ Stunden von der Schneideralm, 975 m, unschwer zu erreichen.

Reich an Abwechslung ist das erste Stück des Weges, aus dem Dunkel des Bärwinkelwaldes oder von der Gasteg-Grundalm am sonnseitigen Gehänge zur Moosegger Hochalm, 1691 m. Er durchquert den alten Fichtenwald und wilde Bachläufe, die im Winter zu Lawinenbahnen werden und deshalb nur das kriechende Erlengebüsch in ihren Einhängen dulden, dann wieder freundliche Weideflächen und Haine alter Wetterbäume. Immer großartiger gestaltet sich im Aufstiege der Hintergrund des Sdtales mit den Landesspitzen, den blinkenden Gletschern und dem über die Wand herabstürzenden Reesbache. Das Bild ist dort am wirkungsvollsten, wo die malerischen Fichten, Zirben und Lärchen seinen Rahmen bilden. Auf einem grünen Bergvorsprünge liegen dann die Hütten der Moosegger Alm, so friedlich und scheinbar so gesichert, daß man kaum begreift, woher die Schneelawine kam, die im letzten Winter den Viehschirm so gründlich weglegte, daß kein Stein und kein Balken auf dem andern blieb.

Von hier geht unser Weg die steilen Grashänge hinauf am Rande des Krummholzes, in dessen Schutz noch einzelne hohe Lärchen und Zirben standhalten, bis zur Meereshöhe von 1850 m. Die Bäume und der Graswuchs haben hier mit dem Gerölle zu kämpfen, das von den aus Gneis und Kalkglimmerschiefer bestehenden Gratwänden abbröckelt und stellenweise ausgedehnte Schutthalden bildet. Zwischen diesen aber erreichen noch gute Weideflächen mit üppigem Graswuchs den Fuß der Wände. Im Frühsommer prangt hier eine reiche und bunte Alpenflora; jetzt aber sind nur spärliche Blüten mehr verstreut, in Gelb und Violett, den Farben des Herbstes.

Gaß bedrückend einsam ist's hier oben geworden und nur das Rieseln der Quellen aus den Steinklüften, das eintönige Gepiep des Bergfinken oder der wehmütige Ruf des Schneehuhnes unterbricht die Stille. Wo die Berglehne schroffer sich abstuft, springen ein paar flüchtige Gamsen durch das Felsgemäuer. In früheren Jahren konnte man noch den Steinadler, den Segler der Lüfte, über diesen Höhen seine Kreise ziehen sehen. Er paßte so recht zu dieser erhabenen Gebirgswelt.

Ein gewaltiges Trümmerfeld aus granitischem Gneis nimmt die Höhe der Scharte ein und erstreckt sich auch jenseits hinab; nur mit Klettern und Springen kann es überschritten werden. Jenseits geht es steil abwärts ins Felbertal über die Glanzalm und durch den Märchenwald der Ammertaler Sd zur gleichnamigen Alm des Vereins

Naturschutzpark. Nördlich von der Scharte steigt die edelgeformte Spitze des Glanzg'schirrs auf, die von der Felbertalerseite über begraste Hänge leicht ersteiglich ist, gegen Osten und Süden aber in prallen Wänden abfällt. Von diesem Gipfel hat man den lohnendsten Einblick in die nahe Glognergruppe und über das in seiner ganzen Ausdehnung sich darbietende Naturschutzgebiet. In dem Trümmermeer der Scharte, am Fuß der zerborstenen Wände des Glanzkopfes liegen zwei merkwürdige Wasseransammlungen: die Glanzseen. Auffallenderweise sind die meisten der Steinblöcke nicht an der Seite der Bergwand, von der sie abstürzen, sondern an der entgegengesetzten Seite des Wassers gegen das Talgehänge angehäuft. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Blöcke auf das Eis fallen, das den größten Teil des Jahres die Seefläche bedeckt, und dann, mit den Eisschollen vom vorherrschenden Westwinde getrieben, an der Ostseite des Sees abgelagert werden.

Über alle Vorstellung düster sind diese Hochseen in ihrer Steinumrandung bei trübem Wetter, wenn die Nebelschwaden um die zerfressenen schwarzen Wände kriechen. Heute aber lacht die warme Herbstsonne in sie herein. In ihrem klaren Wasser spiegelt sich das Himmelsblau und ziehendes Gewölk, und erhebt man sich etwas höher über ihren Rand, so blicken auch die Berghäupter aus dem Gefolge des Königs Großglockner in ihren schimmernden Eismänteln in das Spiegelbild herein.

Dunkel mag die Herkunft der Namen Glanzalmen, Glanzg'schirr usw. erscheinen; aber unzweifelhaft gehören diese beiden kleinen Seen zu den Glanzstüden des künftigen Naturschutzparkes. Sie sind leuchtende Kristalle in seinem Bergfranze.

In die Dorfer Sd

Ein letzter Ausflug führt in den Talschluß der Dorfer Sd — eine dreistündige Wanderung (den Rückweg ungerechnet) — zunächst in mäßiger Steigung über Weideböden zwischen Steingetrümmer am rauschenden Forellenbach entlang und an den zu dieser Jahreszeit schon verlassenen Hütten der Vorderen und Hinteren Sdalm vorüber. Den Hintergrund bilden die schönen Landedspitzen, die Marksteine des Tauerntammes gegen das Land Tirol, und die Gletscher, die sich in seinem Schoß lagern und vom Sonnenlicht herabsinken. Dunkle Nadelwälder, bald alte moosbehangene Fichten- und Zirbenbestände, bald auch nur das dichte, sammetgrüne Krummholz der Kiefer bedecken die beiderseitigen Berggehänge; denn wo der Hochwald verschwunden und die Lehne zum Tummelplatz der Schneelawinen geworden ist, hält nicht leicht ein hochstrebender Baumwuchs mehr stand, und wo einmal die Lawine ihren Gang eingerissen hat, kehrt sie stets wieder, nach dem Volksprüchwort:

Dö Lahn' und dö Brück'
Geh'nt ihr'n alten Strich.

Vor Jahren waren die Wälder noch dichter und die Sd ein Natur- und Waldpark, wie er kaum idealer gedacht werden kann. Allein die geldgierige Hand des Menschen hat hier, wie überall, in den Holzreichtum stark eingegriffen. Dies zeigen die vielen Strünke, das im Bachbett massenhaft zurückgebliebene Splitter- und Astholz und die Spuren verlassener Kahlstätten im Tale. Bei entsprechender Schonung aber kann dieses weltabgeschiedene Tal wieder ein vollendeter Naturschutzpark werden, wie es ja auch jetzt noch eine bevorzugte Zufluchtsstätte des Wildes ist.

Kürzlich soll sich, wie die Jäger erzählen, auf der Sdalm wieder ein Alpenmurmeltier gezeigt haben. Diese munteren Tiere sollen hier einst häufig gewesen, aber im Auftrag früherer Jagdherren, denen sie als Warner der Gamsen durch ihren schrillen Pfiff mißliebig waren, ausgerottet worden sein. Sie dürften sich leicht wieder einbürgern lassen.

Bevor wir aus dem Walde in die Wand des Talschlusses aufsteigen, führt ein schöner Hain alter Fichten, Lärchen und Zirben noch einmal die Waldnatur der

Rampfzone vor Augen. Gerade hier, in der sogenannten Reesau, fällt die schon erwähnte hochstrebende, lanzenförmige Gestalt der nordischen Bergfichte besonders auf. Der starke Bergwind wühlt heute in den Wipfeln und Zweigen dieser Baumriesen, biegt die Stämme wie Halme und zersplittert, was an ihnen morsch ist, und man begreift nun lebhaft, warum diese Vorposten des Waldes, einem Häuflein aus der Schlacht kommender Krieger gleich, die Spuren harten Kampfes an sich tragen. — Nun geht aber der Hochwald in einen mit schwachen, krummen Lärchenstämmchen untermischten Erlenbusch, und dieser bald in einen nur mehr mit Gras und Alpenrosenbüschen bewachsenen Steilhang über, auf dem sich unser Pfad verliert. Hier ist keine Spur eines Baumlebens, obschon es nach der Meereshöhe — 1600 m — noch möglich wäre, mehr zu sehen. Den Grund wird man bald gewahr. Wenn an warmen Tagen dort in der Höhe die Eisgefäße brechen oder, wie eben heute, der Sturm an den verwitternden Felsen rüttelt, dann wird dieser Abhang mit Eis- und Steingeshossen übersüttet. An vielen Stellen zeigt sich das Erdreich aufgerissen oder mit frischem Geröll überdeckt, und kein Punkt dieses Gehänges ist vor Steinschlag sicher. Angstliche mögen im Tale zurückbleiben. Nicht selten sieht man da und dort kopfgroße Steine von den Wänden herabspringen, aufschlagen und im Bogen durch die Luft weiterfliegen oder zerschellen. Der Schall ihres Aufschlages aber wird übertönt vom Losen des Gletscherbaches, der sich zur Seite in prachtvollen Raskaden herabwirft. Oben durchbricht er die Wand in einer finstern Klamme; sein zu Schaum aufgelöstes Wasser wird vom Winde durch die Luft gepeitscht und fällt als Regenschauer nieder, und wenn die Sonne hineinscheint, funkeln die Wasserperlen in allen Farben des Regenbogens.

Ist endlich die letzte steile Wandstufe überwunden, so liegt das flache Becken eines ehemaligen kleinen Sees, vom Bache in mehreren Armen durchschlängelt, vor uns. Glatte, gescheuerte Steinrippen und Moränenwälle zeigen, daß vor nicht langer Zeit noch das Landedkees bis hierher gereicht hat. Auf dem sumpfigen Boden wächst reichlich das Wollgras und auf den höher gelegenen Rasenbändern wuchern Meißerwurz und Enzian. Westlich, je um eine Stufe von 75 m höher, finden sich zwei typische Kesselseen in ödem Steingewirr. Keine der gebräuchlichen Landkarten verzeichnet sie, selbst der Vorbesitzer der Alm, ein Bauer, weiß von ihrem Dasein nur aus der Erzählung seines Schafhirten. Immerhin nimmt der obere, größere See eine Fläche von 2,6 Hektar ein und hat die ansehnliche Tiefe von 30 m. Die Salzburger Professoren Raftner und Fugger haben diese Seen gemessen und in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ (1905) beschrieben.

Der Obere See, 2285 m, ist der landschaftlich bevorzugte. Seine Umgebung bietet alles, was das Hochgebirge an Reizen dort noch hat, wo der letzte grüne Rasenfleck erstorben ist: die braunen Wände, das blendende Weiß der Schneefelder, das Blaugrün der Eisspalten und Bergschründe, die feinen, in die Wolken hineinragenden Spitzen darüber — das alles spiegelt sich in dem schwarzblauen Gewässer, in dem bis spät in den Sommer hinein Eisblöcke, die Reste von Lawinen, schwimmen. Ernst stimmt diese Landschaft und kalt mutet das Trümmergestein in der Runde an. Es besteht aus Granitgneis mit Glimmer- und Chloritiefiefer. Wer Glück hat, kann Bergkristall und Adukar darin finden. Belebend wirkt im Bilde nur das Wasser. Selten trübt seine glatte Fläche im tiefen Kessel ein Windhauch. Heute aber herrscht hier oben der Tauernwind, um die Bergspitzen ballt sich schweres Gewölk und der See wirft schäumende Wellen an die Uferklippen. Im Tale unten, mit seinem schlängelnden Bache, liegt noch Sonnenschein und seine Waldfüllissen erscheinen in tieferen Farben als sonst, in satterem Blau und Violett. Dort weht der Wind warm, wie aus einem Ofen, hier oben aber ist er eifrig kalt. Mit ungestümer Gewalt rast er durch diese Ode, heult um die Wände und Klüfte. Es ist der Frühling, der Vorbote des kommenden Wettersturzes, des herannahenden Winters.

Von Teheran über den Demawend, 5670 m, zum Kaspischen Meer. Von Dr. phil. Georg Babinger

1. Nach dem Chamonix Persiens

Ein dröhnender Kanonenschlag hallte über den weiten Exercierplatz der persischen Hauptstadt und verkündete deren Bewohnern die zwölfte Mittagsstunde, als ich durch das dem Platz gegenüberliegende Tor unserer Niederlassung ritt. Schmetternd warf hinter mir die persische Rosatenwache das schwere Tor ins Schloß — für mich für immer, wie ich damals freilich noch nicht ahnen konnte. Neben mir ritt, oder thronte vielmehr, auf dem mit Reisegepäck, Decken und Proviant beladenen anderen Pferde ein kaum 17jähriger, schwächlicher Perser als tschapardar oder Treiber und Faktotum für die mindestens achttägige Reise ans Kaspische Meer. Erbarmungslos brannte die Juni-sonne auf die Straßen der Stadt, während wir dem Meidan-i-Sup (Kanonenplatz) zuritten. Da hörte ich aus dem Gedränge meinen Namen rufen und eine verhüllte Perserin stand vor meinem Pferde und reichte mir eine höchst ansehnliche Schachtel mit ebenso nützlichem Inhalt heraus. Es war die treue Dienerin einer mir befreundeten armenischen Dame, die mir so den letzten Abschiedsgruß ihrer Herrin überbrachte, wahrlich ein nicht ungefährliches Untersangen für eine Perserin, auf offener Straße mit einem Christen zu sprechen.

Nun galt es noch, ein Paar Steigbügel für meinen Gaul zu erstehen. Ein persischer Sattler, vor dessen Laden ich zu diesem Zwecke hielt, schien eine Ahnung zu haben, daß ich im Begriffe war, für immer den Staub von Teheran von meinen Füßen zu schütteln, denn er verlangte einen so unerhört hohen Preis, daß ich ihm das Zeug, ohne erst lange zu feilschen, einfach in die offene Bude warf. Sein nachbarlicher Konkurrent bequeme sich infolgedessen zu einem vernünftigeren Preis.

Endlich hielten wir vor dem Derwasch Schimran, einem der zwölf Tore der Stadt, wo es noch einige Förmlichkeiten zu erledigen gab. Und während der Beamte sich ängstlich hütete, aus dem Bereich des Torschattens herauszutreten, trabten wir in die in glühender Mittagshize liegende steinige Ebene hinaus. Da nämlich nur einmal wöchentlich von dem kaspischen Hafen Medjedissar ein Schiff abging, mußte ich sozusagen fahrplanmäßig genau in acht Tagen dort eintreffen, wenn ich nicht eine ganze Woche in dem armseligen, fiebergefährlichen Hafen bleiben wollte.

Zur Linken grüßte noch lange der beherrschende Kamm des Seretandjar, 3840 m, hernieder, zur Rechten blinkte das prächtige Jagdschloß des Schah, Ferrabad, herüber, vor uns aber ragte, über alles erhaben, unser nächstes Ziel, die ungeheure, aber noch reichlich 100 km entfernte Schneepyramide des Demawend in die tiefblaue Luft. Doch je weiter wir vorrückten, desto tiefer duckte er sich hinter die ihm vorgeschobenen Berg-rücken, bis er schließlich bei Sorh Hessar (Rotes Schloß, 1350 m) unseren Blicken vollständig entschwand. Auch Teheran war unterdessen in der Blut des westlichen Horizontes versunken.

Hier machten wir nun gegen 5 Uhr die erste Rast vor einem mir von früheren Ausflügen her bereits bekannten Teehause, um nach einer halben Stunde einen Pafsweg hinazureiten, der hinüber führte in das breite Flußtal des Djadgernd. Über diesen selbst schwingt sich in hohem Bogen eine höchst malerische Steinbrücke, von der aus eine breite Furt in das wieder einige Meter höher liegende Dorf hinauf-leitet. Dann ging es neuerdings bergan, über öde Hochflächen, die nur ganz selten

von einigen Lehmhütten mit ein paar kümmerlichen Bäumen bestanden waren. Mittlerweile war längst die Dämmerung hereingebrochen, und obgleich die damit einsetzende Abkühlung auf Mensch und Tier erfrischend wirkte, mußten wir doch allmählich an ein Nachtquartier denken. Wir glaubten, ein solches bei zwei Hütten, zwischen denen der Weg hindurchführte, bereits gefunden zu haben, doch mein „Führer“ hatte sich in dem Platz geirrt. Also neuerdings in den Sattel und im Galopp hinein in die Nacht, über das wellenförmige Hochland. Um ½9 Uhr waren wir endlich an unserem heutigen Ziel.

Eine lange Reihe dunkler Gestalten hockte vor einem langgestreckten Haus, das neben dem Kochplatz nur einige Räume zu ebener Erde mit je einer Türe nach der Straße aufwies. In einem dieser Räume, der absolut leer war und in den ich meine Sachen bringen ließ, sollte ich nun auf dem bloßen Erdboden schlafen. Ich nahm aber darinnen nur mein Abendmahl ein, bestehend aus Tee, Wein, Eiern, Brot und Zwieback und sparte meinen Proviant für die Zeit, in der ich vielleicht nicht mehr so üppig leben konnte. Dann zog ich es vor, in dem nahen, waldähnlichen, von einer Mauer umgebenen Garten meine Hängematte aufzuknüpfen. Dies war, nebenbei bemerkt, die einzige Gelegenheit während mehrerer Tage, daß ich Bäume vorfand, um meine Hängematte daran zu befestigen. Sehr heimlich war es mir in dieser Nacht allerdings nicht zumute, und so lag ich, die ganze Zeit hindurch mit dem Browning in der Hand, in der Matte, ohne mich völlig dem Schlafe zu überlassen.

Beim ersten Morgengrauen ritten wir wieder los, da wir am Abend in Renéh, am Fuße des Demawend, sein wollten. Die Szenerie wurde nun bald interessanter, besonders als wir in der Gegend von Mobarekéh in ein Seitental einbogen, durch das ein Gebirgsbach floss und das dadurch reichlicher mit Laubbäumen und Dörfern, ja sogar teilweise mit grünen Wiesen ausgestattet war. Wohl eine Stunde lang führte nun der Pfad schwindelnd steil in die Höhe, zu einem Joche, von dessen Station die Fahne des persischen Löwen mit der Sonne in das Tal grüßte. Ein herrlicher Blick eröffnete sich von oben auf das vor uns liegende grüne Hochtal von Muscha, das gerade mir, der ich ein ganzes Jahr lang nur mehr die graubraune Steppe der Teheraner Umgebung gesehen hatte, wie ein Paradies erschien, besonders, als sich kurz unterhalb eine frische Bergquelle fand, während man in Teheran das Wasser nur in gekochtem Zustande trinken kann. Zahlreiche Pferde tummelten sich auf dem grünen Plan. In dem Dorfe Muscha, das 2300 m hoch gelegen ist, machten wir im Schatten der Bäume Mittagsrast. Ein Punkt fesselte hier besonders das Auge: zur Linken, auf dem Grat von fast 3000 m Höhe, lugte ein festungsartiger Bau mit einem Turm hernieder, über dem die persische Fahne sich im Winde bewegte. Es war das Imamsadéh Haschim, ein Heiligengrab, zu dem die Schiiten von weither zu pilgern pflegen. Ein hochalpiner Steig führte in zahlreichen Windungen zu seiner lustigen Höhe hinan. Gerippe von Tieren auf dem Wege und abseits davon sagten uns, daß auch hier — wie auf so vielen anderen Karawanenstraßen Persiens — Tiertragödien sich abgespielt hatten, wenn Winterstürme, Sonnenglut oder die letzte gewaltige Anstrengung zu übermächtig geworden waren.

Endlich hielten wir vor den Mauern der heiligen Stätte, um die maderen Pferde verschnaufen zu lassen. Ein frischer Wind strich über den Grat, von dem der Blick südlich bis weit über das Städtchen Demawend hinaus und östlich bis zu jenem Gebirge schweifte, hinter dem die beiden geheimnisvollen Tarseen liegen mußten. Doch der Berg aller persischen Berge war auch hier noch nicht zu sehen. An einer wundertätigen Quelle vorbei, an der ein Bettler Wasser aus einer Schale darreichte, ging es nun wieder abwärts in das Tal von Pebez. Der Weg war äußerst steinig und halbsbrecherisch steil, so daß man sich nicht genug über die Trittsicherheit und Sorgsamkeit der Pferde wundern konnte. Tiefer und tiefer senkte sich der Pfad, links stürzte

ein mächtiger Wasserfall über die himmelhohen Wände, und plötzlich tat sich an einer Biegung des Weges, allgewaltig, übermächtig und alles weit überragend der ungeheure Schneedom des Demawend vor uns auf und baute sich in riesenhafter Größe, 5670 *m* hoch, in den tiefblauen Äther. Mit einem Schlage stand der höchste Berg Trans ganz nahe vor uns. Obwohl der Talboden von Pelur, auf dem wir nun angelangt waren, selbst bereits 2200 *m* hoch liegt, wirkt der Anblick des Berges immer noch überwältigend. In seinen Grundfesten ungeheuer weit ausholend, zieht er seine beiden scharfen, ebenmäßigen Linien schier endlos bis in die bläuesten Tiefen des Himmels. Desto tiefer sank im ersten Augenblick mein Zuversichtsthermometer. Da wollte ich hinauf, noch dazu ganz allein, denn ich wußte, daß sich kein Perser dazu verstehen würde, mitzugehen. Vor der Seebarade von Pelur, wo wir unsere Pferde fütterten, hatte ich nun eine halbe Stunde lang Muße, mich erst an den Anblick des Riesen zu gewöhnen und seine Ersteigungsmöglichkeiten zu erwägen. Als wir aufbrachen, war ich fest entschlossen, alles an seine Bezwingung zu setzen.

Der Saumpfad führte nun um die östliche Flanke des Berges herum, wieder 300 *m* empor, und dann neuerdings abwärts, und zwar in ganz unerhörter Steilheit. Die Umgebung wurde so grauig wild, daß man in unseren Alpen vielleicht vergeblich nach etwas Ähnlichem suchen würde. Rechts stürzten die Wände mehrere hundert Meter fast senkrecht in den Abgrund, aus dem das Tosen des wilden Heraspaisflusses nur mehr dumpf und verworren zu uns heraufdrang. Unter fortwährendem Anrufen des heiligen Imam von Muscha lenkten mein Führer und die drei übrigen Reiter, die wir eingeholt hatten, die Tiere den ganz polizeitwidgegen schlechten Weg abwärts, auf dem manchmal ansehnliche Felsblöcke jedes Vorwärtstommen unmöglich zu machen schienen. Doch unsere Pferde nahmen oder umgingen auch hier wieder mit bewundernswerter Tassficherheit und Geschicklichkeit jedes Hindernis, so daß es uns gar nicht einfiel, abzustiegen, zumal sich meine sonst so praktischen, leichten „quiväh“, persische Zeugschuhe aus einem Stück, auf dem steinigten Boden schlecht bewährt hätten. Besonders fantastisch wirkte das Bild, wenn mein Begleiter, fast senkrecht über mir, den in die Felsen gehauenen Steig herabkam, gelassen wie ein Großmogul, hoch auf dem Gepäcke thronend. An jeder Ecke bot sich ein neues überraschendes Bild. Jenseits an den anstrengenden Hängen nisteten malerisch einige echt orientalische Bergdörfer, alle von silberhellen Gebirgsbächen durchrauscht. In der Schlucht des Heraspaisflusses wiederum erschien jetzt das große Dorf Ast, auf dessen, von hohen Sykomoren eingesäumtem Hauptplatz die Menschen wie Ameisen durcheinandertribbelten. Von unserer schwindligen Höhe sahen wir fast senkrecht in das Leben und Treiben dieses Völkchens hinunter. Warum sie sich wohl da drunten anbauen mochten, wo doch die Sonne, deren Licht so reichlich allenthalben flutete, kaum je hineinzudringen vermochte? Jene hoch über dem abgeschiedenen Dörfe hangenden Siedlungen hatten sich doch auch nicht vor der Sonne versteckt!

Wiederum brach die Dämmerung herein, als wir endlich auf dem grünen Plan des Dorfes Renéh, das Chamonir Persiens, erschienen, von dem aus jedoch der Gipfel des Demawend nicht mehr sichtbar ist. Es liegt malerisch über der Schlucht des Heraspaisflusses in einer Höhe von etwa 1950 *m*. Wir mußten noch durch das ganze Dorf, bis wir an seinem Ende vor einem etwas größeren Hause abstiegen. Zum Abendmahl war hier sogar ein zähes Huhn, sowie Reis, Milch und Eier zu haben, die mir der gesprächige Wirt auf dem Erdboden des Schlafraumes anrichten wollte. Erst mit einiger Mühe machte ich ihm begreiflich, daß er wenigstens eine Kiste als Tisch und einen Baumpflock als Stuhl hereinstellen möchte. Das war aber geradezu eine Luxusausstattung des Zimmers und wurde besonders hoch angerechnet. Während mein Führer mein Lager auf dem Boden ausbreitete, teilte ich ihm mit, daß es morgen auf den Demawend ginge und daß ich für die Dauer dieser Tour seine und

der Pferde Verproviantierung selbst übernehmen würde. Trotz dieser Ersparnis sagte er gar nichts zu meinem Plan, und das war nicht von guter Vorbedeutung. Nach und nach kamen immer mehr Dorfbewohner in mein „Schlafzimmer“, um den Firāngi, wie sie jeden Europäer nennen, zu sehen. Anscheinend kam nur sehr selten ein solcher hier durch. Als mir aber der Pfeifenqualm in meinem Empfangsalon zu dick wurde, zogen sie auf meine diesbezügliche Bemerkung gutwillig wieder ab.

Am nächsten Morgen war mein Führer verschwunden, niemand wußte wohin. Der Wirt hatte auf meine Frage nur die ständige, geistreiche Antwort: „Raft biroun Sa'ab“, das heißt: „Er ist fort, Herr.“ Der Hauptgrund seines Verschwindens war mir nun ja ziemlich bekannt, so daß ich nicht sonderlich überrascht war. Die Perser geben nämlich dem Demawend besonders zwei Namen: „Berg des Lichtes“ und „Berg der Geister“, und abergläubisch, wie ein gewöhnlicher Perser ist, hatte mein guter Ramsoun Reihäus genommen. Jedenfalls stand es bei ihm fest, daß ihm der erstbeste der Geister den Kragen umdrehen würde, sobald wir in ihr Reich eindringen, und ich selbst war in seinen Augen sicher ein verlorener Mann. So hatte ich nun zwar zwei Pferde, aber keinen Begleiter, der am Lagerplatz bei den Tieren zurückbleiben konnte. Doch nach einigem Suchen fand sich endlich im Dorfe ein schon ziemlich bejahrter Mann, der sich für 2½ Toman (etwa 10 Mark) bereit erklärte, mich bis zum Lager zu begleiten und dort bei den Tieren zu bleiben, bis ich von oben zurückkäme, „inschalla“ — „so Gott will“ —, vergaß auch er nicht bedeutungsvoll hinzuzufügen.

2. Auf den Demawend

Wir benützten nun zunächst einen kaum merklichen Pfad, der, um die südliche Flanke des Demawend herum, zu einigen Weiden emporleitete. Tiefrote Mohnblumen von nie gesehener Größe nickten allenthalben im leichten Morgenwinde, andere unbekannte Kinder der Flora von prächtiger, violetter Farbe prangten überall am Wege. Alles schien der großzügigen Natur hier angepaßt. Auch eine Eidechsenart von unerhörter Größe war zahlreich vertreten. Unsere Rösser schnupperten jedesmal neugierig auf sie los, wenn sie sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brachten. Auch erwiesen sich unsere Gäule hier als Obergenießer und Botaniker ersten Ranges. Unter der Menge der seltenen Gräser, die es hier gab, hatten sie es immer auf die duftigsten und saftigsten abgesehen und mit Rennermiene fahndeten sie nach ihnen und fanden sie auch bald heraus. Wir ließen sie meist gewähren, da wir für den ersten Tag reichlich Zeit zur Verfügung hatten und ich mich gerne ungestört in den Anblick der großartigen Natur vertiefte. Da stürzte plötzlich hinter mir das Pferd mit dem Gepäc. Die Sache sah sehr böse aus, da das Tier zwischen zwei große Felsblöcke eingeklemmt war und wütend um sich schlug, als es trotz wiederholter Versuche nicht wieder in die Höhe kam. Erst nachdem wir das Gepäc samt dem persischen Sattelzeug abgebunden hatten, brachten wir das zitternde Tier wieder auf die Beine. Es hatte zum Glück weiter keinen Schaden genommen, dafür aber waren, wie ich später entdecken mußte, meine sämtlichen photographischen Platten, die ich vom Dorfe her mitgenommen hatte, zerschlagen. Passende Films waren nämlich in Teheran nicht zu haben gewesen. Damit war leider die photographische Ausbeute der Besteigung selbst für immer zunichte gemacht. Aber je höher wir kamen, desto mehr schwellte sich meine Brust vor Unternehmungslust. Die Luft war angenehm warm. Eine durch nichts unterbrochene Stille herrschte im weiten Bereich. Ein Sonntag ist's, Sonntag ist's in der Natur, Sonntag ist's im Gemüt, in der Seele. Ein Kirchenfriede liegt weithin ausgebreitet und ich glaube leisen Glockenton aus den Tälern zu vernehmen wie in den unendlich fernen heimatlichen Bergen. Es ist ein Tag des Herrn, der sich selber feiert in einer der seltsamen Regionen seiner wunderreichen Welt.

Der Demawend erschien erst, als wir auf einen Bergrücken übergingen, der, sich

verengend, allmählich auf das Hauptmassiv zulief. Diesen verfolgten wir eine geraume Zeit, bis er für die Tiere zu steil wurde und wir uns deshalb neuerdings an den niedrigen Steinwällen entlang aufwärts wandten, die große Weidegebiete einsäumten. Hier verlor sich nun die Wegspur völlig. Längst zogen wir beide unsere Pferde hinter uns her, da sie, infolge der Weglosigkeit etwas unsicher geworden, nicht mehr recht vorwärts wollten. Möglicherweise machten sich bei ihnen auch schon die Beschwerden der ungewohnten verdünnten Luft etwas bemerkbar. Doch nun konnte auch unser „chanéh“, zu deutsch „Haus“, nach der Vermutung meines Führers nicht mehr weit entfernt sein. Tatsächlich langten wir gegen 5 Uhr am unteren Ende eines Schneefeldes an, unter dem ein Bächlein hervortrat und sich in einem kleinen Becken sammelte. Wir mochten uns in einer Höhe von etwa 3600 m befinden.

Ein Haufen größerer und kleinerer Felsblöcke lag umher. Das war also das „Haus“, in dem wir zwei Nächte schlafen sollten. Es mußte eben erst gebaut werden, wie mir mein Führer auf meine etwas unsichere Frage bedeutete. Wir ließen nun die Pferde frei und machten uns ans Werk, aus den Steinen einen runden Wall aufzuhäufen, in dem wir wenigstens gegen den Ostwind einigermaßen geschützt waren. Mein Führer entwurzelte sodann mit einem Stock, an dem sich eine Haue befand, eine gewaltige Menge der allenthalben wuchernden großen Distelfrüchte, mit denen wir teilweise die Lücken in unserem Mauerwerk ausfüllten, während wir den anderen Teil für ein uns angenehm erwärmendes Feuer verwendeten, an dem wir uns zugleich heißen Tee bereiteten. Bald kroch ich unter eine Decke, um nach meinen Platten zu sehen, wobei ich die bereits erwähnte, fürchterliche Entdeckung machte. „Ci mikunid, Agha?“ „Was macht Ihr, Herr?“ — konnte sich mein guter Alter draußen nicht enthalten zu fragen. Aber ich konnte es ihm ebensowenig begreiflich machen, und so mochten in seinem armen Gehirn die sonderbarsten Vorstellungen sich kreuzen, zumal bei den Persern, wenigstens auf dem Lande, Photographieren und Zauberei noch ziemlich gleichbedeutend sind. So schüttelte der Alte denn auch ein um das andere Mal bedenklich den Kopf. Lange Zeit war ich noch mit allen möglichen Vorbereitungen beschäftigt, während mein Perser einen Topf Tee nach dem andern braute und sein Pfeiflein nicht kalt werden ließ. Längst schon wölbte sich ein prachtvoller Sternenhimmel über unserer Einsamkeit, als wir endlich das Feuer verglimmen ließen. Dann bettete sich jeder in der Grube, so gut als es eben die Umstände zuließen. Aber lange noch war an Schlafen nicht zu denken. So oft ich die Augen öffnete, erschauerte ich vor der Pracht nie gesehener, wundervoller Sternbilder, die sich über mir bis tief zum Horizont hinab aufgetan hatten. Die Nacht war von seltener Durchsichtigkeit und oasenklar. Anderseits war es auch die Spannung vor den kommenden Ereignissen, denen ich nun ganz allein entgegengehen sollte, die mich noch lange wachhielt.

Es mochte gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr morgens sein, als ich mich fröstelnd von meinem Lager erhob. Mit einiger Mühe brachte ich auch meinen in ein Schaffell gehüllten Gefährten auf die Beine, um mir heißen Tee machen zu lassen, voraussichtlich das letzte warme Getränk für die nächsten 24 Stunden. Bald prasselte das kaum verglommene Feuerchen von neuem zum nächtlichen Himmel. Um 2 Uhr suchte ich sodann beim Laternenschein meinen Weg an dem Schneefeld vorbei die steinigen Halden hinan. Das Gewicht meines Rucksacks hatte ich von vornherein bei der gewaltigen Leistung, die mir bevorstand, auf das Geringste eingeschränkt. Denn über 2000 m hatte ich hinaufzusteigen und ebensoviel wieder herab. Hatte ich anfangs noch hin und wieder einmal den verlorenen Ton der Glöckchen unserer weidenden Pferde vernommen, so wurde es nun totenstill, je höher ich kletterte. Dabei war es, trotzdem ich von Kopf bis zu Fuß wie ein Eskimo eingehüllt war und dicke Fäustlinge an den Händen trug, bitter kalt. Ich stieg sachte, um meine Kräfte möglichst zu schonen, höher und höher, kreuz und quer, bis ich eine Rippe erreichte, die sich anscheinend von den oberen Partien des

Vulkans herniederzog. Da aber der Morgenwind eisig kalt über sie hinwegfegte, zog ich mich hinter eine schützende Ede zurück, um hier mein Morgenpfeifchen zu schmauchen und in „eisiger Ruh“ das Erscheinen des Tagesgestirnes abzuwarten. Ich mochte mich in etwas über 4000 *m* Höhe befinden. Gegen $\frac{1}{4}$ Uhr bereits lichtete sich der ganze Osten, der Morgenhimmel rötete sich leicht und ging schließlich in flammendes Blutrot über. Und nun schob sich das Tagesgestirn herauf, langsam und doch fast sichtbar höher und höher hinter verschwimmenden Bergkuppen aufsteigend, bis es als ein ungeheurerer Blut- und Feuerball über dem Horizonte in unvergleichlicher Pracht schwebte. Der ganze Osten schien in Flammen zu stehen, der Tag des Weltenbrandes schien angebrochen. In riesigen Feuergarben schossen nach allen Seiten die Lichtstrahlen am Firmamente empor und hinüber bis in die noch dunkelnden Schatten der westlichen Nacht. Doch auch hier siegte die Allbezwingerin bald und der Dom des Demawend erstahlte längst in blendendem Lichte, gleich als erwachte sein einstiges inneres Leben von neuem und als arbeitete der Unterweltschmied Hephaestos wieder an seiner gigantischen Esse, daß die Wände seines Vulkans erglühten. Und ich, das kleine Menschlein an der Felsenede, hatte unwillkürlich das Haupt entblößt vor dem gewaltigen Naturvorgange, der sich hier im Lande des Löwen und der Sonne abspielte. Nur tief drunten an unserem Lagerplatz und noch viel tiefer in den Tälern lagerte noch die Dämmerung, aus der nur leichte Nebel weiß und weich heraufschimmerten.

Auf der mäßig steilen, aber brödeligen Rippe stieg ich nun wieder bergan. Hell klangen meine Tritte in die weite Stille hinaus, denn während sonst die erwärmende Sonne da und dort leises Leben hervorlockt, blieb hier alles gleich totenstill; man schien wahrhaftig in das lautlose Reich der Geister eingedrungen. Die Rippe, die rechts von einer tiefen Schlucht verfolgt wurde, endigte schließlich in weiten Geröllhalden. Damit trat ich vollends in die Schneeregion ein, deren Grenze mit Rücksicht auf die verhältnismäßig frühe Jahreszeit (14. Juni) hier bis etwa 4200 *m* herabreichte, während sie im Hochsommer, abgesehen von einzelnen tiefer hinabgreifenden Schneefeldern, 500 *m* höher hinaufgerückt ist. Obwohl es Mittag 12 Uhr war, war es eisig kalt und der Schnee immer noch gefroren. Ganz langsam, Schritt für Schritt, ging es empor. Erst als ich etwa 5000 *m* erreicht haben mochte, machten sich die Beschwerden der verdünnten Luft deutlicher fühlbar. Dazu stiegen die Schwefeldämpfe, die an mehreren aperen Stellen aus den Rissen hervorquollen, recht unangenehm in die Nase und trugen nicht gerade dazu bei, das Atmen zu erleichtern. Allenthalben stieß ich nun auf Schwefelblöcke, und stellenweise waren ganze Felskronen mit einer gelblichgrünen Schwefelglasur überzogen. Auch der Schnee hatte eine gelbliche Färbung, und zwar um so mehr, je näher ich dem Kraterrande kam. Allmählich mußte ich alle 20 Schritte innehalten, um, das Kinn auf den schweren Stod gestützt und die Beine auseinandergespreizt, Luft zu schöpfen. Bleischwer lag es mir in den Gliedern und eine fast unbefiegbare Schlassucht befiel mich. Ich wußte nur zu gut, daß ich sofort eingeschlafen wäre, hätte ich mich in diesen Augenblicken niedergesetzt. Wiederholt blickte ich zurück, mit dem Gedanken umzukehren, doch jedesmal kämpfte ich diesen Drang nieder und strebte nach kurzer Rast weiter. Aber ich nahm mir fest vor, mich sofort auf einem der mächtigen Schneefelder in tiefere Lagen gleiten zu lassen, sobald mich ein wirkliches Unwohlsein befallen oder ich mich sonst am Ende meiner Kräfte sehen sollte. Doch davon fühlte ich zum Glück noch nichts, wenn auch der Puls beschleunigt und das Gesicht, wie ich im Spiegel sah, merkwürdig fahl und die Lippen etwas blässer waren. Das mochte zum Teil auch auf die Kälte zurückzuführen sein. Endlich war ich an die 5500 *m* Höhe hinaufgekommen, aber auch Stunde um Stunde war verronnen, seit ich bloß die Schneeregion betreten hatte. Das Gefühl für Zeit war mir fast abhanden gekommen. Die Zwischenräume zwischen den Ruhepausen waren immer kürzer und diese selbst immer länger geworden. Nun aber war das Ziel links ganz

nahegerückt und in dem Maße, als ich mich ihm näherte, schwand die Müdigkeit. Wie sich jetzt herausstellte, bestand der Gipfel aus einer Firn- und Felsentrone von 4 oder 5 ziemlich gleich hohen Zaden, die sich nur wenig über den Krater rand erhoben. Auf einen dieser Felsen stapfte ich nun zu.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als ich auf dem höchsten Gipfel Persiens stand. Ein eisig kalter Sturmwind umheulte die öde, menschenferne Bergfeste, wie es schien, von allen Seiten gleich. Und dabei stand die Sonne am fast schwarzblauen Himmel über mir. Alle guten und schlimmen Geister des Demawend schienen in Aufruhr über den sonderbaren Störenfried. Kaum minder aber stürmten die Gefühle in meiner Brust. Noch nie habe ich die überwältigende Macht der absoluten Einsamkeit so verspürt wie hier oben, und ein namenloses, befreiendes Glücksgefühl stieg in mir auf. Eine ganze Welt schien ich unter mir gelassen zu haben, und ich konnte mich auf einem Krater des Mondes wähen. Eine heilige Stimmung, fern von aller Vermessenheit, überkam mich. Erst nach geraumer Zeit wandte ich mich wieder der Wirklichkeit zu. 25 m tiefer, zu meinen Füßen, lag die sanfte Mulde des Kraters, der vollständig mit festgefrorenem Schnee ausgefüllt war. In wenigen Minuten konnte ich ihn überqueren. In einem Umkreis von etwa 100 km lagerten gewaltige Wolkenmauern, so daß ich nicht erst zu versuchen brauche, ein unbeschreibliches Panorama beschreiben zu wollen. Nur durch eine Lücke des ungeheuren Wolkenringes im Norden glaubte ich den Spiegel des Kaspiischen Meeres zu entdecken und sogar einzelne schwarze Punkte auf ihm wahrzunehmen; es konnte aber ebenfогut eine Art Fata Morgana sein. Teheran im Westen war leider nicht sichtbar, wohl aber die Berge der näheren Umgebung der Stadt, von denen aus ich so oft schon den mächtig aufragenden Firn dom des Demawend bewundert hatte. Und so reihte sich auch im Süden und Osten Zug an Zug, ein Bergkamm schloß sich hinter dem andern auf und bestrebte sich, über die Schultern des Vordermannes hinweg den Blick frei zu halten auf den König aller Berge, auf dessen Antlitz es wie eine Ahnung der Ewigkeit ausgegossen liegt. In schier unermesslicher Tiefe ruhten einzelne Täler, doch mit Ausnahme der paar Hütten auf dem Grunde von Pelur war keine einzige menschliche Wohnstätte zu entdecken. Keine Mannigfaltigkeit der Farben erfreut das Auge, aber gerade die ungeheure Gleichmäßigkeit des Tief- und Rundblickes ist von um so erdrückenderer Wucht.

Nachdem ich noch eine Flasche mit meiner Karte in den Schnee gesteckt hatte, machte ich mich nach halbstündigem Aufenthalt an dem merkwürdigen, weltentrückten Ort gegen ½5 Uhr an den Abstieg.

Ein längerer Quergang brachte mich an den oberen Rand eines etwa 300 m hohen steilen Schneefeldes, das drunten in einer Gerölmulde ausmündete. Ich hatte von vornherein beabsichtigt, mich möglichst an die Schneefelder zu halten, und beschloß nun, einfach abzufahren. Leider aber hatte ich übersehen, daß mein massiver Stod ein Aftloch aufwies. Ich stemmte ihn fest zum Bremsen ein und so ging es anfangs in glatter, saufender Abfahrt recht gut hinunter. Plötzlich aber ein Krach, und mein Stod war entwei. Im nächsten Augenblick lag ich auf dem Boden, und mit unverminderter Schnelligkeit ging es abwärts den Felsen zu. Umsonst krallte ich meine Finger in den fester werdenden Schnee ein, daß ich sie blutig riß. Nur soviel konnte ich damit sowie durch blitzschnelle Wendungen des Körpers erreichen, daß ich wenigstens mit dem Kopf immer oben blieb. Aber zu allem Überfluß kamen ein paarmal festgefrorene Stellen, von denen Hände und Bergstiefel wirkungslos abglitten, so daß ich nur so darüber hinwegschof. Nun war ich nur mehr 50 m von den Felsen entfernt. Wenn es mich in diesem Tempo in das Geröll wirbelte, dann konnte die Sache böß endigen. So nahm ich meine äußerste Kraft zusammen, um mich mit den aufgerissenen Fingern festzukrallen, und da kam mir eine kleine Schneemulde zu Hilfe, die ganz weichen Schnee hatte. Hier kam ich denn, nur mehr ein paar Meter vom Gestein entfernt, zum Stillstand.

Als ich wieder auf den Beinen war, fühlte ich mich zwar ganz zerschlagen, aber weiter war glücklicherweise nichts geschehen. Da ich nun keinen Stock mehr hatte, war das die erste und letzte Fahrt. Stundenlang stapfte ich wieder wohlgemut abwärts. Als ich bei Abendanbruch das letzte Schneefeld überquerte und auf die Felsen zuhielt, sah ich ganz nahe und deutlich meinen „Führer“ an einer Felsenede winken. Ich rief ihm zu, er solle nur warten, ich würde sofort kommen. Daraufhin schien er sich hinter dem Felsen niederzusetzen. Doch als ich hinkam, war kein Mensch zu sehen. So laut ich auch seinen Namen rief, nichts rührte sich. Wie sich später herausstellte, hatte er keinen Augenblick den Lagerplatz unten verlassen. So war ich das Opfer einer ganz merkwürdigen Sinnes Täuschung geworden, jedenfalls eine Folge der Überanstrengung und der mächtigen Eindrücke.

Bevor es dunkel wurde, konnte ich noch feststellen, daß ich mich wieder auf der Route befand, die ich für den Aufstieg gewählt hatte. Dann zündete ich gegen 9 Uhr meine Laterne an. Aus gewaltiger Tiefe funkelten an verschiedenen Stellen zwei oder drei Lichtlein herauf, aber ich befand mich noch so hoch, daß ich nicht sicher zu erkennen vermochte, welches das mir nächste und somit das meines Führers war. Doch mein Orientierungssinn verließ mich zum Glück auch hier nicht und ich kam beim Scheine der „Alpina“ immer tiefer und tiefer; aber wenn ich von Zeit zu Zeit genauer nach dem kleinen Lagerfeuer ausspähte, schien es jedesmal wieder tiefer gerückt, und jedesmal narrete mich dieselbe Täuschung von neuem. Abenteuerliche Felsgestalten erhoben sich hier und dort aus dem Boden, phantastische Riesengebilde reckten und streckten sich in den nächtlichen Himmel. Einmal sah ich unweit von mir ganz deutlich eine Gruppe von mehreren Gestalten: eine verhüllte Frau, die ihr Kind säugte, einen Mann, der das Rohr des Kolyons (Wasserpfeife) am Munde hatte, und ein Mädchen, das neben der Mutter kauerte, alle in hochender Stellung, und daneben ein Lasttier. Die Plastik der Figuren war tatsächlich so vollkommen, daß ich augenblicklich kaum mehr wußte, woran ich war, und mir die Mühe nahm, zu der Gruppe emporzuklettern. Aber auch jetzt, bei näherer Augenscheinnahme, war ich verblüfft über die Menschenähnlichkeit der Gestalten, so daß ich mich lebhafter denn je an die Sagen von Strafgerichten in Form von Versteinungen und Verbannungen böser Menschen erinnern mußte. Dazu heulte, während kein Wölkchen am Firmamente stand, der Sturmwind um die Felsen und brachte, besonders wenn er sich in Spalten oder Löchern fing, die seltsamsten, pfeifenden Laute in langgezogenen Tönen hervor. So bedurfte es keiner besonders überreizten Phantasie, um nicht zu vergessen, daß man sich auf dem Berg der Geister befand. Sie spielten mir denn auch weiterhin allerhand Poffen. Wiederholt blies mir der Wind meine etwas schadhaft gewordene Laterne aus, so daß ich sie jedesmal nur mit Mühe und Zeitverlust in irgendeinem Felspalt unter meinem Wettermantel wieder anzünden konnte. Etwas ungemütlicher wurde die Sache noch, als ich auf diese Weise mein letztes Streichholz daransetzen mußte und bald darauf ein Windstoß meine Laterne zum letztenmal auslöschte. So packte ich den ganzen Krepel in den Rucksack, stülpte dafür, da es ziemlich kühl war, die Fäustlinge über die Hände und die Kapuze über den Kopf und stieg nun langsam ohne Licht weiter. Der Mond war zwar noch nicht aufgegangen, aber die Nacht war wie gewöhnlich ziemlich hell und das Gelände im ganzen und großen, wie am Demawend überhaupt, harmlos, so daß ich mit der nötigen Bedachtsamkeit und Umsicht auch ohne Licht hinunterkommen mußte. Ich hatte nur Sorge, mein Führer würde mich, da es schon nach 10 Uhr war, nicht mehr erwarten und das Lagerfeuer ausgehen lassen. Deshalb schoß ich ein paarmal meinen Browning ab, um jenen wach zu halten und von meinem Kommen zu unterrichten. Kurz und scharf durchschnitt der Knall die reine Luft. Dann herrschte wieder allenthalben das große Schweigen, denn auch der Wind war verstummt. Nun verfolgte ich wieder die Rippe abwärts, die links zu einer klaffenden Schlucht abstürzte,

die aus einem Bersten der ganzen Bergrinde hervorgegangen zu sein scheint. So wenig anheimelnd sie mich gerade zu dieser nächtlichen Stunde anmutete, so war sie mir doch als Wegweiserin sehr willkommen, da sich eine Viertelstunde westlich ihres Ausganges unser Lagerplatz befinden mußte. Schon glaubte ich in Hörweite von diesem zu sein, aber nur das Echo der gegenüberdräuenden Felsenwand antwortete auf mein Rufen. Nun stieg ich zu einem kleinen Schneefeld ab, an dessen Ende ein Feuerchen matt hin- und herschlackerte. Als ich endlich bei ihm anlangte, war es bereits im Verglimmen. Es war 11 Uhr nachts. Zunächst kam mir das Ganze etwas eigenartig vor. Ich stieg über den Steinwall in die Grube und erkannte nun meine bereitliegenden Decken und Sachen. Die lange, hagere Gestalt des Alten lag daneben. Bald war er auf die Beine gebracht, um das Feuer von neuem zu entfachen und heißen Tee zu kochen, das erste warme Getränk, das ich seit 2 Uhr morgens über die Lippen brachte. So saß ich noch bis Mitternacht an dem trauten und wärmenden Feuer und ließ die Eindrücke des Tages nochmals an mir vorüberziehen, während ich mir mein Pfeisken schmecken ließ. Hin und wieder drang durch die klare Luft der verlorene Ton des Glöckchens eines der Pferde zu uns herüber, die immer noch irgendwo nach dem spärlichen Gras fahndeten. Da zersprang der Teetopf des Alten über dem Feuer. Die 4 Kran, die ich ihm zur Anschaffung eines neuen gab, nahm er in seiner einfachen, gläubigen Art mit einem dankbaren „Allah didäst“ — „Allah hat es gesehen“ — hin, und dabei wies er mit der Hand zum Himmel. Nun machte ich mein Lager für die zweite Nacht in dem „chanéh“ zurecht, eine Decke als Unterlage und zwei zum Zudecken.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, warf die Sonne bereits ihre ersten schrägen Strahlen auf die Umwallung. Aber ich blieb noch eine volle Stunde liegen, um mich erst etwas zu erwärmen und dabei in den lachenden Morgen zu blinzeln.

Um 9 Uhr waren wir, nachdem wir abgekocht und die Pferde eingefangen, gesattelt und bepackt hatten, zum Abmarsch bereit, der sich auf demselben Weg vollzog wie im Aufstiege. Über die steilsten Partien mußten wir die widerstrebenden und schnaubenden Tiere wieder nachziehen, bevor wir in den Sattel steigen konnten. So langten wir bereits kurz nach Mittag wieder im Dorfe Renéh an, in dem unterdessen für den abhandengekommenen Führer Ersaf aus Teheran eingetroffen war. Von meinen zurückgelassenen Sachen fand sich zum Glück noch alles vor; nichts hatten die Mäuse gefressen, wie sonst der Perser das Verschwinden von Gegenständen zu erklären pflegt. Dafür gab es aber noch eine kleine Auseinandersetzung mit dem Wirt. Der durchgebrannte Ramsoun hatte nämlich seine Zeche zu bezahlen vergessen, und ich sollte nun für alles mögliche aufkommen. Da aber auch der neue Führer zu seiner Sippschaft gehörte, hielt ich mich an diesen, und so wurde die Sache schließlich nach einem mächtigen Aufwand an Worten und Gebärden mit Armen und Beinen zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Nachdem ich noch in den paar Lädchen, die an der zwar nicht halbsbrecherischen, wohl aber fußgefährdenden Dorfstraße lagen, meine Vorräte an Tee, Zucker, Tabak, Kerzen und dergleichen ergänzt hatte, waren wir gegen 4 Uhr nachmittags wieder reisefertig. Bevor wir uns aber in Trab setzten, ließ ich nochmals meine Blicke die ungeheuren Höhen hinanschießen, hinter und über denen der hier unsichtbare Gipfel des Demawend thronte. Unwillkürlich fielen mir dabei die Worte ein, die ich einst im Glöcknerbuche zu Rals las:

Und ob grollend Dir Gewölk den Firn umhüllt
Und donnernd auch der Sturzbach zu Deinen Füßen wühlt,
Ob flammend Dir der Blitz die Felsenstirn umfunkelt:
Dein feierliches Haupt, nur augenblicks verdunkelt,
Spricht, wenn erschüttert gleich, doch überwunden nie
Zu seinem Gründer Gott: Noch steh' ich aufrecht, steh!

3. Von Kenéh nach Mazanderan

Es waren drei volle, gewaltige Tagesritte von früh bis spät, die nun vor uns lagen, denn in drei Tagen mußte ich am Kaspischen Meere sein. Aber guter Dinge, die Brust von Freude über das Gelingen des Hauptteiles der Reise geschwellt, galoppierten wir die weiten Rehren, die zum Flußtal hinabführten, hinunter. Die Landschaft wurde hier höchst romantisch; kühn geschwungene, malerische Steinbrücken überspannten den Fluß, waren aber im übrigen meist von solch polizeiwidriger Beschaffenheit, daß ich da, wo es anging, vorzog, durch das Wasser statt über die Brücke zu reiten. Die Gegend war hier dichter als sonst besiedelt, und die Häuschen und offenen Teebuden, an denen wir vorbeiritten, waren fast ganz unter mächtigen, uralten Platanen versteckt. Rechts und links aber starrten völlig kahle, braune Berghäupter zum Himmel. Wiederum überschritten wir hinter einem moscheeartigen Bau auf kühner Bogenbrücke den hier eng eingezwängten, rauschenden Heraspaißfluß und kamen in die Landschaft Amirieh. Da erschien zur Rechten auf schwindelnd hohen, senkrechten Felszaden die Burgruine von Schendäsch, aus deren titanenhaftem Felsgerüst ein Wasserfall direkt auf das Dorf herabzustürzen schien — ein über alles großartiger Anblick. Die bereits anbrechende Dämmerung verhinderte leider eine photographische Aufnahme des wunderbaren Bildes. Bei dem Dorfe Wanéh, das, wie die meisten Dörfer dieser Gegend, gleich einem Schwalbennest am jenseitigen Berghang angeklebt war, mochten wir uns noch in etwa 1500 m Höhe befinden. Im Gegensatz zu der sonst üblichen Lehmfarbe der persischen Hütten blinkten diese Dörfer in auffallend hellem, freundlichem Weiß zu uns herüber. Nun ritten wir an einigen Höhlen vorbei in eine tiefe, enge Schlucht ein, die an Wildheit und Großartigkeit selbst in der Schweiz ihresgleichen suchen dürfte. Himmelhohe Wände, die, nach oben überhangend, sich stellenweise völlig zu schließen schienen, dräuten zu beiden Seiten auf uns herab. Nur selten mag ein Sonnenstrahl bis auf den untersten Grund dieser furchtbaren Ödnis dringen, durch die sich der Heraspaißfluß donnernd und tosend stürzt, so daß sein Gischt bis zu uns heraufgeschleudert wird. Ein Basrelief in der Felsenwand verklärte uns, daß unter der Herrschaft von Nassr ed-din Schah dieser Pfad durch die Felswildnis angelegt worden ist. An der jenseitigen Wand entdeckten wir noch die Spuren des früheren Steiges, der von geradezu graufiger und abschreckender Wildheit und Gefährlichkeit gewesen sein muß. Hoch droben über dem schäumenden Fluß zog er sich wie ein schmales Band an der Wand hin. Mein Führer sagte mir, daß dieser Steig zahlreiche Opfer an Menschen und Tieren gefordert hat, die in die Schlucht gestürzt sind. Sie ist ungefähr eine Viertelstunde lang. Weiterhin kamen wir an der Karawanserei Lahreh vorbei. An den Berghängen zur Linken erblickte man hier Höhlenwohnungen, deren Türen meist nur durch einen oder zwei Pfähle markiert waren, die senkrecht oder kreuzweise die dunkle Öffnung in der Bergwand versperrten. Zu gerne wäre ich zu einer solchen Höhle emporgestiegen; doch die Zeit drängte. Nochmals ritten wir spät abends zu einem auf einem Felsenkegel gelegenen Dorfe hinauf und dann wieder steil hinunter zum Fluß, bis wir endlich gegen 9 Uhr vor der einsamen, absolut baumlosen Karawanserei Mahmudabad hielten und aus dem Sattel sprangen.

In dem Teerraum war eine Menge schmutziger Gestalten beisammen. Auf meine Frage nach einem Schlafrum bedeutete man mir, daß ich auf dem Dache des Pferdestalles schlafen müsse, ein anderer „Raum“ sei nicht vorhanden. War ich nun schon argwöhnisch geworden, daß mein neuer Führer, der ein ausgesprochenes Galgengesicht hatte, gerade diese abgelegene Karawanserei als Nachtquartier ausgesucht hatte, so wurde ich nun noch mehr stutzig, als ich auf dem Dache schlafen sollte. Aber ich ließ mein Erstaunen nicht merken, da ich den andern die Schadenfreude nicht gönnte, sondern ließ kurzerhand alle meine Gepädstücke auf das Dach schaffen und kletterte dann auf der Rückseite des niedrigen Nebengebäudes an einer abgeschürften Mauerkante

selber hinauf. An den leichten, muldenförmigen Vertiefungen konnte ich nun allerdings erkennen, daß der Platz öfters als Schlafstätte benutzt wurde.

Gegenüber an der nahen Felswand starrten mich groß und schwarz sechs bis sieben Höhlenöffnungen an. Ich beschloß, nachzusehen, ob sie bewohnt waren, und nahm Browning und Revolver mit. Als ich aber den Schein meiner Taschenlampe in die erste Höhle fallen ließ, bemerkte ich an verschiedenen Anzeichen auf dem Boden, daß sie nur mehr gelegentlich als Pferde- und Kamelunterstand benutzt wurden. So verhielt es sich auch mit den übrigen Höhlen, die alle etwa 20 m in die Tiefe und 3 m in die Höhe gehen mochten. In einer davon wechselte ich nun meine photographischen Platten. Dann richtete ich mich auf meiner erhabenen Schlafstätte zwischen Koffern und ähnlichen Verbarrikadierungen aus Gepäckstücken leidlich wohnlich ein. Skeptisch wie ich schon einmal war, wies ich die angebotene Ziegenmilch zurück, und braute mir meinen eigenen Tee. Daß eine Verabredung zwischen meinem früheren und dem jetzigen Pferdespediteur getroffen war, stand fest. Das Verschwinden des einen und das prompte Auftauchen des andern war doch ein wenig verdächtig. Dazu redeten die Leute unter sich einen Dialekt, den ich nicht verstand. So legte ich denn meine beiden Waffen schußbereit zurecht und mich daneben. Ich mochte kaum eine halbe Stunde so dagelegen haben, da näherten sich leise Schritte. Im nächsten Augenblick schwang sich lautlos eine dunkle Gestalt über den Rand des Daches herauf. Im selben Moment ließ ich den hellen Schein meiner Elektrischen auf sie fallen und rief sie an. Es war der Inhaber der Karawanerei selbst. Nach der etwas überflüssigen Frage, ob ich schon schlafe, klagte er mir, er habe seit einiger Zeit recht arges „Stechen“ in seinen Beinen, und ob ich ihm nicht helfen könne. Wenn nun der Mann nicht, um auszukundschaften, da war, und sich die Sache wirklich so verhielt, wie er vorgab, so waren die „Stecher“ entweder seine Flöhe oder Läuse oder er hatte Rheumatismus. Ich empfahl ihm also warme Einreibungen und auf jeden Fall auch gleich Sonnenbäder und gab ihm irgend ein paar Pillen aus meiner Taschenapotheke zu schlucken, denn der Glaube an die magischen Rünste eines Firangi kann bei einem solchen Menschen eine Art Autosuggestion hervorrufen, die Wunder wirkt. So nebenbei ließ ich ihn aber auch gleich meine beiden Schießseifen sehen, vor denen solche Leute, besonders wenn sie sie in der Hand eines Europäers erblicken, einen Heidenrespekt haben. Getrost kroch der Perser nun wieder hinab und ich hatte für den übrigen Teil der Nacht meine wohlverdiente Ruhe.

Nach zwar nicht festem Schlaf, aber doch frisch und neugestärkt, verließen wir am nächsten Morgen in aller Frühe, um 6 Uhr, Mahmudabad, das noch 1080 m hoch liegt. An den Höhlen von Abian vorbei ging es nun gemächlich immer tiefer und tiefer durch die wilde, einsame Hochgebirgslandschaft. Zugleich mit uns war noch eine Karawane von etwa 20 Maultieren unterwegs, die alle mit Waren nach dem Kaspischen Meere schwer beladen waren. Ein halbes Duzend zerlumppte, leichtgeschürzte Perser war mit der Führung der Tiere betraut. Häufig kamen uns nun auch Leute zu Pferde und zu Fuß entgegen. Weiber und Kinder sah man teilweise sogar barfuß oder nur mit leichten Sandalen oder den „quivähs“ bewehrt. Die Anzeichen mehrten sich, daß man sich der großen und ziemlich bevölkerten kaspischen Reisprovinz Mazandaran näherte. So gab es auch in dieser Odnis immer Abwechslung, zumal solche Karawanenzüge nicht ohne bedeutenden Aufwand an Lärm, Geschrei, Pfeifen, Rufen und Singen von seiten der Treiber vorstatten zu gehen pflegen. Das ist so Überlieferung und dem, der sein Gewerbe versteht, zur zweiten Natur geworden, überhaupt eine unerläßliche Bedingung für das Gelingen eines Transportes. Mein eigener Führer hatte mich längst an all diesen Spektakel gewöhnt. Bald war ich nun mitten unter der Karawane, meist aber ihr voraus, da mein waderer Schimmel, wenn ich ihn gewähren ließ, immer vorwärts drängte. Hin und wieder warf ich einigen besonders zerlumpten Pilgern einige

Schahistüde zu, wofür sie mir den Segen Allahs, eine gute Reise, ja womöglich sogar den siebenten Himmel wünschten. Die abgefeimten Mohammedaner wußten ja, daß ich da als Angläubiger doch nicht hineinkommen würde. Die höhersteigende Sonne beleuchtete die Landschaft so grell, daß mir meine Schne Brillen vom Demawend auch hier gute Dienste leisteten. Tropenhelm und Tuch schützten Gesicht und Nacken. Gegen Mittag machten wir in einer Karawanserei halt, die malerisch auf einem Felskegel gelegen war, den ein hoher, chinesischer Turmbau krönte. Alle Augenblicke wurde ich nach der Zeit gefragt. Aber ich hatte mich längst selbst daran gewöhnen müssen, sie nach dem Sonnenstand zu beurteilen, da Salz in meine Uhr geraten war und sie infolgedessen seit Tagen ihren Dienst versagte. Als sie später in Tiflis wieder instand gesetzt war, konnte ich mit Genugtuung feststellen, daß man es durch Übung zu einer ganz erstaunlichen Fertigkeit in jener Art Zeitbestimmung bringen kann.

Nach kaum einstündiger Rast ging es die Allee des Dorfes hinaus und weiter talwärts. Hatten wir eine steile Anhöhe erreicht, so ging es auf der anderen Seite ebenso steil und holperig wieder hinab. So verstrich der ganze Nachmittag. Eben hatten wir wieder einen „Schinder“ erklommen und hielten hoch über dem Fluß Rast, um die Tiere verschlafen zu lassen, als aus der jenseitigen Tiefe ein langer Zug Halbnomaden, die nur im Sommer und Winter ihre Quartiere wechseln, zu Fuß und auf Maultieren unserem Passe zustrebte. Da ein Ausweichen auf dem schmalen Steig unmöglich oder doch höchst gefährlich gewesen wäre, drückten wir uns oben an die Felswand, um jene vorbeizulassen. Voran ritten die Führer auf Pferden. Dann kam ein mindestens hundertjähriger Greis auf einem Maultiere, der von einem zu Fuß nebenhermarschierenden, kräftigen Burschen gestützt werden mußte. Wie er so mit seiner ledernen Hautfarbe und den glanzlosen, eingefallenen Augen breitspurig auf seinem Tiere daherkam, glich er mehr dem reitenden Tod als einem menschlichen Wesen. Hierauf kamen wieder jüngere, sonnenverbrannte, kraftvolle Gestalten und dann etwa 20 Weiber und Kinder. Die ersten des Zuges hatten ihnen bereits zurückgerufen, daß hier ein Firangi unterwegs sei, und so bekam ich nun von den Gesichtern der Weiber leider nicht viel zu sehen, wenn sie auch ihrerseits sichtliche Anstrengungen machten, durch den „schador“ (Schleier) hindurch den Fremden zu mustern. Immerhin ließen sie sich nicht stören, wenn die eine oder andere gerade ihrem Säugling ihre Brüste geboten hatte. Eine unter ihnen hatte als Zeitvertreib für ihr Kind einen bunten Vogel in der Hand. Unter den größeren Kindern fand man merkwürdige, altkluge Gesichter, aber auch sehr hübsche Mädchen und Jungen. Auf einzelnen Maultieren waren Ofen, Pfannen und allerhand Kochgeräte aufgepackt, auf anderen wiederum hatte man Hennen und dergleichen Geflügel bündelweise festgeschnürt, ein drittes und viertes trug gar je ein Schaf oder Lamm auf seinem Rücken. Die übrigen Schafe liefen frei hinter dem Zuge her. Es war wie in einem Rino, als so Bild um Bild des bunten, seltsamen Zuges sich an mir vorbeibewegte, natürlich unter dem üblischen Lärmen und Schreien der Führer und Treiber. Dann tauchten auch wir, die wir nur mit Mühe unsere ungeduldigen Pferde vor gewagten Versuchen hatten zurückhalten können, wieder in die Tiefe hinab. Mein Führer wollte in der nächsten Karawanserei abfattern, doch diesmal bestimmte ich unser Quartier nach der Karte, zumal wir bis zum Einbruch der Dunkelheit noch 3 Stunden hatten. So hielten wir zunächst nur kurze Rast. Einige Leute bemühten sich hier um ein verendendes Pferd, das vergebliche Anstrengungen machte, nochmals auf die Beine zu kommen. Man rief ihnen zu, sie sollten dem armen Tiere doch den Todesstoß geben. Nach einer Stunde, als wir eine Talkrümmung passierten, es war gegen 6 Uhr abends, erblickten wir plötzlich in gar nicht mehr großer Ferne vor uns Wald, richtigen, grünen Wald. Der Urwald von Mazanderan! Wie einst die zehntausend Streiter, die Xenophon über die wilden, unwegsamen Gebirge Kleinasiens führte, beim Anblick des Meeres ausriefen:

Thalatta! Thalatta!, so hätte ich auffjauchzen mögen: Wald! Wald! Endlich wieder der so lang entbehrte und lang ersehnte köstliche Naturschmuck! Ich freute mich wie ein Kind und konnte es kaum glauben, daß das vor uns wirklich Wald sein sollte, wenn auch nur Laubwald, denn Nadelwälder gibt es auch hier nicht. Nun ließ ich kein Auge mehr von dem frischen Grün, bis wir bei einer weiteren Talbiegung den Wald direkt vor uns hatten. Seine Farben waren augenblicklich ganz besonders satt und tief, da die Luft äußerst durchsichtig war und der warme Wind einen unmittelbar bevorstehenden Witterungsumschlag verkündete. Nach ein paar Minuten hatten wir auch schon das dichte Blätterdach des Mazanderaner Urwaldes über uns. So unvermittelt ist hier der Übergang aus der starren, rotbraunen Felsregion in die üppigste Waldvegetation. Ebenso unvermittelt senkt sich das Hochgebirge zu der viel niedrigeren Waldregion ab und läßt bereits hier die Nähe der großen Ebene ahnen. Nun war es aber auch Zeit geworden, die ersten Chininpillen als Vorbeugung gegen das berüchtigte Mazanderaner Fieber zu schlucken. Noch ritten wir nicht lange durch das Gewirr von gewaltigen Stämmen, Gesträuch und Schlingpflanzen hindurch, als es auch schon zu stürmen und regnen anfang. Bald war der ohnehin weiche Boden nur mehr eine Pfütze, in der es nirgends einen Unterstand gab, und bis zur nächsten Ansiedlung waren es noch $1\frac{1}{2}$ Stunden. Natürlich wurden wir allmählich bis auf die Haut durchnäßt. Mein Tropenhelm wurde so mitgenommen, daß ich ihn später auf dem Kaspiischen Meere den Fischen vorwarf und ihn mit der Reisemütze vertauschte. Kurz nach 8 Uhr landeten wir endlich am Ausgang des Tales in die weite Ebene vor ein paar Hütten, die mich in ihrer äußeren Bauart unwillkürlich an die charakteristischen Schwarzwaldhütten erinnerten. Bei heiterem Himmel mußte der Platz inmitten der üppigen Vegetation geradezu idyllisch sein. Jetzt aber troff alles vor Nässe und bis zur ansehnlichsten Hütte mußten sich die Pferde erst durch fußhohen Schlamm und Morast hindurcharbeiten. Ohne viel Zeremonien heischten wir hier Unterkunft. Die Hütte, in der ein halbes Duzend Leute um das Herdfeuer beschäftigt war, bestand nur aus zwei Räumen, von denen der eine Wohnzimmer, Teehaus, Küche, Vorratskammer und Schlafrum zugleich war. Der Schlafrum befand sich auf einem erhöhten Podium in dem einen Viertel der Hütte. Bald hatte ich mich am Feuer halbwegs getrocknet und mir nach eigenem Rezept und unter persönlicher Überwachung aus Eiern und Butter einen leidlich genießbaren Brei herrichten lassen, den ich in einer optimistischen Umwandlung kühn Kaiserschmarrn taufte. Dazu gab es die vielgesuchte, köstlich mundende persische Mast (gestockte Milch) in allerdings weniger ansprechenden, runden Näpfen. Man konnte sich fast in eine Tiroler Sennhütte versetzt wähnen. Auch hier mußte ich wieder als Doktor Eisenbart tätig sein und aus meiner Taschenapotheke heraus heilte ich in erstaunlich kurzer Zeit die unmöglichsten Beschwerden und Gebrechen. Darob wieder ein Schwall von Dankesausbrüchen aus den Surenöffnungen meiner gläubigen Patienten. Dann suchte ich mir einen Platz auf dem Podium aus, über dem das Dach am wenigsten undicht zu sein schien und der mir den größtmöglichen Abstand von den zwei oder drei übrigen alten Muselmännern gewährleistete. Aber, was ich ahnend befürchtet hatte, trat ein: die Moskitos kamen. Es war entsetzlich. Die ganze lange Nacht habe ich so gut wie nicht geschlafen. Am nächsten Morgen erhob ich mich mit einem eigentümlichen Schwindelgefühl, das mich von da ab mehr oder weniger viele Tage bis in den Kaukasus verfolgte. Doch zum Ausbruch eines Fiebers kam es wohl dank der frühzeitig genommenen Chinintabletten glücklicherweise nicht.

Die Bäume troffen noch vor Nässe und Nebel, als wir wieder im Sattel saßen, doch in dem Maße, in dem wir im Laufe des Vormittags dem dichten Wald uns mehr und mehr entwandten, kam auch die Sonne wieder zum Durchbruch. Zahlreiche Wege führten hier kreuz und quer auseinander. Wir hielten uns an den inzwischen breit und mächtig angewachsenen Gebirgsfluß. Der gewaltigste Tagesritt der Reise, der

uns über die Städte Amol und Barfurusch bringen sollte, stand uns an diesem letzten Volltage bevor. Eine unübersehbare grüne Ebene, lauter Reisplantagen, tat sich beim Verlassen der Wälder vor uns auf. Stundenlang ging es nun in Hohlwegen zwischen den mannshohen Gewächsen dahin. Die Luft wurde immer schwüler und machte sich besonders mir, der ich vom Hochplateau kam, durch ihren großen Feuchtigkeitsgehalt ziemlich drückend fühlbar, so daß die Teeflasche, die am Sattelsknopf in jederzeit erreichbarer Nähe baumelte, bald geleert war. Doch nachdem wir verschiedene Furten der wasserreichen Gegend gequert hatten, an die sich die Pferde nur widerwillig heran- und hineinwagten, erreichten wir gegen mittag Amol, die Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft, mit etwa 10 000 Einwohnern. Hier trifft man besonders die typischen fahlen Gesichter und kraftlosen Gestalten der vom Fieber heimgesuchten Bevölkerung. Hitze, Sumpffieber, Moskitos und dergleichen müssen hier den Sommer zu einer wahren Hölle machen. Da es in dem armseligen Städtchen kein Gasthaus gab, ritten wir nach kurzer Rast vor der Bude eines Bäckers wieder weiter. Über die lange Brücke, die den Fluß überspannt, ging es zum Tore hinaus. Im rechten Winkel bogen wir in der Richtung nach Barfurusch ab, das etwa 30 km im Osten lag. Glatt wie Papier dehnte sich wieder die unabsehbare Ebene vor uns aus, im Norden verfinckend in den Dunst des nicht mehr allzufernen Kaspiischen Meeres, im Süden begrenzt von den bewaldeten Ausläufern des Elbursgebirges, von denen wir selber herkamen. Unser spätes Mittagsmahl nahmen wir diesmal vor einer in einer Lichtung inmitten der Reisfelder gelegenen Pflanzhütte ein, während wir die Pferde weiden ließen. Stundenlang ritten wir dann in der heißen Mittagssonne zwischen den hohen Gewächsen dahin, überquerten Furten und Bäche, aber immer gleich endlos weitete sich die Ebene, nur hin und wieder einmal von einer kleinen Ansiedlung unterbrochen. Da und dort war eine armselige Teebarade am Wege errichtet. Endlich entdeckte das spähende Auge in der Ferne eine leichte Rauchwolke als erstes Anzeichen von Barfurusch und bei Sonnenuntergang ritten wir in die Stadt ein. Hier sah ich nach langem wieder europäische Gesichter, meistens Russen. Da es mit meinem persischen Kleingeld zu Ende ging, begab ich mich zunächst zur russischen Bank. Deren Direktor hatte die Freundlichkeit, mir trotz der außerdienstlichen Zeit nicht nur zu wechseln, sondern mich auch noch zu einem Glas Tee in dem prachtvollen Garten des Bankgebäudes einzuladen. So wurde es 8 Uhr, bis ich wieder auf die Straße kam, wo mein Diener geduldig mit den Pferden wartete. Da selbst diese etwa 20 000 Einwohner zählende Stadt kein nur einigermaßen ansprechendes Hotel aufwies, nahm ich das Angebot meines Führers an, bis zu seiner Heimat weiterzureiten, die noch einen Farsach (6 km) von der Stadt auf der Straße nach meinem Endziel lag, zumal ich nicht einmal in Barfurusch die genaue Abfahrtszeit des Dampfschiffes erfragen konnte, so daß ich also möglichst früh am Hafen sein wollte. Nun jagten wir aber in einer Schnelligkeit durch die Straßen der Stadt und durch den Basar, die in einer europäischen Stadt sofortige Verhaftung zur Folge gehabt hätte. Ich hörte nur noch, wie mein Führer hinter mir wiederholt angerufen wurde, wer denn der da vorne sei, daß er noch abends aus der Stadt davon galoppiere, doch die Auskunft hörte oder verstand ich nicht. Schon hatten wir Barfurusch hinter uns. Eine breite, von Bäumen eingesäumte Straße verbindet die Stadt mit ihrem gut 15 km entfernten Hafen Medschedissar. Die Pferde, die den ganzen Weg schon ein paarmal gemacht hatten, schienen genau zu wissen, daß es dem Endziel entgegenging, denn sie griffen aus wie noch nie. Allmählich wurde es ziemlich dunkel und als mich ein Baumast ziemlich empfindlich am Kopfe traf, mußten wir die Tiere mit aller Kraft mähigen. Durch lange, trüb beleuchtete Dorfzeilen, auf denen noch reges, buntes Leben herrschte, und an offenen Teebuden vorüber, vor denen die Perfer rauchend saßen, ging es süd- und seewärts. Nach 9 Uhr abends waren wir endlich am Ziel. Zu meiner Überraschung sah ich unter den im Hause meines Be-

gleiters anwesenden männlichen und weiblichen Personen auch meinen ersten Führer wieder, und nun wurde mir manches klar. Übrigens war ich mit seinem älteren Bruder allmählich sehr zufrieden geworden, und meine mündliche und klingende Anerkennung darüber erfüllte ihn mit aufrichtiger Freude und Dank. Mein Lager schlug ich diesmal im Hofe vor der nur dreiwändigen, also gegen den Hof offenen Wohnstätte der persischen Spediteurfamilie auf. Wenn auch nicht gut, so schlief ich doch besser als die letzte Nacht, zumal nach der gewaltigen Tagesleistung.

Beim ersten Morgengrauen verabschiedete ich mich von meinem Führer, da für den zweistündigen Weg nach dem Hafen sein Bruder seine Stelle übernahm. Zugleich mit uns waren lange, schwer mit Landesprodukten bepactete Maultierkarawanen, anscheinend bereits von Barfurusch her, unterwegs. Die Straße führte wieder durch Laubwälder. Ich sah das Meer erst, als wir nur mehr 1 km davon entfernt waren. Träge schob ihm der Fluß seine braunen Fluten zu. Mein Gaul hielt hier wieder eigensinnig auf das unterspülte Steilufer zu, und als ich ihn deswegen einmal in einiger Entfernung davon züchtigte, kniff er aus. Ich hatte ihn eben verwöhnt. Mit mächtigen Sähen jagte er auf den hohen Uferstrand los, und nur mit Aufbietung der äußersten Kraft gelang es mir, ihn ein paar Meter vor dem Rande noch herumzureißen. Nichtsdestoweniger wurde mir der Abschied von dem waderen Gesellen, der so treu ausgehalten hatte, nicht leicht. Im Hafenbureau erfuhr ich endlich, daß das Schiff erst um 3 Uhr nachmittags abgehen sollte. Doch lieber kam ich einen halben Tag zu früh als zu spät, denn eine achttägige Wartezeit in dem schmutzigen, unansehnlichen und fiebergefährlichen Orte wäre eine Qual gewesen, zumal es ein Hotel nicht gibt. So hatte ich noch Muße, bei einem Haar- und Bartkünstler meinem Gesicht ein halbwegs europäisches Aussehen verleihen zu lassen. Endlich war es Zeit zur Abfahrt nach Krasnowodsk. Ein buntes Völkergemisch von Persern, Armeniern, Tataren, Kosaken, Sarmaten usw. hatte sich dazu eingefunden. Als das Schiff sich gegen die frische, offene See in Bewegung setzte, ließ ich meine Blicke nochmals zurückgleiten nach Süden. Dort hatte sich hinter den Rämmen der Vorgebirgskzüge die unvergleichlich schöne, ebennmäßige und himmelanstrebende Schneepyramide des Demawend aufgetan, die sich in ihrer blendenden Weiße scharf von der Umgebung abhob. Gerade hier von dem tiefliegenden Spiegel des Kaspiischen Meeres aus gesehen, bietet der Demawend einen über alles erhabenen Anblick. Lange noch grüßte er, als Wahrzeichen der ganzen persischen Küste, auf die Fluten herein, bis er endlich als letzter im verdämmernden Meereshorizont versunken war.

Schneeschuhfahrten in den Ötztaler Alpen

❧ Von Dr. Franz Tursky ❧

Es gibt wohl kein anderes Gletschergebiet in den Alpen, das dem Schneeschuhläufer so genussreiche Fahrten und so dankbare Ziele bietet als die Ötztaler Berge. Flache Firnfelder ziehen vielfach bis zu den höchsten Gipfeln empor und die Ferner, die von ihnen zu Tal fluten, sind meist sanft geneigt und weit ausgedehnt, so daß sie dem nordischen Gleitholz allüberall eine sorglose und zugleich flotte Fahrt ermöglichen. Darum sind auch die Ötztaler Hochgipfel, die früher nie oder doch nur selten Winterbesuch aufzuweisen hatten, schon frühzeitig in der Gilde der alpinen Schneeschuhläufer bekannt geworden und sie werden heute von allen, die den Bergsport und Schneeschuhlauf in gleichem Maß lieben, gern aufgesucht.

Ostern! Das ist gerade die rechte Zeit, um das Ende des Winters auf Schneeschuhen in würdiger Weise zu feiern. Und wo anders als im Hochgebirge! Die Tage sind schon lang, das Wetter ist meist gut und die Schneeverhältnisse sind gerade um diese Zeit so günstig, wie man sie im Tiefwinter kaum antrifft. Darum zieht es die Jünger des alpinen Schneeschuhlaufs zu Ostern noch einmal gar mächtig und unwiderstehlich hinaus in ihr hehres Hochgebirge, und es gibt viele unter ihnen, die den Frühlingsbeginn alljährlich auf einem stolzen Dreitausender feiern. Diesen sollen meine Schilderungen zwar vorwiegend gelten, aber ich will auch allen denen von meinen sonnigen Osterbergfahrten im Ötztal erzählen, denen diese Art des Bergsteigens aus eigener Anschauung bisher unbekannt blieb, um in ihren Reihen Anhänger und Freunde der alpinen Schneeschuh-Hochtouristik zu werben.

Wie herrlich war das Osterfest 1914, das ich in der Ötztaler Hochwelt in lustiger Gesellschaft einiger gleichgesinnter Bergkameraden zubrachte! Reizend waren diese Tage, so herrlich und bezaubernd, daß das Gedenken an sie mich heute noch immer in selbiges Empfinden versetzt. Vorbei sind die sorglosen Fahrten über leuchtende Ferner und mit ihnen die hohe Freude dieses genießenden Lebens, aber in meinem Innersten ruhen unvergängliche Bilder, die damals sich meiner Seele einprägten und die mir immer und ewig unvergeßlich bleiben werden. Geschwunden ist alles Häßliche und Unschöne in meiner Erinnerung und als dauernder Gewinn flüchtiger Freuden ist mir ein tiefes Gedenken an jene Fahrten geblieben, das gar oft schon alle die hehren Bilder an mir vorüberziehen ließ, so prachtvoll und schön wie einst in der schnellen Flucht der Wirklichkeit. In wilder Schönheit und mit verschwenderischer Fülle baut Allmutter Natur so wie einst die flimmernde Pracht dieser Hochwelt jetzt wieder vor meinem geistigen Auge auf, und denk' ich an euch, ihr stolzen, sonnumfluteten Gipfel, dann wogt durch meine Seele der Glanz vergangener Freuden, die Sonne entschwundener Lust — so lichtvoll und hell wie in jenen Stunden, wo ich auf euren blinkenden Scheiteln weilte. Ja, ein einziger Gedanke an euch vermag jenes beseeligende Hochgefühl in mir zu wecken, das ich auf euren lichtumflossenen Höhen damals empfand, ein einziges Bild meiner Erinnerung genügt, und schon lebt jene genießende Daseinsfreude neu auf in mir, die mich dereinst beglückend in eurem Zauberbann umfängen hielt. Doch was nützen tote Worte, wenn es gilt, glühendes Leben zu schildern! Meine Gedanken und meine Gefühle kann doch nur der verstehen und nachempfinden, der selbst, so wie ich, von ungezählten Freuden zu erzählen weiß, die er im Winter in den Bergen einstmals erlebte.

**Auffahrt zum Brandenburger Haus
am Resselwandjoch, 3277 m**


Mit meinem langjährigen Bergkameraden Dr. Otto R. von Böhm sowie mit einem ganz jungen Mitglied unserer Wiener alademischen Sektion bestiegen wir am 4. März 1914 frühmorgens in Landed einen Wagen, der uns über Prutz nach Feuchten brachte, um daselbst die Auffahrt zum Gepatschhaus zu beginnen. Wir nahmen im Gasthaus noch einen kleinen Imbiß ein und lernten bei dieser Gelegenheit sechs bayerische Schneeschuhläufer — darunter drei Münchner — kennen, die eine gleiche Durchquerung der Öhtaler Gletscherberge auf ihren Wunschzetteln gesetzt hatten, wie wir. Schnell wurden wir bekannt, und als wir beim Abmarsch unsere Schneeschuhe anschnallten, da hatte uns ein reger Gedankenaustausch einander schon so nahe gebracht, daß jeder Aneingeweihte uns für alte gute Freunde halten mußte. Bei herrlichem Wetter wanderten wir unter der „drückenden Last“ unserer Rucksäcke talein und erreichten kurz vor Einbruch der Dunkelheit das Gepatschhaus, wo wir die Nacht über blieben. Tags darauf hatte das Wetter umgeschlagen, wir mußten in fadenscheinigem Nebelgewölß über den Gepatschferner ansteigen und konnten nichts von all der landschaftlichen Schönheit erschauen, die uns der Vortag so verheißungsvoll in Sonnenglanz ahnen ließ. Unweit der Rauchenkopfhütte wanden wir uns durch das Spaltengewirr eines Gletscherbruches, der recht viel Uchtsamkeit und Vorsicht erforderte, und freuten uns nicht wenig, als wir wieder sicheren Boden unter unseren Füßen fühlten und bald nachher gar die Hütte selbst erreicht hatten. Kaum mehr als eine Seillänge weit konnte man damals im Nebel sehen, und wenn ab und zu das diffuse Schneelicht in den Strahlen der durchdringenden Sonne sich klärte, dann mußten rasch diese kostbaren Augenblicke zur Orientierung benützt werden. Wieder ging es fort über den weit- ausgedehnten Ferner empor, um nur möglichst rasch unser Tagesziel zu erreichen — nach Karte und Kompaß. Einige Spalten wurden gequert; der Schnee, der bisher von feuchtsalziger Beschaffenheit war, wurde immer ungünstiger, ein sicheres und verlässliches Anzeichen dafür, daß wir uns schon der Jochhöhe näherten. Auch die stetige Zunahme des Sturmes in seiner Heftigkeit bestätigte unsere Mutmaßung. In einer Höhe knapp unter 3000 m, die wir barometrisch bestimmten, legten wir so genau als möglich die Richtung auf das Joch fest und steuerten dann ohne Zögern darauf zu. Hartnäckig suchte der schneidende Orkan auf dem harpatischen Schnee gegen uns anzukämpfen, doch für uns gab es kein Zurück. Mit dem Einsatz unserer ganzen Kraft und Willensstärke strebten wir zum Joch empor, und wenn der eisige Sturm noch ärger tobte und seine glühenden Eiszadeln auch noch kräftiger in unsere Gesichter schleuderte, um sein sturmerprobtes Reich gegen uns fremde Eindringlinge zu verteidigen — wir hatten Mut genug, um ihm mit fester Stirn entgegenzutreten und den ungleichen Kampf, den er uns anbot, aufzunehmen und auch zu bestehen. Langsam aber stetig gewannen wir an Höhe. Wenn der Sturm gar zu heftig gegen uns wütete, machten wir halt, um wieder zu Atem zu kommen, und arbeiteten uns so immer höher und höher empor. Der Gletscher nahm immer mehr und mehr an Neigung ab, er wurde eben und gar bald begannen unsere Bretter zu gleiten — wir hatten somit das Joch bereits überschritten und befanden uns auf dem Resselwandferner, daher auch in unmittelbarer Nähe des Brandenburger Hauses. Wir legten wieder die Richtung fest, der wir jetzt zu folgen hatten, und erblickten nach etlichen bängen Augenblicken wirklich bereits das stattliche Haus, das uns einige Tage hindurch beherbergen sollte. Über den harten Firn und die Felsklippen, die diese Hütte gleichsam krönt, stiegen wir, unsere Schneeschuhe geschultert, empor; und selbst jetzt, wo doch der eisige Sturm schon sein Spiel gegen uns verloren hatte, selbst jetzt noch suchte er mit seiner ganzen Wucht diese Felsenburg gegen uns zu verteidigen und machte uns die wenigen Meter, die uns noch von der Hüttentür trennten, recht unendlich. Zum Teil auf den Händen

und auf den Knien kriechend, strebten wir empor und atmeten alle erleichtert auf, als wir in den Winterraum des Hauses eintraten; alles was wir am Leibe hatten, war beinhart gefroren und gänzlich vereist. Rasch richteten wir uns recht gemütlich in der Hütte ein und hatten bald ein Feuer zustandegebracht und die Kochtöpfe in Betrieb gesetzt. Solange der Sturm da draußen wütete, waren wir ja an diese Stätte gebunden und konnten nichts Besseres hier oben anfangen, als geduldig auf Schönwetter warten. Wir hatten ja mehrere Tage lang Zeit, da mußte sich doch einmal die Witterung ändern. So hofften wir und so sollte es auch tatsächlich kommen.

Zwei Tage lang saßen wir untätig und vertrieben uns die Zeit so gut, als es ging, mit Plaudern, Singen und allerlei All, um uns in heiterer Stimmung zu erhalten. Dann schwelgten wir wieder in Zukunftsplänen, die zwar gar nicht zu dem Nebeltreiben paßten, das vor unseren Hüttenfenstern tobte, nichtsdestoweniger aber doch imstande waren, uns gute Laune zu bewahren. Am Gründonnerstagen endlich, nachdem der Luftdruck schon 24 Stunden früher langsam aber stetig zu steigen begonnen hatte, koste zwar der Sturm noch immer so, wie an dem Tage unserer Ankunft, aber das Nebelgewölk war doch merklich lichter geworden. Und siehe da, in den Vormittagsstunden hellte es sich auf; wir konnten endlich ab und zu einen Teil unserer nächsten Umgebung sehen. Rasch wurde alles vorbereitet, gekocht und das Mittagmahl eingenommen, dann traten wir vor die Hüttentür, schnallten unsere Schneeschuhe an und staunten nicht wenig über die reizvollen Bilder, die die Sonne uns in ihrem unbarmherzigen Kampf gegen die jagenden Nebelschwaden vorzauberte. Hier und dort wurde ein Grat, ein Gipfel sichtbar, war aber bald wieder vom Nebel umflossen. Einer Sturmflut gleich brandete das eilende Gewölk an Fels und Firn und zerfiel in ergötzlichem Spiel in seiner eigenen ohnmächtigen Wut. Immer mehr und mehr traten die eisstarrten Berge um uns aus den ziehenden Wolken, immer mehr und mehr belebte die Sonne mit ihren flammenden Strahlen diese stilleinsame Hochwelt vor unseren Blicken. Es waren weisevolle Stunden, die wir da erlebten, ein Wiedererstehen aus Nacht und Nebel — sehnlichst von uns erwartet — vollzog sich vor unseren entzückten, staunenden, bewundernden Augen.

Weißseespitze, 3534 m, □
Hochvernaglwand, 3433 m

Raum hatten wir unsere Schneeschuhe an den Füßen, ging's auch schon dahin, die geringe Höhe zum Kesselwandjoch abfahrend; dort sammelten wir uns wieder alle, um sodann über das oberste Firnbeden des Gepatschferners zum Gipfel der Weißseespitze anzusteigen. Langsam, einer hinter dem andern, fuhren wir auf, und wenn wir auch vielfach in diesem wallenden Nebelmeer oft kaum unseren Vordermann sehen konnten, schweifte doch gleich nachher wieder unser Blick in unbegrenzte Fernen. Wie jubelte es da in uns allen, die wir bisher stets im Nebel umhergeirrt waren, ohne auch nur die benachbarten Gipfel erschauen zu können!

Lüchtig ausgeruht, wie wir waren, nur mit geringem Gepäck auf dem Rücken, drangen wir rasch vor. Sorgfältig nützten wir jede Falte des Gletscherbodens aus, um möglichst mühelos an Höhe zu gewinnen und uns zugleich eine schöne Abfahrtslinie festzulegen. Jetzt schon, beim Aufstieg, freuten wir uns auf den ungehemmten Schuß, der uns in wenigen Minuten vom Gipfel wieder zum Kesselwandjoch bringen mußte.

Wieder hüllte uns fadenscheiniges Nebelgewölk ein, das uns brauend umgaufelte und, von eifigem Nordwind gepeitscht, den Gipfel der Weißseespitze neidvoll unseren Blicken entzog. Und als wir bald nachher auf ihrem Scheitel standen, machten wir eine kurze, recht ungemütliche Rast, in der Hoffnung, daß es uns doch gelingen möchte, einen Augenblick zu erhaschen, der uns einen Fernblick von unserem Standpunkt gönnen würde. Doch wir warteten vergeblich. Allzulange hatten wir ja auch nicht Zeit,

da wir uns doch mit diesem einen Gipfel nicht zufrieden geben wollten. So entschlossen wir uns denn bald zur Abfahrt. Eine kleine Strecke mußten wir noch im Nebel dahingleiten, dann hatten wir schon wieder die sonnbestrahlten Firnflächen vor uns, über die sich unsere Aufstieggspur heraufzog. Nur wenige Minuten dauerte die Fahrt bis auf den ebenen Gletscherboden unweit des Kesselwandjochs und doch wird sie mir immer unvergeßlich bleiben, solange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt. Das war ein körperloses Gleiten in blaue Fernen, ein lustiges Dahinschießen mit dem Wind um die Wette. Vögeln gleich wähten wir uns, die mit ausgebreiteten Schwingen durch die Lüfte kreisen, und wie von unsichtbaren Gewalten getragen jagten wir dahin. Unsere Schneeschuhspitzen durchschnitten zischend den Schnee, bis wir immer mehr und mehr an Geschwindigkeit einbüßten und zuletzt von selbst stillestanden.

Wir hatten den ebenen Firn unweit des Kesselwandjochs erreicht, von dem aus wir jetzt auf die Hochvernaglwand anstiegen. Herrlich war der Rückblick von dieser Abfahrt auf die eben besuchte Weißseespitze! Eben jetzt, während wir ihr den Rücken gekehrt hatten, waren die neidischen Nebel von ihr gewichen, jetzt strahlte sie in sonndurchflutetem Licht zu uns herüber, wie uns fremden Eindringlingen zum Trost. Aber wir freuten uns dennoch der Sonnenklarheit und konnten uns kaum sattsehen an all den seltenen Bildern, die sich uns damals beim Aufstieg auf die Hochvernaglwand boten. Wir wendeten darum auch viel Zeit für das Photographieren auf, um wenigstens soviel als möglich von dieser Hochweltstimmung im Bilde festhalten zu können.

Bis auf den Gipfel konnten wir auch hier wieder mit unseren Brettern vordringen, wenn auch der letzte Teil recht hart und abgewehrt war. Der Rundblick, der sich uns bot, war erhebend schön und ließ uns schon damals eine ganze Reihe von Genüssen ahnen, die wir wenige Tage nachher durchleben durften. Doch wir hielten uns trotzdem nicht allzulange auf, da ein eisig kalter Wind — die Gewähr für andauernd gutes Wetter — die Gipfelraut recht unheimlich machte. Wir legten den Gletscher, den wir langsam gekommen waren, jetzt unheimlich schnell hinab. Gelegentlich dieser Fahrt statteten wir der Zinne, die kaum mehr ist als ein aus dem ewigen Eis emporragender Felskopf, noch einen kleinen Besuch ab, und jagten dann in schwirrender Gleitsfahrt zum Kesselwandjoch hinab, das wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten. Dann ging's zurück ins Brandenburger Haus, wo wir abermals nächtigten,

Weißfugel, 3746 m

Als wir tags darauf — es war Karfreitag — Aussicht hielten nach dem Wetter, ragten all die Hochgipfel um uns in eine kalte, wolkenlos klare Sternennacht empor, gerade das rechte Wetter für unser Vorhaben. Wir kochten rasch ab und verließen bald nach Sonnenaufgang die Hütte. Wie freuten wir uns alle, als wir da in eine gleißende Lichtfülle hinaustraten und die fernsten Spitzen vor uns in rosigem Morgenschimmer erglühnten!

Über den oberen Teil des Kesselwandferners waren wir bald abgefahren, dann ließen wir einen großen Eisbruch links liegen und strebten dem Hintereisferner zu, den wir in einer Höhe von ungefähr 2500 m erreichten. Nach kurzer Rast, da das letzte Stück der Abfahrt steil und anstrengend gewesen, stiegen wir über den langen, sanftgeneigten Ferner empor, stets den Blick auf unser heutiges Ziel gerichtet, im Rücken den höchsten Berg der Ötztaler Alpen, die Wildspitze. Die Schneeschuhwanderung über den Hintereisferner zum Hintereisjoch empor ist eine der schönsten in ihrer Art, die ich aus meiner reichen Erfahrung zu nennen vermag. Sanftgeneigt zieht sich der Ferner empor, inmitten einer urgewaltigen Eiszwelt, die durch ihre trotzig-berückende Schönheit jeden Besucher in Staunen und Entzücken versetzt. Schon wenig unter dem Hintereisjoch, nach einigen Kehren, die die stetig zunehmende Steigung erforderte, ließen wir unsere Bretter zurück, da wir ohne sie gefahrloser die gewaltigen Schneemassen überwinden konnten, die sich den ganzen Winter über hier

abgelagert hatten — allerdings eine mühsame und nicht ungefährliche Arbeit, wenn es sich auch nur um wenige Seillängen handelte. Bei unseren Schneeschuhen hatte ich sowie alle andern, die mit Pickeln ausgerüstet waren, meine Doppelschöde zurückgelassen; knapp unter dem Joch mußten wir auch schon einige Stufen in den harten Firn hauen, die uns dann auf den Grat unseres Berges brachten, dem wir nun folgten. Er wurde bei jedem Schritt schmaler. Links öffnete sich ein blendend weißer, im Feuer der Sonnenstrahlen lodernder Abgrund, rechts eine flimmernde, funkelnde, von Strahlen erfüllte Tiefsel! Wie herrlich war dieser lustige Firnsteg, zu dem wir schon stundenlang sehnüchtig aufgeblüht hatten! Knapp vor dem Gipfel ging's noch über einen plattigen Felsturm empor, hinauf zu sonniger Rast auf diese stilleinsame Höhe, hinauf zur höchsten Stufe einer schaurigen Himmelsleiter, die wir uns selbst in Schnee und Eis schlugen!

Nicht mit Unrecht bezeichnet man unsern Gipfel als die vornehmste Erhebung der gewaltigen Ötztaler Eisberge. Es ist hier, als sei die Unendlichkeit mit einem Male dem menschlichen Auge erschlossen — so überwältigend ist der Eindrud dieses Rundbildes. Berg an Berg reiht sich dem Beschauer zu Füßen und die ganze sichtbare Welt scheint wie ein einziges, großes Gemälde vor ihm aufgerollt. In fernster Ferne noch ragen Berge wie Silbergespinst in den blauen Himmel empor und alle die zahllosen Gletscher zu Füßen fluten gleich mächtigen Strömen zu Tal, dem jungen Frühling dort unten entgegen. Was sich dem menschlichen Auge hier an Urgewalt der Natur offenbart, das vermag meine schwache Feder nicht zu schildern. Gehe, wer kann, doch selbst unsere Wege, um selbst zu sehen und selbst zu fühlen, was wir erschauten und empfanden. —

Ein herrlicher, wolkenloser Sonnentag war es, den wir durchlebten und darum hielten wir uns auch mehr als eine Stunde lang auf dem Gipfel auf. Jeder Bergname, den wir uns zuriefen, weckte alte Erinnerungen in uns, gab es doch so viele gute Bekannte in der Runde, deren bleiche Felsmauern wir einst mit Seil und Kletterschuhen durchstiegen hatten, und so viele gute Freunde, deren blinkenden Eisgrat einst vor Jahren schon unser kühner Wagemut mit dem Pickel bezwungen hatte. Wir standen alle in tiefes Sinnen versunken, gedachten längst entschwundener Freuden und empfanden in diesem Augenblick das Gefühl tiefinniger Dankbarkeit gegen die Berge mächtiger denn je.

Röstliche, monnevollte Gefühle löste diese Gipfelrast in mir aus, Augenblicke, die mir mein Leben erst so recht lebenswert machen, weil sie mein Ich mit ganz seltsamem Glück und tiefster Befeligung erfüllen. Jeder Bürde des Daseins ledig, stand ich da auf himmlischer Höhe, umweht von einem Hauch des Göttlichen in meiner Seele. Ich fühlte ein berauschendes Königsgefühl in mir und empfand gleichsam das Unirdische, das meine Daseinsfreude wie ein zündender Lichtfunken zu himmlischem Feuer entfachte, das auch jezt noch immer lichterloh in mir brennt. All mein heißes Sehnen und Verlangen nach der Bergwelt lernte ich hier verstehen, wie selten noch zuvor — wieder wurde mir so recht klar, warum ich die Bergwelt so über alle Maßen liebe und warum ich stets mit Wort und Tat für sie eintrete, wenn es auch immer noch viele gibt, die verständnislos unserem Beginnen gegenüberstehen, oft gar unser Tun und Handeln verurteilen.

Dann ging's ans Scheiden. Wir packten zusammen und traten den Rückweg an. Den gleichen Grat, der uns heraufgeführt hatte, benühten wir auch wieder zum Abstieg. Über die plattigen Felsen wurde hinabgeklettert und der Pickel trat hierbei wieder in seine Rechte, da wir die Stufen, die wir beim Aufstieg angelegt hatten, fast alle ausbessern mußten. Nicht schneller als es eine vorsichtige Seilverwendung gestattete, verfolgten wir den Grat, der uns wieder zum Hinteretsjoch hinableitete. Nun hatten wir nur mehr eine geringe Entfernung zurückzulegen, um zu unseren Brettern

zu gelangen, und wenige Augenblicke später jagten wir auch schon mit Windeseile über den steilen Firn des Gletschers hinab. Unseren Aufstiegs Spuren folgend, mußten wir vorerst einige Spitzlehren in kühnem Schwunge nehmen, dann ging's schnurgerade dahin — in rasender Eile. Welch ein Gefühl, so gleich einem Pfeil durch die Lüfte zu fliegen, auf gleitenden Schienen, Herr über Raum und Zeit, losgelöst von allem Schweren, Unschönen und Häßlichen auf Erden! In wenigen Minuten legten wir mühelos Strecken zurück, die in der Auffahrt Stunden heißer Arbeit erheischt hatten, und wenn ich dieser herrlichen Fahrt gedenke, die uns so schwirrend durch die winterliche Hochwelt führte, dann jubelt noch heute mein Herz vor Wonne und Entzücken. Nur zu bald war sie zu Ende — wie alles Schöne und Begehrnswerte auf Erden — und aus unüberwindlicher Scheu vor dem bevorstehenden mühsamen Aufstieg zum Kesselwandjoch machten wir eine nicht endenwollende Rast auf dem Hintereisferner, bis wir endlich doch noch die nötige Selbstüberwindung aufbrachten, um den mehr als zweistündigen Anstieg in Angriff zu nehmen. Ohne Murren, eingedenk der sonnigen Stunden, die uns für alle Mühen des Tages reichlich entschädigten, stapften wir hinauf zu unserem gastlichen Bergheim, das wir erst bei Beginn der Dämmerung erreichten. Lange kämpfte noch das scheidende Licht des Tages mit der anbrechenden Nacht, bis diese allen Glanz der flimmernden Eisesherrlichkeit in ihr schwarzes Bahrtuch hüllte. Und als endlich das Licht ganz der Finsternis gewichen war, da erstarb mit ihm auch jeder Ton des Lebens, der tagsüber durch den Donner der Lawinen und das Versten der Eisbrüche in einer urgewaltigen Melodie erklangen — das Zauberreich um uns war gewandelt in eine dunkle Welt des Schweigens. Nur der Mond breitete seinen Glanz über sie aus, so daß der Gipfel, auf dem wir etliche Stunden früher Rast gehalten, in mythischem Schimmer erstrahlte, wie versunken in süßes Träumen. Und über seinem Scheitel ging eben jetzt ein Stern auf: still, groß und leuchtend.

Fluchtfogel, 3514 m

Die Frühstunden des folgenden Tages verwendeten wir zur Ordnung der wirtschaftlichen Angelegenheiten in der Hütte, reinigten gründlich den von uns belegten Winterraum, die benützten Kochgeschirre, machten unsere Eintragungen in das Hüttenbuch, kochten noch ein ausgiebiges Frühstück und brachen erst gegen 10 Uhr vormittags auf. Wir hatten ja keine Eile, es galt nur, dem nahen Fluchtfogel einen Besuch abzustatten und dann zur Vernagthütte abzufahren, die uns als Stützpunkt für die Erstiegung der Wildspitze dienen sollte. Das Guslarjoch, über das der Sommerübergang zu der genannten Hütte führt, ist im Winter immer stark überwächtet, weshalb man eine ein wenig höhere, gegen den Fluchtfogel zu gelegene Einsattelung zur Überfahrt um diese Zeit benützen muß. Dorthin steuerten wir über den sanft ansteigenden Gletscher und hinterließen daselbst unsere Schneeschuhe, sowie den größten Teil unseres Gepäcks, um uns den steilen Firnanstieg zum Gipfel zu erleichtern. Eine Reihe sorgfältig gehauener Stufen legten wir an, um den harten Schnee sicher zu überwinden, und standen eine gute Stunde nach Verlassen des Brandenburger Hauses schon auf dem Gipfel, dessen Abbruch gegen den Vernagtferner zu mit ungeheuerlichen Wächten geziert war. Mit bewaffnetem Auge und einem „Panorama“ in der Hand saßen wir hier im Mittelpunkt der gewaltigen Ötaler Eisberge, von denen die Weißkogel und die Wildspitze als die höchsten Erhebungen ganz besonders hervortraten, die erstere nun bereits ein freudiges Erlebnis in meiner Erinnerung, die letztere damals noch ein heißempfundenes Begehren meiner unersättlichen Gipfelsehnsucht. Lange sonnten wir uns in süßem Nichtstun und blickten hinaus in kristallene Fernen, die sich endlos vor unseren Augen ausbreiteten. Dann stiegen wir wieder in den Stufen hinab, die uns heraufgeführt hatten, und begannen, bei unseren Schneeschuhen angelangt, die Fahrt über



Dr. Otto R. v. Böhm phot.

Abb. 1. Auf dem Hintereisferner (Bild gegen die Wildspitze)



Dr. Otto R. v. Böhm phot.

Abb. 2. Weißtugel und Fluchkogel vom Brochkogeljoch



Dr. Otto R. v. Böhm phot.

Abb. 3. Auf dem Pihtalerjochl



Dr. Otto R. v. Böhm phot.

Abb. 4. Similaun und Umgebung von der Auffahrt zum Brochfogeljoch

den Vernagtferner zur Vernagthütte. Und das war abermals eine Fahrt, die sich würdig an alle andern reiht, die wir in den Ötztaler Bergen durchführten, schön und genussreich zugleich. Rasch kamen wir immer tiefer hinab, und bald mussten wir uns in der Höhe der Hütte befinden. Ein Blick auf die Karte genügte und wir hatten festgelegt, wohin wir uns zu wenden hatten, die Hütte konnte nur mehr unweit von unserm Standpunkt entfernt hinter einer Welle des Firnbodens versteckt liegen. Wir hielten auf dieses Ziel zu und hatten schon recht bald die freudige Genugtuung, der Hütte ansichtig zu werden. Mit dem Alpenvereins-Schlüssel wurde geöffnet, dann ließen wir uns häuslich nieder und bereiteten ein derbes Mahl, Mittag- und Abendessen zugleich, das unsern ausgehungerten Mägen recht gut tat.

Den Rest des Tages verbrachten wir vor der Hüttentür und verplauderten die Stunden aufs angenehmste. Zahllose alte Erinnerungen, an denen wir alle reich waren, wurden aufgefrischt, und die Herrlichkeit der Bergwelt im Sommer und Winter ward in begeisterten Worten gepriesen. Es waren Stunden, die nur der richtig zu werten vermag, der selbst dem Alpinismus so treu ergeben ist wie wir. Von eisigen Stürmen auf schwindlichem Grat sowie von sorglosen Stunden bei sonnigen Rasten sprachen wir mit gleicher Begeisterung, und was wir auch immer an Erlebnissen aus den Bergen erzählten, es erfüllte uns mit stillglücklichem Genießen und seligem Frohlocken. So brach die Nacht herein, ehe wir daran dachten. Wir zogen uns in unser weltfernes Heim zurück und suchten dann auch bald unsere Schlafstellen auf. Alle vorhandenen Wäckeruhren — und fast jeder von uns hatte eine solche — wurden auf 4 Uhr gestellt.

Wildspitze, 3774 m Als wir tags darauf — es war Ostersonntag — die Hütte verließen und die Schneeschuhe vor der Tür unseres Bergheims anlegten, war es noch sternenhelle und klare Nacht. Das mußte heute wieder ein Wetter geben, wie wir es besser für unser Unternehmen nicht wünschen konnten! Just der richtige Tag für die lange Überfahrt von hier nach Sölden! Lustig und guter Dinge traten wir den Weg an und gingen über den nachtharten Vernagtferner empor, dem jungen Tag entgegen, der aus weiter Ferne bereits heraufdämmerte. Höher und höher fuhren wir hinauf, während es mehr und mehr graute. Wunderbares Licht spannte sich allmählich gleich einem Gewölbe über uns aus, die Gletscher und Gipfel erglühnten leuchtend, flammend wie aus ihrem Innern heraus, die geheimnisvolle Welt dieses Eises war von den Rosen der Morgenröte bestreut. Aber bald nachher schon war das farbenreiche Schauspiel der Wiedergeburt des Tages zu Ende, der volle Glanz eines wolkenlosen Sonnentages bestrahlte die schneeige Hochwelt ringsum. Uns trennte nur mehr ein harter Steilhang vom Brochkogeljoch, dem wir uns in zahlreichen Spitzkehren langsam aber stetig näherten. Doch nur mühsam konnten wir den hier beinhart gefrorenen Hang meistern; wir mußten, unsere Schneeschuhe stets kantend, in Serpentinaen emporsteigen, um nicht zurück oder seitwärts abzugleiten. Doch auch dieses Stück des Anstieges ward überwunden und wir fuhren nach Erreichen des Brochkogeljoches über den sanftgeneigten Firn des Tashachferners auf die Wildspitze zu, deren Gipfel schon greifbar nahegerückt war. Wir übersehten einige kassende Spalten, die unsere Anstiegslinie querten, und drangen dann vorsichtig, durch das Seil miteinander verbunden, immer weiter empor, bis wir in einer Höhe von ungefähr 3600 m auf den Grat nach rechts hinaussteuerten, wo wir unsere Bretter wie auch den größten Teil unseres Gepäcks zurückließen. Auf hartem, teilweise eisigem Firn bahnten wir uns mit unseren Pickeln den Weg zum Südgipfel, den wir bald nach Verlassen unserer Schneeschuhe erreichten. Dann folgten wir dem Grat, der von hier zum Nordgipfel leitet und, von mächtigen Wächten geziert, wie ein flimmern-der, blinkender Silbersteg zum Hauptgipfel hinzog. In seiner linksseitigen Flanke,

knapp unter dem Wächtenansatz, drangen wir Schritt für Schritt vor, Stufe um Stufe wurde in das blanke Eis geschlagen. Diese Art des Vordringens zum Gipfel war ungemein anregend, und da die Entfernung zum Hauptgipfel nicht allzu groß ist, bot dieses letzte Stück unseres Anstieges auch eine angenehme Abwechslung. Derartige Pikanterien dürfen einem Gipfel nicht fehlen, der nahe an 4000 m reicht. Nachdem wir knapp vorher noch einen mäßiger geneigten Firnhang gequert hatten, betraten wir über eine kurze, aber überaus steile Firnwand den höchsten Punkt unseres Berges, den Nordgipfel der Wildspitze.

Von den Bergketten der Tauern reichte hier unser Blick bis zu den Eiszirren der Schweiz, im Norden wie im Süden ahnten wir heute hinter den endlosen Bergketten die weitgedehnten Ebenen. Dem irdischen Getriebe völlig entrückt standen wir da, nicht mehr Erdenluft atmend, sondern Himmelsäther schlürfend. Alles um uns war von goldigem Sonnenlicht umflutet und Berg an Berg dehnte sich gleich einem erstarrten, wogenden Meer in die fernsten Fernen, wo sich Himmel und Erde miteinander zu vermählen schienen. Entzückt stiegen unsere Blicke in die Runde, die Gunst des Wetters wird gepriesen, die schier unbegrenzte Gipfelschau bewundert und jeder freut sich ob dieser sonnigen, wonnesamen Rast. Lustig schwatzt alles durcheinander, niemand denkt ans Scheiden, weil jeder gar mächtig das magische Wirken der Allgewalt fühlt, das ihn hier an die Bergkönigin bannt und mit Zaubermacht festhält.

Schönheitsstrunken standen wir auf dem Gipfel, dessen Besuch den Abschluß unserer Stälder Fahrt bilden sollte, und rüsteten nicht ohne Wehmut doch endlich nach fast einstündiger Rast zum Abschied. Mochte uns auch noch so viel zu Tal rufen, mochte uns auch noch manche schöne Stunde dort unten beschieden sein, wir wußten es doch alle genau: Ein glühenderes Leben, ein seligeres Genießen als hier konnten wir dort unten nicht erhoffen. Denn „dann erst genieß' ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute“. — — —

Raum eine halbe Stunde nach Verlassen des Gipfels hatten wir unsere zurückgelassenen Schneeschuhe wieder erreicht. Auf ihnen ging's dann den Taschachferner hinab in rasender Fahrt, bis wir vor einem ausgedehnten Gletscherbruch haltmachten, den wir durchschreiten mußten. Wir seilten uns in drei Partien an und fuhren langsam und vorsichtig den steilen Firn hinab, rechts und links von gewaltigen Klüften eingengt. Raum dem Spaltengewirr entronnen, versorgten wir wieder unsere Seile und jagten auf dem nunmehr sanftgeneigten, spaltenlosen Firn in sorgloser Fahrt hinab, daß der Schnee unter den Gletschienen nur so aufsprühte. Doch bald blühte die eilende Fahrt immer mehr und mehr an Schnelligkeit ein; wir hatten den ebenen Gletscherboden erreicht, der unter dem Mittelbergjoch hingieht und dann in sanfter Neigung zu diesem hinausleitet. Glühend brannte die Mittagssonne auf uns nieder und ließ uns die Last unserer Rucksäcke wieder recht unangenehm fühlen. Doch der Gedanke, daß jenseits des Jochs die tolle Fahrt wieder von neuem beginnen mußte, das Bewußtsein, für diesen Anstieg neuerdings durch eine jauchzende Fahrt entlohnt zu werden, gaben uns Mut und Stärkung. Wir hatten denn auch nach kaum einstündiger Auffahrt das Joch erreicht — der Mittelbergferner lag vor uns. Wie ein weißer Salar zog er sich vor unseren Blicken hinab in weiten Falten, nirgends waren Spalten sichtbar. Wie nun diese weitgedehnte, mäßig geneigte Fläche unseren Brettern wieder Leben und Bewegung verlieh! In ungehemmtem Schuß glitten wir hinunter; jeder suchte sich selbst seinen Weg, wo er den besten Schnee, die flotteste Fahrt zu finden hoffte. Einer wollte den andern an Schnelligkeit übertreffen und so wirbelten wir alle in tollster Fahrt durcheinander. War es einem von uns gelungen, durch besondere „Schneid“ allen andern vorzukommen, so schnellte gleich darauf schon wieder ein anderer saufend an ihm vorbei, der selbst wieder gar bald von einem dritten überholt wurde. So segten wir in ausgelassener Fröhlichkeit den Ferner hinab und standen

erst stille, als wir keine Höhe mehr aufgeben durften, um nicht zur Braunschweiger Hütte wieder ansteigen zu müssen. Im Gänsemarsch geordnet fuhren wir auf diese Los und erreichten sie um 2 Uhr nachmittags.

Hier gönnten wir uns eine längere Rast, kochten Tee, verzehrten fast allen Mundvorrat, den wir noch bei uns hatten, und machten soviel Aufnahmen als möglich. Dann gingen wir wieder weiter und stiegen zum Pöhtalerjochl auf, das wir nach einstündigem Marsche erreichten. Der Rettenbachferner lag vor uns, schon der vierte Gletscher, den wir am heutigen Tage betraten und über den wir nun in das gleichnamige Tal abfahren sollten, um, ihm folgend, nach Sölden zu gelangen. Wie freuten wir uns wieder dieser flotten Fahrt, bei der wir fast 2000 m Höhenunterschied in nicht viel mehr als einer Stunde überwandten! Am Nordrand des Ferners jagten wir hinab im rasenden Schuß, immer tiefer und tiefer dem Tale zu. Kein Stein, kein Baum störte den eilenden Flug, ich wähnte mich fast von höheren Gewalten getragen — so tritt bei solcher Abfahrt das Gefühl des Gleitens zurück. Schon ist das Ende des Ferners erreicht, eine Steilstufe kennzeichnet ringsum dessen Zunge, aber nichtsdestoweniger geht es doch immer weiter in rasender Eile talaus. Die Schneeschuhe knapp aneinander geschlossen, fuhr ich mit atemraubender Schnelligkeit hinab, ohne mich um meine Gefährten zu kümmern, da wir mit dem Verlassen der Gletscherregion auch bereits jegliche Gefahr hinter uns hatten. Vereinzelte Bäume, deren wir nun volle acht Tage lang keine mehr zu sehen bekommen, alle schwerbeladen von der glühenden Schneelast, die der Winter monatelang ihnen aufgebürdet hatte, huschten schemenhaft an mir vorüber. An einigen Almhütten ging's vorbei, die unter dem schneeigen Winterkleid dem nahenden Frühling entgegenträumten, und bald nachher hatten wir bereits die Waldgrenze erreicht. Da war aber der Schnee schon bei weitem nicht mehr so tief und so gut, als wir ihn in den höheren Lagen angetroffen hatten, und oft ging es recht holperig hinab, dem Waldweg entlang, der längs des Baches hinzog. Von einer großen Wiese aus, über die er hinführte, erblickten wir bereits das Kirchlein von Sölden und wenig später schnallten wir bei den ersten Häusern des Ortes die Schneeschuhe ab und gingen zu Fuß in das Dorf hinein.

Alle Pläne, mit denen wir vor wenigen Tagen in diese Berge gezogen, waren geglückt, wir hatten die Durchquerung des Weißkammes in den Ötztaler Fernern durchgeführt, so wie wir sie beabsichtigt hatten.

Auf das entbehrungsreiche Leben in den Hütten folgte nun ein lustiger Abend in dem vortrefflichen Gasthof „Zum Alpenverein“. Nach einem üppigen Nachtmahl mit frischem Bier, nach dem wir uns schon tagelang gesehnt hatten, als wir noch gekochtes Schmelzwasser in den Hütten, zu Tee bereitet, trinken hatten müssen, begaben wir uns zur Ruhe und streckten uns in den wohligen Betten voll Behagen zu langem Schlaf. Mit tiefer Zufriedenheit, mit neuem Lebensmut und stolzem Kraftgefühl kehrten wir alle gern wieder heim in das ewig gleiche Einerlei des Alltags. Aus dem freien Schwärmen durch unbegrenzte Fernen und auf sonnigen Höhen half uns der reiche Schatz herrlicher Eindrücke und Erinnerungen in den engen Wirkungskreis unseres abenteuerfeindlichen Berufes hinüber.

Winter- und Frühlingsfahrten beiderseits des Inns

Von Sepp Zangenfeind

Breit und behäbig, wie seiner Bedeutung wohl bewußt, wälzt der untere Inn seine Wasser durch das weite Tal der nördlichen Tiroler Grenze zu. Dem stolzen Fluß folgt seit altersgrauer Zeit eine Hauptstraße des Völkerverkehrs, auf der im Laufe ungezählter Jahrhunderte eine gar bunte Menge stromauf- und flussabwärts zog. Waffenklirrend sind die römischen Legionen dereinst im breiten Talgrund nordwärts vorgedrungen und der bewaffneten Macht, die deutsche Marken vorübergehend in Fesseln schlug, folgte die römische Verwaltung. Als die Germanen sich in wildem Trotz aufgebäumt, und in den deutschen Wäldern die Römermacht zerschmettert hatten, wurde auch das Innthal wieder von Waffenlärm erfüllt. Aber die Kriegerscharen zogen nun in umgekehrter Richtung: die Römerwelle flutete zurück und deutsche Waffenträger drängten nach, dem sonnigen Süden zu. Jahrhundertelang wogte dann deutsche Kraft südwärts; manches Ruhmesblatt verzeichnet die Geschichte der deutschen Kaiser, die Oberitalien unterwarfen und in manchem Siegeszug die deutsche Faust erobernd niederschmettern ließen. Und zwischendurch und vor allem im Laufe der friedlichen Zeiten, von denen das Kriegsgetöse abgelöst wurde, zog der Kaufherr die vielbefahrene Straße, die Rostbarkeiten welschen Ursprungs den deutschen Städten bringend, die Erzeugnisse deutschen Kunstsinnes und deutschen Gewerbesleißes dem Süden vermittelnd.

Sie alle aber hielten sich strenge an die Straße im Tale. Die ragenden Berge zur Linken und Rechten hatten keinen Reiz für die Fahrenden. Die schroffen Wände der nördlichen Talseite mögen ihnen eher Schrecken eingeflößt, als ihre Aufmerksamkeit erregt haben, die ungeheuren Wälder auf der anderen Talseite bargen dereinst gewiß allerlei Gefahren: Meister Pez hauste dort und in frühester Zeit ritt wohl von mancher Burg manch kühner Schnapphahn zutal, wenn der Wächter das Nahen eines Wagentrosses gemeldet hatte. Der Berge Segen lockte dann da und dorthin fleißige Knappen, und von stolzen Schlössern zogen kühne Weidmänner zu frohem Gejaube; die Wälder wurden gerodet, der Bauer gewann den Boden für seine friedliche Tätigkeit und allenthalben entstanden Dörfer, Märkte und Städte; so ward allmählich das schöne, breite, wohnsame Unterinntal zu einem der gesegnetsten, reichst kultivierten Täler Tirols.

Aber während unten im Tale der fleißige, strebsame Mensch mehr und mehr Besitz von allem urbaren Boden ergriff, blieben die hehren Berge, soweit ihnen nicht der Bergmann kostbare Erze abbaute oder das dem Menschen unentbehrliche Salz abgewann, in stiller Größe einsame Wächter des betriebsamen Lebens an ihrem Fuße. Außer dem pirschenden Jäger kamen nur selten Vereinzelte auf die sonnigen Höhen, für deren Schönheit und Reichtum den Menschen noch der Sinn fehlte. Erst eine verhältnismäßig ganz junge Zeit hat dann der Menschheit das Verständnis für den unschätzbaren Born hehrster Freuden gegeben, als den wir heute die Berge lieben, und neue Scharen beleben nun die alten Heerstraßen, von denen sie ausziehen auf die geliebten Berge und vordringen in alle Seitentäler, mit jauchzendem Glücksjubel die innersten Hochtalwinkel erfüllend.

Und in allerjüngster Zeit sind abermals ganz neue Verehrerscharen den Bergen erstanden: der nordische Schneeschuh hat dem alpinen Winter viele seiner Schrecken genommen und dem Menschen neue, früher ungeahnte, unvergleichliche Schönheiten

der Berge erschlossen. Er hat es auch bewirkt, daß so mancher, sonst von den himmelstürmenden Hochalpinisten kaum beachtete, im Sommer gemüthlich begrünte Gipfel mittlerer Höhe auf einmal hoch zu Ehren kam, und daß so manches stille Tal, das sonst selbst im Sommer nur wenige Besucher sah, im Winter aber völlig von der Welt abgesperrt war, nun auf einmal mit oft gar frohem Leben erfüllt wird.

So zahlreich sind schon die Freunde winterlicher Bergschönheit geworden, daß man sogar die Klage vernimmt, es gäbe jetzt auch im Winter noch kaum mehr einen wirklich stillen Winkel. Aber das ist oft Übertreibung. Die weite Alpenwelt wird wohl niemals ganz von menschlicher Unrast erfüllt sein und man braucht manchmal nur wenige Schritte von den gewohnten Wegen der Menge abzuweichen, um eine -- wenigstens im Winter -- noch fast unberührte Welt zu betreten, wo noch Ursprünglichkeit und jene Stille zuhause sind, die uns in so innige Wechselbeziehungen mit der Natur gelangen lassen.

Eine solche stille Welt sind unter anderen die nur wenig gekannten reizvollen Seitentäler des unteren Inntales, das Alpbachtal, die Wildschönau und die in das untere Brigental mündenden südlichen Talzweige, die Rechsau mit ihren Gründen und das Windautal. Wiewohl unmittelbar von der Heerstraße des Inntales erreichbar, sind diese Täler und ihre im Winter so wunderbaren Schneegefilde doch der großen Menge ganz fremd.

Doch auch sonst vielbesuchte Gebiete vermögen uns noch alle Reize ungestörter Einsamkeit verkosten lassen, wenn wir ihnen in einer Zeit nahen, da der große Strom der Reisenden noch nicht oder nicht mehr flutet. Ich habe dies oft erprobt, und wenn ich in den nachfolgenden Zeilen von „stillen Bergen des Unter-Inntales“ erzähle, so kann ich der Schar in ruhevoller Verlassenheit träumender Berge am rechten Innufer auch die Gipfel der sonst so belebten Rosangruppe zuzählen, die mir im Vorfrühling so Schönes und Unvergeßliches gaben.

In der Windau Nachöllberg, Fleiding und Brechhorn. — Ich weiß ein stilles Tal und will es das Tal ohne Namen nennen. Es erscheint im alpinen Schrifttum meist als eines der Quertäler der Rißbühler Alpen eingereicht, die das Brigental mit dem Tale der oberen Salzach, dem Oberpinzgau, verbinden. Ein Waldtal, mit grünen Matten und friedlichen Hütten, mit düsteren Hochwäldern und einsamen Karen, umrahmt von hohen Bergen mit breitgewölbten Kuppeln und seltsam geformten Felsspitzen. Und von all den Höhen hüpfen silberne Wässerlein zu Tal, wo im Erlenschatten zwischen moosbewachsenen Urweltblöcken die Windauer Ache weißschäumend talaus tollt. Aus sonnblichen Mahdern und fastiggrünen Latschenfeldern, wo die Almrosen bluten und hochragende Zirbelriesen ihre mächtigen Arme ausbreiten, steigt jäh und abweisend die Rötzwand zum Himmel an. Weiter oben, im Reintkar, liegt im Felsenbette ein erdgewordenes Stücklein Blauhimmel, der Reintkarsee; in seinen kristallklaren Fluten spiegelt sich der Gipfelsfelsen des Kröndlhorn's. Auf seinem Grunde ruht ein goldener Wagen, so erzählt die Mär. Und wenn der Morgensonne goldgoldige Lichter über die Felsen des Kröndls huschen, dann kann man tief auf dem Seegrunde den goldenen Wagen leuchten sehen.

Selten nur kommt ein Bergfahrer in den weltvergeffenen Grund herein. Nur Holzknechte, Wurzelgräber und Senner oder Jägersleute, die in den Karen und in den modrigen Bergwäldern den Gemsbock jagen, oder hoch oben im Gefels des Reintkars dem Mankei auslauern.

So ist es zur Sommerszeit im stillen Tal! Wer es aber liebt, die Feiertagsstille winterlicher Bergwelt in Einsamkeit zu genießen, und gerne abseits der überlaufenen Schifstraßen versonnen seiner Wege geht, dem will ich die Berge der Windau im weißschimmernden Staatsgewande des Winters zeigen. Ein Neuland will ich ihm er-

schließen voll unberührter Herrlichkeiten, mit aussichtsreichen, kühngeformten Gipfeln und weiten, silberblinkenden Schneefeldern, wo selten nur eine Schneeschuhspur unsere Fährte kreuzt . . .

Auf der Staatsbahnstation Westendorf verlassen wir den Frühzug und schreiten im Zwielicht eines nebligen Wintermorgens auf das Dorf zu, das etwas abseits auf einer Anhöhe liegt. Gleich oberhalb der Schule folgen wir einem Ziehweg, der uns bergwärts zu den Höfen von Nahelberg bringt. Oberhalb der Häuser nimmt uns der Wald auf. Wir schlüpfen in die Brettel und halten uns im Walde stets rechts bergan, um auf den waldfreien Westhang des Nachsöllberges zu gelangen. Der Hang ist steil. Zeitlassen heißt es daher, denn wir haben eine ziemlich lange Wanderung mit ganz beträchtlichen Höhenunterschieden vor uns. Langsam aber stetig schlürfen wir in langen Kehren auf festem Harsch den Steilhang hinan, der in tiefes Blau gehüllt vor uns liegt. Bald kommen wir an einem Stadel vorbei, dann wieder an etlichen Waldinseln, die uns in ihrer tiefschwarzen Einsamkeit inmitten der blauschimmernden Halbe an Bööklinsche Bilder erinnern.

Allmählich löst sich Gipfel um Gipfel aus dem bläßblauen Morgendämmer. Die Schatten vertiefen sich und über die milchigweißen Hänge huschen gespenstische Lichter. Drinnen im Grunde hocken noch die Nebel. Nur die Rötzwand und das Kröndl ragen hoch darüber hinaus und halten an ihren prallen Felsbrüsten den jungen Morgen gefangen. Und dann fluten die ersten Rosenwellen über die fahleuchtenden Grate und Spitzen. Scharf heben sich die feuerroten Kanten von den tiefblauen Schatten ab. Ein scharfer Gratwind pfeift uns um die Ohren. Kein Laut ringsum! Da blitzen die ersten Goldstrahlenbüschel der Sonne hoch droben über das Kar. Eine seltsame Stille umfängt uns. Ab und zu ein schrilles Pfeifen und windverwehter Glockenklang vom Tal. Und die bange Lautlosigkeit teilt sich auch uns mit. Schweigend schleifen wir zur lichten Höhe hinan und lauschen auf das leise Klingen in uns, da die Seele ihre Festerstunden hält . . .

Endlich liegt der letzte Waldschopf hinter uns. Nur der tiefe, dunkle Waldgraben zur Linken begleitet uns noch höher hinan. Immer steiler wird der Hang. Immer kürzer unser Zickzack. Und wie jedes Ding ein Ende hat, so auch unsere Pladerei, und nach zweistündigem Anstieg queren wir links auf das Kar hinaus, eine aussichtsreiche Kuppe, die dem Nachsöllberg kanzelartig vorgelagert ist. Von der kleinen Kapelle, zu der im Sommer die Senner der umliegenden Almen ihre Anliegen herauftragen, ragt kaum noch die Giebelspitze aus der weißen Hülle.

Vor uns liegt die hohe Domkuppel der Salve, deren Gipfelhaus sonnlichtübergossen zu uns herniedergrüßt. Über die Filzer Scharte troht das vergoldete Felsenschloß des Treffauer Kaisers herein, zersägen die Förlspitzen den strahlenden Blauhimmel. An den Hängen, die zum Feuringgraben hinableiten, halten die Hütten der Koralm ihren Winterschlaf und träumen wohl vom Schellenklang und Sennerfang des Sommers. Zwei Abfahrten, steil aber schneereich und schattig, führen vom Kor in das Tal: über die Stödelalm nach Brigen und über den Osthang zum Luisenbad bei Lauterbach.

Der eigentliche Gipfel des Nachsöllbergs, ein waldbefestigter Felsrücken, hat nichts für sich. Wir umgehen ihn auf seiner waldigen Westseite und steigen später zum Kamm an, um zum Fleiding hinüberzukommen. Eine kurze, aber hübsche Abfahrt bringt uns zum hohen Spitzkegel des Fleidings, der uns seine wäcchtenreiche Schmalseite zugehrt und sich alle Mühe gibt, den Anstieg so sauer und warm wie nur möglich zu gestalten. Aber wir lassen uns nicht abschütteln, kanten Schleife um Schleife, hauen Stufe um Stufe in die verharschte Flanke und steigen dem schönen Gipfel endlich doch auf seine Kuppe. Die vulkanähnliche Spitze ist eine kleine Feste. Uneinnehmbar von Osten, wo sich der Felshang jäh in die Tiefe stürzt, will ihr der Hochwald in dichtgeschlossenen Reihen auf der Sonnseite zu Leibe rücken. Er muß aber zurückbleiben und

steht wie eine schwarze Mauer am Steilhang. Nur einige Stürmer und Plänkler, sturmzersehte, zerrissene und im harten Daseinskampfe verkümmerte Baumkrüppel, dringen kletternd bis zum Gipfel vor.

Und wieder ist uns ein herrlicher Auszug auf stolze Felsenreden und schimmernde Gipfel, in dampfende Täler und blitzende Weiten beschieden. Manch guter Bekannter grüßt aus nah und fern. So unser wildtrutziger Nachbar im Osten, der Campenfogel, ein prächtiger Schneeschubberg, der unserm Fleiding in Form und Abfahrt „über“ ist. Uns gegenüber ragt breitseitig, aus schattigen Mulden und sonnigen Leiten emporsteigend, die Pyramide des Brechhorns, zu dessen schwarzen Gipfelsfelsen eine schmale Gratschneide hinanleitet.

Im Schuß fliegen wir zur Streittalm hinunter und ziehen feine blaue Rinnen in den sonnübergoldeten Südhang. Bei der Alm, wo wir kurze Rast machen, laufen drei Fahrtstrecken auseinander. Die Oststrecke führt zum Campenfogel und an der Alm Wildenfeln vorüber zur Robinger Hütte am Harlesanger, mit Abfahrten in das Spertental. Am Fleidingers Westhang die Abfahrt nach Kettenbach in der Windau. Bleibt noch der Anstieg zum Brechhorn, den wir wählen.

Still und feierlich liegen die weißen Berge in der großen Ruhe des Mittags. Von irgendwoher dringt bald laut, bald wieder leise, wie Roboldkichern, das Gurgeln eines zu Tal eilenden Wässerleins. Breit und wohligh liegen die goldenen Sonnentücher über Hänge und Hügel gebreitet, über die wir zum Brechhorn ansteigen. Anfangs begleiten uns blitzerspaltene Wettertannen und altersdürre Lärchen, die unter der gewaltigen Schneelast ächzen, ein Stüd Weges. Die alten kommen aber nicht weit mit, nur junges Baumboll, Wacholderstauden und Latschen, die Sonne und Wind aus des Winters Fesseln befreit, laufen und klettern noch eine Weile mit. Wir halten uns auf der Ostumrahmung der großen Mulde, wo tief unten die Feldalm liegt, und lugen hinaus in die Weite. Je höher wir kommen, desto weiter, großartiger wird die Schau. Hoch über dem Spertental leuchten und flirren die Ruppen und Gratrücken von der Ehrenbachhöhe bis hinein zum Kleinen Kettenstein im Silbereschuppenpanzer des Winters. Immer neue Gipfel wachsen in unseren Gesichtskreis herein, stets neue Bilder werden vor uns lebendig.

Der Ramm verläuft weiter oben in eine steil zum Gipfel führende Gratschneide, die der vielmeterhohen Wächten wegen unsere besondere Aufmerksamkeit herausfordert. Schon sind wir dem Gipfel ganz nahe, doch mächtige Wächten versperren uns den Zutritt. So wird denn abgeschnallt und mit Brettern und Stöcken eine Bresche in die blaue Umwallung gelegt. Ein heißes Stüd Arbeit, dem aber der Erfolg nicht versagt bleibt. Und nun dürfen wir den Gipfel betreten, der sich in üppigster Sonnenflut badet. Das Glück, das uns die Einsamkeit bietet, und die diebische Freude über die mißlungene Abwehr des stolzen und launenhaften Brechhorns lassen alle Schinderei vergessen. Eine stille, weiße, formenschöne und farbensatte Welt liegt uns zu Füßen. Ein Heer weißblanker Reden schimmert in glänzender Wehr; und Allmutter Sonne spendet die leuchtendsten Farben, schüttet flüssiges Gold und gleißendes Silber über Hänge und Budel, in Schründen und Tiefen. In strahlender Weiße liegt unser stilles Tal in der Tiefe. Bis zum Gamsbeil im weltabgeschiedenen Niesenbachgrund und den tiefblauen Waldrunzeln der Hirschrinne flattert der Blic und verfangt sich am Gipfelsfels des Rröndls, der den träumenden Reinkarsee behütet.

Was uns aber am meisten packt und fesselt, ist der Große Kettenstein, der Wartturm des Spertentales, der sich wie ein rotbrauner Riesenobelisk stolz und trutzig in die Höhe reckt. Er schaut hernieder auf das welteiname Aschau zu seinen Füßen und südwärts zur blendenden Gipfelreihe der firmenblauen Tauern, und zu den feinen Nadeln und Zaden der Zillertaler Eismwelt. Und weit, weit hinaus über das weiße Gewoge von Ramm und Fels, fliegt der durstige Blic bis zu der starren Felsmauer

des Steinernen Meeres und westwärts bis zum Felszadenkranz des Karwendels. Man wird des Schauens nicht satt und möchte wohl am liebsten den ganzen lieben Sonnentag lang hier oben Auslug halten. Aber die Zeit drängt zum Ausbruche.

Aber die Wächte klettern wir wieder zum Grat hinunter, steigen erst ein Stück ab und schlüpfen dann zähneklappernd in die Schneeschuhe. Ein letzter Gipfelblick hinaus in glitzernde Weiten, dann rattern wir über den festen Firnschnee des Gratstückes hinab. Weiter unten wird der Schnee besser. Immer toller, rascher wird die Fahrt! Wie stäubender Gisch fliegen uns die Glicherwolken ins Gesicht. Und ein Singen, Sausen und Flirren ist um uns und in uns, als flögen wir durch uferlose Weiten.

Und nun in das blaue Schattenreich der großen Mulde einschwenkend, an der Feldalm vorüber, talaus und -ab zur Schledereralm. Busch und Baum fliegt an uns vorbei und wir schnellen aus kalten, gierigen Schatten hinaus ins Sonnenland. Bei der Streitalm halten wir. Noch einmal schauen wir zurück zu den blauen Schlangenspuren, die sich vom Brechhorn herunterwinden. Und da wir scheiden müssen, ist uns eines gewiß: wir kommen wieder.

Und nun zum Fleiding hinüber, auf dessen Westhang wir nach Kettenbach abfahren. Erst sausen wir dem dunklen Hochwald entlang über starkgeneigte Hänge und Almwiesen in die Tiefe. Dann breschen wir in einen Wald hinein, der uns bald wieder freigibt. Zwischen Waldinseln durch, über stüdle Bergwiesen zu den Höfen der Windauberger hinab und von dort nach Kettenbach. Im Jägerhäusel zu Kettenbach, wo die Holzknechte ihre Groschen bei Lautenklang und hellen Jauchzern verklopfen, gibt es guten Rahmkaffee. Dann aber rudern wir weitausholend längs der Ache auf gutem Schlittenweg talaus.

Violette Lichter schwimmen auf dem Schnee und mit den Schatten der blauen Dämmerung fällt auch die Kälte des Abends ein. Rotglühend und gelbauseuchtend ragen Brechhorn und Fleiding über der fahlen Weiße der weiten Hänge. Und über den verblassenden Gipfeln steht der erste Stern.

Unter der hohen Brücke rattern wir durch. Frostnebel brüten auf den Wiesen und folgen uns bis in das stattliche Salvendorf Hopfgarten, wo uns der Abendzug aufnimmt.

In der Wildschönau

Auffach—Schwaibergerhorn—Schwaighoferhorn—Feldalpenhorn—Markbachjoch—Wörgl. Ruundl! — — Ruundl! — — — ruft der Schaffner, indem er die lange Wagenreihe des Bummelzuges abschreitet. Wir rasen unsere Rudsfäde und Brettl zusammen und steigen aus dem engen Zeisigwagen, um im flotten Trab in das alte Unterinntaler Dorf Ruundl hineinzuwandern. Die Unterländer wissen davon ein köstliches Schnaderhüpfel zu fingen, das da heißt:

3' Ruundl ham's an Ofen, tan's Lapp'n bach'n,

Den oan eini, den oan auffa, wölln's gscheita mach'n! —

Ruundl hatte nämlich im 15. Jahrhundert, der Blütezeit seines Bergbaues, den einzigen Freiofen der Gerichte Rattenberg und Schwaz. Der Bergbau wurde aufgegeben, der vielbesungene Ofen ist verschwunden und nun erzeugt dafür eine bereits im Jahre 1658 gegründete Brauerei einen süffigen Stoff, der landauf, landab einen vorzüglichen Ruf genießt. Der Ruundler Ofen aber lebt heute noch als eine Besserungsstätte für Kirchenlichter im Liede fort....

Weißleuchtende Schneehauben hängen auf Busch und Baum, auf Wegkreuz und Saun und lasten schwer auf den mürben Schindeldächern der Bauernhäuser, die längs des Weges im tiefverschneiten Anger liegen. Das Dorf durchwandernd, folgen wir dem Graben des Ruundler Baches und sind in einer Viertelstunde am Eingang der Klamm, durch die wir in das Innertal der Wildschönau gelangen wollen.



Naturaufnahme von Ing. Bruno Heß

Mezzotinto Bruckmann

Sireinersee mit Rofanspitze

Mächtige Steilwände recken sich zu beiden Seiten der Schlucht gen Himmel und lassen dem Wege und dem Bache, der unter grünschillernder Eisede gurgelt, nur spärlichen Raum. Je weiter wir kommen, desto enger wird die Klamm, von deren eisüberzogenen Wänden malachitblaue Zapfen hängen. Wo das Licht hinfällt, da hebt ein wunderjames Leuchten und Gleißern an wie von abertausend Flammen, und aus dem Düster des Schattens schillert und funkelt es gar seltsam in den zierlichen Säulen und bizarren Gebilden, die in milchiger Bläue die Wand verkleiden. Es ist uns, als zögen wir in Eiskönigs Wunderreich ein und stünden nun an der lichtstrahlenden Pforte seines Kristallpalastes. Doch halt! Kein Kristallpalast schmiegt sich da plötzlich an die hohe Felswand, wohl aber ein schmuckes Mauthaus, vor dem ein bildsauberes Dirndl steht und den Obulus für die Begehung dieses Zaubereiches abfordert. Dann geht das Gatter auf. „Pfüa Good!“ — ruft uns die blizblankte Maid noch zu und weiter wandern wir wieder, hinein in das geheimnisvolle Düster der Schlucht. Bald treten die gigantischen Felswände so nahe zusammen, daß nur mehr ein enger Spalt für den Bach bleibt, den ein hölzerner Steg überbrückt. Jetzt droht uns ein gewaltiger Eckpfeiler den Weg zu versperren, dann wieder schreiten wir durch düstere Felsloggien und sind froh, ab und zu einen Streifen Blauhimmel zu erspähen.

Auf halbem Wege treten die Felsen zur Rechten zurück und geben einer steilen Halde Raum, die bis hoch an das Geschröfe heranreicht. Auf der Lehne liegen gewaltige Felsstrümmen, haushohe Blöcke, die jetzt und jetzt in die Tiefe zu rutschen scheinen, um uns armselige Wichtlein im Sturze zu zermalmen. Wieder verengt sich die Klamm; staunend klettert der Blick empor an den prallen Riesenmauern. Da wird es plötzlich licht und weit — die Klamm ist hinter uns. Nun schlüpfen wir hurtig in die Bretter und schleifen weitausgreifend in den dämmernden Abend hinein. Mühlthal ist bald erreicht. Wir sind in der „Witschnau“, wie das Bergvolf das in alten Urkunden „Witschnave“ benannte Hochtal heißt. In Mühlthal teilen sich die Wege. Links hinan führt eine Straße über Oberau und Niederau nach Wörgl. Rechts klettert ein Bergsträßlein steil hinan zum einsamen und hochgelegenen Thierbach. Dort ist im Winter die Welt mit Brettern verschlagen, denn der Übergang über das Hösloch nach Alpbach, oder der Abstieg über Saulug nach Rundl sind unwegsam.

Wir aber gehen, wie der Tiroler sagt, „der Nasen nach“ und kommen, an einigen schmuden, mit hübschen Fresken bemalten Bauernhöfen vorbei, in einer Viertelstunde nach Auffach im Innertal. Wie die Rüklein sich um die Henne scharen, so drängen sich die etlichen Häuser dieses Bergdorfes um die hochstehende Kirche, deren schlanker Spitzturm in den golddurchflossenen Äther ragt. Über das Dorf herein leuchten die jetzt so weißen Berge der Kelsau, Feldalpenhorn, Schwaighoferhorn und Schwaibergerhorn, auf deren Höhen der Rosenglanz des Abends ausgebreitet liegt.

In der Dorfgasse schleifen einige rotbädige Buben auf schmaler Eisbahn im Gerinne des Grabens und lupfen gar freundlich ihre Zipfelhauben: „Grüaß Good!“ — Mit diesem Gruße empfängt uns auch die stattliche Auffacher Wirtin, die uns mit vielem Hinumundherum in die Stube bringt. Nachdem die Betten besorgt, sehen wir uns in der großen Gaststube, die einer Öllampe trauliches Licht erhellte, zum Essen nieder. Und welcher Schneefschuhmann hat nicht immer Appetit! Der gelbe Rachelofen stöhnt vor Hitze und das Röhlein, das dahinterliegt, schnurrt vor Wohlbehagen. Einige Holznechte hocken um den mächtigen Ahorn Tisch und qualmen aus ihren Holzpfeifen. Sie erzählen sich dabei schaurige Geschichten von Wilderern und Jägern, und wer am besten lügen kann, der lacht und paßt am meisten. Und dann reißt einer die Laute vom Nagel und spielt und schnaggelt, daß uns die Tanzlust in die Beine fährt. Eine Weile nachher trollt sich einer nach dem andern der vierschrötigen Gefellen. Es sind Holzzieher aus dem Innertale, erzählt uns die Wirtin. Bald darauf suchen auch wir unser Lager auf....

Zeitig am Morgen sind wir wieder aus den Federn, klappern mit den Zähnen vor Kälte und richten mit steifen Fingern unsere Siebensachen zurecht. Endlich stehen wir draußen im Freien. „Pfia Good, so und zeitlassen!“ ruft uns die Wirtin nach, dann ziehen wir auf unseren Brettern talein. Am stahlblauen Nachthimmel zittern die Sterne; der Mond überflutet mit magischem Lichte unsere Umgebung und ringsum flimmert und glitzert der körnige Pulverschnee. Bald im breiten Bachgerinne, bald daneben schlürfen wir auf der schimmernden Schneedecke lautlos dahin. In Schwarzenau kräht der Godel die Tagwache ein. Zur Linken des Weges tritt der Hochwald ganz nahe heran. Durch seine Wipfel träufelt das Mondlicht an den schlanken Stämmen nieder, auf den Boden herab, wo es gleißt und glitzert, als lägen dort Silberschähe ausgebreitet. Es ist ein herrliches, eindrucksvolles Wandern durch die Morgenstille dieses einsamen Hochtales. Wir mögen wohl an die 1½ Stunden so dahingezogen sein, da öffnet sich jählings das Tal zu einem weiten, großen Kessel, den hohe Berge umrahmen. Wir sind auf dem Schönanger.

Schönanger, den Namen verdient der Platz vollauf. Besonders zur Sommerzeit, wenn das Almgras grünt, rotschledige Röhre auf den fetten Matten weiden und in das melodische Klingklang der Herdenglocken sich der helle Jodelruf der Senner mengt. Heute ist es totenstille. — Ein scharfer, bitterkalter Jochwind fährt von den Bergen herab und uns um die Ohren. Auf den weiten, weißen Feldern und Halden ringt das gelbe Zitterlicht des Mondes mit dem Schatten der Nacht um die Vorherrschaft. Links am Weg zu den Schönanger Almhütten ragt aus dem Schnee das mächtige Dach eines Almkreuzes, von dessen schneeverwehtem Gebälke blühende Eiszapfen hängen. In der Nähe ist eine lange Lehnbank, bei der sich des Abends, da der Rubinanz der sterbenden Sonne auf den Föhnern liegt, die Senner zum Heimgart zusammenfinden, oder die Rastträger, die von den Hochlegern talaus wandern, ihre erste Rast halten. Heute haben sich meterhohe Schneelasten darauf breitgemacht. Hoch hinan ragen zur Rechten die Steilhänge des Lemperzberges und die prallen Wände des Frommkasers, um dessen Gipfelsplatten schon das bleiche Licht des jungen Morgens zittert. Die Rundalm, von deren Hütten kaum noch die Dächer aus dem Schnee herausragen, lassen wir rechts liegen, überschreiten den Bach und arbeiten uns mühsam am linken Hang hinan, an den wir weite Schleifen legen. Je höher wir bergwärts kommen, desto verharschter wird der Schnee. Keuchend streben wir dem Joch zu, während den Frommkaser drüben schon die erste schüchterne Rote des neuen Tages überzieht. Hahnenkopf, Sonnenjoch und Gressenstein tauchen vor uns auf. Endlich sind wir auf dem Siedeljoch und steigen zum Hengstfogel hinan. An den hohen Leuchtern der Firne hat der Morgen seine roten Flammen entzündet. Wild- Gerlospiße und Hüttalkopf ragen wie lohende Brandfackeln in den bläulichen Morgenhimmel hinein. Auf den Höhen der Rechsauer Berge liegt ein blendender Glanz, während unten im Grunde noch die Schatten brüten. Zurück bleibt allmählich der Wald, der wie ein blaues Tuch über den Hang gebreitet liegt. Nur einige Zirbelriesen, in deren mächtiges Astwerk der Raubreif sein blühend Geschmeide hängt, geben uns das Geleite auf unserer Wanderung zum Schwaibergerhorn. Die Bretter ziehen tiefblaue Rinnen in das kirrende Gold des Schneefeldes. Nun müssen die Brillen heraus. Auf breitem Rücken geht es über die Kleindostböden hinan. Immer näher rücken wir dem ersten Gipfel, dem Schwaibergerhorn. Bald sind wir oben und schreiten auf schneidigem, wäckenreichem Grate hinüber zum Gipfelbau des Schwaighoserhornes. Nun endlich werfen wir die Schnurfer weg, nehmen die Streifen ab und stellen die gereinigten Bretter in die blühende Sonne. Der Rucksack wird nach dem Erbaren durchwühlt, und nun können wir, vom üppigsten Sonnenlicht umbrandet, in Ruhe die weitumfassende Schau genießen, und die Blicke hinausflattern lassen, zu all den Gipfeln und Bergrücken, die in weiter, weiter Ferne glänzen. Vom Torhelm,

der, den Talschluß des langen Grundes bildend, sich kühn in die Höhe reckt, fließt eine goldige Lichtflut in das Tiefental zu seinen Füßen herab. Weiter wandert der Blick zum Schöntal hinüber, wo der Weg am Schöntalsee vorbei nach Gerlos und Krimml führt.

Silbergepanzert reiht sich ein gewaltiger Gebirgsktod daran, mit tiefen Gräben und wuchtig geformten Gipfeln, der Schaffiedl. Und der Blick steigt hinab zur Zwiesel und folgt der Kurzgrund-Ache. Dort ist des Schimanns Paradies. Weitmächtige, baumlose Halden und Schneefelder ziehen sich hinein gegen den Tristkogel und das Krimmler Joch bis hoch hinan zum hohen Gipfelbau des Krönl, an dessen Südhang der sagenumrankte Reinkarsee seinen Eisraum träumt. Dazwischenherein ragt wie ein Wartturm der kühne Zaden des Großen Kettensteins. Über den Steinbergstein hinweg schimmern in endloser Kette die Firnfelder und Gipfel der Hohen Tauern, überragt von ihren stolzen Beherrschern, Glodner und Venediger. Wie die eiserstarrten Wellen eines Meeres wogen die Bergketten der Windau und des Spertengrundes, der Jochberger und Rißbühler Schneehöhen. Alte Bekannte grüßen da herüber, Fleiding, Campenkogel, Ehrenbachhöhe und Pengelstein. Sie machen unser Schimannshertz schneller schlagen, Erinnerungen an verträumte Höhenstunden werden wach, längst entschwundene Wanderbilder bekommen wieder Leben und Farbe.

Aus der Umrahmung der Brigentaler Mugel löst sich die blinkende Dompfuppel der Hohen Salve, die ihr „Salve“ von schimmernder Höh' weit in die Lande hinausendet. Und dahinter reden sich die bizarren Zinken von des Wilden Kaisers dräuender Riesenmauer; vom Zettenkaiser bis hinüber zur Maukspitze, die sich als formenschöner Abschluß in das Niederlandl stemmt, liegt der ganze Kaiserstod vor uns. Wo sich die fernen Bergketten mit dem Horizont vermählen, da türmen sich die Leoganger und Loferer Steinberge empor. Weit draußen liegt unser trautes Auffacher Dörflein. Darüber hinweg wölben sich die sonngoldigen Höhen des Schatzberges, des Rofhodens, Saupanzen und Lempersberges. Am Frommtaser vorbei flattert der Blick zum Sonnenjoch hinüber, das vom mächtigen Dreieck des Galtenberges hoch überragt wird. Vom Sonnenjoch fährt man über das Niederjoch in den Märzengrund nach Stumm im Zillertal ab, oder über das Steinberger Joch nach Alpbach. Unser nächster Nachbar ist das Felldalpenhorn; auch dem werden wir auf die hohe Schneehaube steigen, um zur Holzalm und über das Markbachjoch nach Niederau abzufahren.

Blauringel entsteigen der Stummelpfeife, an der wir die steifen Finger wärmen. Von Relchsau dringt der Sonntagsgloden Feierklang in unseren Gottesfrieden herauf:

Weich klingen Sonntagsgloden
Vom Tal herauf zu mir,
Doch mich die Berge loden
Und wilde Sonnengier.

Da schmeicheln sich die Gloden
Gar tief in das Gemüt,
Wenn von der Höh' frohlo dend
Der Blick ins Weite zieht....

Das Pfeiflein ist erkaltet. Wir schlüpfen in die Bretter, lupfen die Schnerfer und gleiten hinüber auf das Felldalpenhorn. Die Aussicht ist dieselbe. Sehr gut übersehen wir die vielbefahrenen Abfahrtsrouten vom Schwaighofer- und Felldalpenhorn nach Relchsau. Wir halten uns hier nicht lange auf und sausen in lustiger Fahrt am breiten Rücken hinab zu den Felldalmen. Heidi! Wie stäubt der Schnee zu kleinen Wolken! Bogen an Bogen ziehen wir in die glitzernden Diamantenfelder. An den Almhütten vorbei fliegen wir hinaus zu dem übel beleumundeten großen Hang, den wir vorsichtig queren. Wir kommen heil hinüber, und nun geht die Schußfahrt auf breitem Ramm mit reizenden Tiefblicken, vorbei an rauhreifbehangenen Lärchen und mottigen Schneehäuben, unter denen die Krüppelföhren ihren Winterschlaf halten, zur Holzalm hinunter.

Wir halten uns ziemlich nördlich und schleifen bergan zum Markbachjoch, wo der „Schifflub Wörgl“ eine Almhütte den Schneeschuhläufern offenhält. In der Hütte

wird nun abgekocht, dann werden einige Bretter in die windgeschützte Stadeldecke geschleppt und das Sonnenbad ist fertig. Prickelnd umfängt Allmutter Sonne den Körper, den wohlige Wärme durchrieselt. Nicht allzulange dauert die Schwelgerei, dann wird wieder aufgebrochen. Nur ungern scheiden wir von der sonnigen Höhe mit ihrer prächtigen Rundschau auf die Tauern und die Rißbühler Berge, auf den Wilden Kaiser und die schimmernden Gipfel des Sonnwendjoches, das wie ein Götteraltar gen Himmel ragt. Im tiefen Pulverschnee fahren wir den Ramm hinab, den tiefer unten der Wald verengt. Immer kürzer fallen die Bogen aus, denn immer weiter schiebt sich der Wald in unsere Bahn herein. Dann kommt ein Stück Wildwestfahrt auf einem Waldschlag, und endlich sausen wir in ungehemmter Schussfahrt in die Niderauer Schneefelder hinaus. Unter mächtigen Schneehauben ducken sich die altschwarzen Holzhäuschen mit ihren zierlichen Erfern und Lauben. Darüber hinaus ragt der grüne, gotische Kirchturm. Das malerische Bergdorf umsäumen sanft geneigte Halben und Budel, mächtige waldbefetzte Kogel, an denen hinan die Berghöfe liegen. Wir gleiten hinab zur Wörgler Straße, die uns in die Wildschönauer Schlucht bringt. Im Zollhaus, wo wir gewissenhaft unsere Maut entrichten, hatte einst Martin Greif seinen Sommeraufenthalt. Ein idyllischer Erdenwinkel. Rechts tief unten windet sich der Wildschönauer Bach in das Inntal hinaus. Hochauf ragen die Berge zu beiden Seiten. An der Sonnseite drüben liegt dort und da ein Berghof, an dem die Scheiben blitzen vom Sonnengold, das in die Stube rinnt.

Bald sehen wir hinaus auf die Innberge und den Angerberg, wo sich schon die Abend Schatten breitmachen. Nun gleiten wir durch schütterten Wald zur Wörgler Mühle hinab und schleifen über die Felder den heimatlichen Remenaten zu. Am Scheffauer löscht der Abend eben seine Glut aus, nur hinter dem Sonnenjoch sprühen Feuergarben hervor, als stünde der ganze Himmel in Flammen. Die Frostnebel, die über den Feldern hocken, verschlingen endlich den letzten Rosenglanz. Wieder ist ein Sonnentag verglommen; doch in uns ist es licht, da strahlt der Widerschein des großen Leuchtens, das wir heute wieder schauen durften, hoch oben in König Winters wunderweißer Bergwelt.

Winter in Alpbach

Schatzberg, Rossboden und Saupanzen. Eines der höchstgelegenen und schönsten Seitentäler des unteren Inns ist wohl das Alpbachtal, das bei Briglegg in das Inntal einmündet. Die Abgeschlossenheit von der Außenwelt hat den Alpbachern eine von den übrigen Inntälern stark abweichende Eigenart in Sitte und Brauch, in Tracht und Hausrat bewahrt, eine Eigenart, die, gepaart mit einer Fülle landschaftlicher Reize, jedem naturfreundigen Bergfahrer dieses Hochtal ungemein anziehend gestaltet.

Oft bin ich zur Sommers- und Herbstzeit hineingewandert in diese lauschige Welt-abgeschiedenheit, in die köstliche, herzerfrischende Stille des bachdurchrauschten Grundes und bin hinangestiegen zum mächtigen Felsgebäude des Galtenberges, 2425 m, dessen Gipfel den Besucher mit der herrlichsten Alpenschau reich belohnt. Und einmal hab ich im tiefsten Winter in Alpbach meinen Einzug gehalten; bin den sommerlich vertrauten Almböden und Berghäuptern mit den Bretteln zu Leibe gerückt, und war ganz bezaubert von der stillen Pracht und den leuchtenden Herrlichkeiten des Alpbacher Bergwinters, so daß mich meine unstillbare Bergsehnsucht immer wieder hinaufzog zu seiner weißblauen Schneewunderwelt.

Von einer solchen Winterfahrt ins Alpbach will ich erzählen, in der Absicht, meinem stillen Hochtale neue begeisterte Freunde zu werben.

Am späten Nachmittage eines Sonnabends im Februar entsteigen Freund Loinger und ich, mit Bretteln und Rucksack wohlbepackt, in Briglegg dem Südbahnzuge, um ins wildschöne Alpbachtal hineinzuwandern. Das stattliche Dorf mit seinen alten,

erkergeschmückten Häusern wird durchquert und es geht dann durch eine kleine Klamme zum Bad Mehren, und von dort zu der nach Reith führenden Fahrstraße hinan. Ein kurzes Stück folgen wir ihr durch den tiefverschnittenen Wald, und nehmen dann, links abzweigend, den Alpbacher Bergweg unter die Füße, der erst zum Alpbach hinabführt und dann jenseits, sehr steil ansteigend, der Höhe zustrebt. Das ist die berühmte Scheffachgasse, ein Hohlweg, der mich schon manchen Schweißtropfen gekostet. Am Schneideregge ist endlich die größte Steigung überwunden und nun bringt uns das Sträßlein teils sanft ansteigend, teils eben, talein. Bald fliegt der Blick voraus zu den abendbleichen Hängen des Schachberges und dann wieder steigt er zur Rechten tief in die dämmerdunkle Klamme hinab, wo unter seiner Eiskessel der Wildbach gurgelt und stöhnt. Ja, zum Schachberg hinauf wollen wir morgen, und wenn Schnee und Wetter ihr Wort halten, dann soll es wieder eine jener herrlichen Wanderungen werden, wie sie uns im weißblaugoldenen Schneeschuhparadies von Alpbach bisher immer beschieden waren.

Zur Dämmerzeit kommen wir endlich nach 2½stündigem Wandern nach Alpbach. Schon breitet der Abend seine blauen Schattentücher über das Bergdorf aus, doch tief im Grunde drinnen flammt hoch über die düsteren Waldbüchel hinweg, wie eine Riesenbrandfackel, der wildtrutzige Beherrscher des Tales, der Galtenberg.

Ein König unter den Bergen, stemmt er seine mit Hermelin behängten Schultern aus weltabgeschiedener Einsamkeit in den golddurchwirkten, blaßblauen Abendhimmel hinein. Um die stattliche Kirche herum lehnen die eigenartigen, uralten Holzhäuser am Hang zerstreut, lugen unter weißen Hauben mit feurigen Augen in das Dunkel hinaus und sehen uns gar freundlich und einladend an.

Beim Knollenwirt ist unsere Herberge. In Patschen und Hemdärmeln sitzen wir bald darauf in der heimeligen, warmen Stube und lassen uns das einfache Abendbrot und den Rötzel munden. Außer uns sind noch etliche Bergfahrer da und so entwickelt sich beim trauten Klänge einer Laute mählich die übliche Fahrtenplauderei. Beizeiten suchen wir unsere Schlafkammer auf und sind darum auch am Sonntagsmorgen die ersten aus den Federn, und bereits in sternfunkelnder Frühe unterwegs ins Innertal. Die Humerauer Leute und die Bauern von den hochgelegenen Berghöfen stapfen, freundlich grüßend, mit flackerndem Rienspan an uns vorbei zur Frühmesse.

Nach einer guten halben Stunde sind wir am Fuße des Galtенberges, wo sich der Alpbach mit dem Kreitbach vereinigt. Der letztere bringt uns nach dem Kreit, zum Salcher, zum Galtenberg und Tristenkopf, während der Alpbach im Steinberger Grund seine Wiege hat. Eine Säge mit eisgepanzertem Mühlrad, eine Kapelle und einige zerstreut herumliegende Hütten, das ist die Humerau. Und in der Humerau haben wir einen lieben, alten Freund, den Lehrersepp. Stellt euch darunter nur ja keinen brillenbewehrten, gichtigen und alten Dorfapostel vor. Unser Sepp ist ein blutjunger, idealbeschwinger Lehrer, der den pausbackigen Bergbauernsprößlingen das Abc und sonstige Gelahrtheiten in die dicken Schädel pault. Er tut dies freudigen Sinnes und füllt die öden Zeiten seiner weltlärmfernen Bergeinsamkeit mit Geigenspiel und Lautenklänge aus, geht zu den Bauern in den Heimgarten, jagt den Gamsen im Kar nach, und wandert wohl auch auf den Brettern zu lichtschimmernder Höhe hinan. Die Bauern der Humerau halten deswegen auch große Stücke auf ihren jungen Lehrer und hängen in kindlicher Dankbarkeit an ihm.

Wie wir zur Hütte kommen, in der die Schule untergebracht ist, treffen wir den Sepp eben bei der sonntäglichen Reinigung. Er steht über einem Schneeloch gebückt, in dem ein Wasserlein murmelt; das Loch ersetzt ihm die Waschkübel. Da er unser ansichtig wird, kommt er uns lachend entgegen und führt uns in sein Empfangszimmer, das zugleich Küche, Wohn- und Schlafstube seines „Hausheern“ und Schuldieners ist. Gerne verplaudern wir eine Weile mit dem prächtigen Menschen. Dann machen wir

uns auf die Beine, folgen dem Alpbach und schnallen, etwa 20 Minuten weiter talein, bei einem Stadel links am Waldsaum, die Schneeschuhe an. Erst geht es einen von schütterem Wald besetzten Hang hinan. Dann folgen wir dem Ziehweg, der uns auf eine Bergwiese und weiter oben zu einem Gehöft bringt, und verziehen uns wieder rechts in einen waldigen Graben. Es ist ein steiles, garstiges Stück Weg. Schweigend arbeiten wir uns, in dem lichtlosen, totenstillen Hochwald immer höher kommend, hinan und gelangen endlich jenseits des Grabens auf eine weite, blauschimmernde Halde mit dünnem Jungholzbestand hinaus. In langen Schleifen kanten wir auf glasigem Harsch den Hang hinan, gierig und tiefatmend, denn die Luft da heroben ist etwas ungemein köstliches.

Drüben am Galtenberg liegt schon der Feterglanz eines strahlend jungen Tages ausgegossen, und weiter nordwärts leuchten die weißen Steilhänge des Widersbergerhorns im goldigen Frühsonnenschein.

Plötzlich stehen auch wir in der blendenden Lichtflut des Sonnenreiches. Rings um uns hebt ein Glitzern, Gleichen und Flammen an, daß wir die Hand schützend vor die Augen halten müssen ob der Fülle des Lichtes. Und in den rauhreifbehängten Tannen und in den Krüppelföhren, die der Schnee zu Boden gedrückt, funkeln und sprühen abertausend Diamanten ihr vielfarbiges Feuer. Über die weiße Halde sind goldfleckige und ultramarinblaue Tücher gelegt, auf denen die kostbarsten Kristalle aus König Winters überreicher Schatzkammer ausgebreitet liegen. Sonderbar, so oft ich schon hineinschauen durfte in das geheimnisvolle Gefamreich des Winters, ich kann mich doch nie sattsehen an seinen wundersamen Herrlichkeiten . . . Oben, bei der Ederalm, die sonnlichtumbrandet am Hange lehnt, halten wir Rast. Wir haben ein zähes Stück Weg hinter uns, und auch der Magen pocht auf seine Rechte.

Mit kennbar erleichtertem Rucksack und neuen Kräften schlürfen wir dann wieder bergan und erreichen gen 11 Uhr den Sattel zwischen Schatzberg und Rofsboden. Und nun hebt ein herrlich Wandern an, über den welligen, breiten Bergrücken, in der wohligen Wärme des Mittags. In einer Stunde sind wir auf dem Rofsboden und pilgern noch hinüber zum aussichtsreichen Saupanzen, wo wir die Brettel abschnallen und die Glieder in der Sonne auf den aeren Rasen strecken.

Bald liegen wir ganz im Bannkreis winterlicher Bergmajestäten und lassen unseren Blick weltvergessen von Gipfel zu Gipfel wandern. Herrlich und umfassend ist die Schau. Von den fernen Firnen der Zillertaler Bergriesen und der milchigblauen Tauernwand im Süden, bis nordwärts hinaus zu den starren Felsmauern des Wilden Kaisers reicht der Blick. Vor uns reden Lempersberg und Gressenstein ihre schwarzen Gipfelfelsen in das zarte Blaugrün des Äthers. Zur Rechten drüben brüstet sich der wuchtige Stod des Galtengeres und zwischen drinnen schimmern die silberblinkenden Schneefelder der Alpbacher Alm bis hinein zu den tiefblauen Schatten des Steinbergerjoches, das den Übergang in den Märzengrund vermittelt. Vom Gressenstein südöstlich zeigen Schwaighoserhorn und Feldalpenhorn ihre kühnen Formen und gegen den Kaiser hin guckt die Salve neugierig über das Markbachjoch herüber. Gen Nordwest bohrt sich das Widersbergerhorn in den Himmel hinein, ein vielbesuchter Schiberg mit prächtigen Abfahrten.

Lange sitzen wir trunkenen Blickes da und lassen unsere schauensfrohen Augen immer wieder kreisen von einem Gipfel des strahlend schönen Bergfranzes zum anderen. Und dann schnallen wir die Brettel an und sausen über den Rofsboden in langer, sonniger Fahrt zurück, um nachher wieder zum Schatzberg anzusteigen.

Auch auf dem Schatzberg ist uns eine Rundschau beschieden, wie sie selten geboten wird. Besonders reizend ist der Blick über die im grellsten Sonnlicht vor uns liegenden Almböden gegen Rofsboden und Saupanzen. Auch der Blick auf das Widersbergerhorn ist hübsch. Tief unten grüßt das Alpbachtal mit seinen rostbraunen Häus-

lein und der stattlichen Kirche zu Füßen der Gratlspitze. Meist wird von Alpbach aus direkt zum Schatzberg angestiegen, ein Weg, der etwa 3 Stunden in Anspruch nimmt.

Wir brechen bald wieder auf, verfolgen den breiten Ramm weiter gen Ost, und bereiten uns dann zur Abfahrt nach Auffach in der Wildschönau vor. Die Abfahrt ist reich an schönen Talbliden, hat meist guten Schnee und stellt keine großen Anforderungen an den Läufer. Wegzeichnung ist leider noch keine, aber der erfahrene Schneeschuhmann wird nicht weit von der Richtung abweichen. An einem hohen Jochkreuz vorbei fliegen wir in wunderbarem Pulverschnee in die blaue Tiefe. Heil wie das staubt, wirbelt und quirlt! wie sich's bitterkalt um Augen und Ohren legt! Scharf äugen wir nach Fährte und Hindernis und sind bald unten beim Walde. Ein Stück Waldfahrt, und schon schnellen wir wieder hinaus auf userlose Hänge und weite, sanftgeneigte Bergwiesen. Dann geht es über eine Leite rechts hinab zu den Hollriederhöfen und von dort auf dem Ziehweg zur Auffacher Straße hinunter, die wir nach dreiviertelstündiger Abfahrt glücklich erreichen.

Beim Wirt zu Auffach ist man gut aufgehoben und nach der scharfen Fahrt kehren wir der gastlichen Stätte keineswegs den Rücken. Bei vollen Schüsseln und Gläsern, unter sonnfreudigen, bergfrohen Menschen feiern wir lachend und plaudernd den herrlichen Tag. Dann trollen wir uns aber wieder talaus, unsagbar befriedigt von der wunderschönen Wanderung, das Herz voll Sonne, wovon wir wieder sechs lange, graue Arbeitstage zehren müssen.

Da wir endlich die Rundler Klamm hinter uns haben, verläßt eben der Abend auf den höchsten Leuchtern des Tales des Tages letzte Sonnenfunken.

Sonnwendjoch und Rosan

Sonnwendjoch und Rosan! Dolomiten des Unterlands! Rotglühende Felsenmauern aus Hochwaldsgrün und Wiesenprangen zum Himmel wachsend. An eurem Sockel blüht das Silberband des Inns aus blühendem Gelände; altersgraue Burgen grüßen zu euren Höhen hinan. Weltabgeschiedene Bergdörfer schmiegen sich in die Falten eurer grünen Wälder, und eure Felskuppen und gelbroten Wände spiegeln sich in den azurblauen und smaragdnen Fluten des Achensees!

Sagenumkränzt's Sonnwendjoch! Riesenopferstein vergangener Welten, auf dem Allmutter Sonne frühmorgens ihre lobenden Siegesfeuer entzündet!

Urwaldscharfen klingen aus wildbachdurchrauschten Hochtälern zu deinen stolzen Zinnen empor, und zum stillen Bergkessel, wo der Zireinersee aus latschenumrahmter Felsenöde grünäugig zum Himmel lugt. Auf sonnigen Matten bluten duftende Prännellen, leuchten blaue und gelbe Enziane. Aus Latschendunkel flammt Alpenrosenlohe und von der Felsbrust nickt das silberweiße Edelweiß.

Aus den Schründen und Klüften der himmelanstürmenden Rosan-Nordwände dämmern blaue Schatten mit langen Armen tief zum Ampmoosboden nieder, wo zwischen moosbewachsenen Urweltblöden, mattenumfriedet, zwei Meeraugen in träumerischer Weltvergeffenheit den Himmel widerspiegeln. Was Wunder, daß allsommerlich Taufende, von Bergromantik und Sonnenzauber der stolzen Felsenthronen angelockt, zu den weitragenden Warten des Rosangebirges hinanpilgern und auf leichten, gefahrlosen Bergwegen über Hochflächen und Grasmugel von Hütte zu Hütte bummeln...

Nicht von sommerlicher Bergfahrt zum Sonnwendjoch und Rosan will ich erzählen, wohl aber vom Winter, wenn er da oben sein weißes Heerlager aufgeschlagen, und vom siegestrunkenen Frühling, dem Sonnenkinde, das dem vergränten Eiskönig mit Föhngebraus und Soldanellenglockenklang zum Rehraus auffiebelt.

An einem Märzorgen war es, da meine Brettel und ich in Rattenberg aus dem Wagenabteil eines Südbahnzuges stolperten. Da ich durch das liebe Städtchen schritt, blähte ein weicher Föhn durch die alten, stillen Gassen. Breit und wohligh lag der

Sonnenschein auf den erkergeschmückten Patrizierhäusern und froh durch blühende Scheiben in die Stuben hinein. Von der hölzernen Innbrücke aus das altgewohnte Bild. Alt und doch immer wieder bezaubernd schön! Die altehrwürdige Bergstadt und das graue Mauerwerk des Schlosses darüber vom Sonnenglanz umfassen. Die Berge merklich nahe gerückt, scharfumrissen, mit ausgeprägten Formen. Vor mir das Sonnwendjoch, über dessen verglaste Hänge und wächtenüberdachte Ostabstürze das Gold des jungen Tages ausgegossen war. Kulissenartig schoben sich die Bergflanken der Inntaler Kette in das Tal herein und weiter oben leuchteten die Öhtaler Ferner im fahlen Morgenlichte. Innab glitt der Blick über Wald und Wiesen des Angerberges zur Riesenpyramide des Scheffauer Kaisers und zu den Niederndorfer Bergen, die fohnblaufarbig heraufgrühten. Ernst und schweigend standen die Berge innauf und -ab. Drüberhin wölbte sich blauweiden und blankgeegter Himmel, darin leuchtend weiße Zauswolken wie Silberschifflein von Gipfel zu Gipfel glitten. Der Inn, der firngeborene Schweizersohn, rauschte seine uralten Wanderlieder dazu und warf sich schäumbekränzt in jugendtollem Übermut an die alten Brückenjocher.

Ich hatte meine helle Freude an dem schönen Wandertag und schritt tüchtig aus, um nach Krambach hinüberzukommen. Hinter der Pension Geiger betrat ich den rotbekleckten Alpenvereinsweg, der durch Jungwald ansteigend zu einem großen Schlag hinanleitet. Was der Waldschlag durch seinen Schinder auf sein Gewissen läßt, das sucht er durch den großartigen Blick in das Inntal wieder gutzumachen. Das grüne Wipfelmeer des Hagenauer Waldes liegt uns zu Füßen. Die schmutzen Häuschen von Krambach grüßen herauf, die blauen Reintalfeen aus dem Wälderrahmen des Angerberges, und von jenseits des Inns Rattenberg mit seiner Schlossruine. Weiter oben nahm mich der Wald auf, ging die Schneestapferei los. Aber der Schnee war noch hart gefroren und trug mich knirschend. Zwischen den wirr durcheinanderliegenden Felstrümmern eines Bergsturzes, des „Rötgschöb“, hindurch stieg ich bergan. Unter einem überhängenden Felsen, dem Herrgottstein, haben fromme Hände eine Waldkapelle errichtet. Uralte Totirrtafeln hängen an der Felsenwand, Krücken lehnen dort. In den Baumriesen orgelt der Föhn und ein schneeübergrabnes Waldwässerlein murmelt irgendwo seine Ewigkeitspsalmen dazu.

Golden lag das Sonnenlicht auf Ast und Wipfel und leuchtete in blühenden Strahlenbüscheln durch die schlanken Stämme. Und auf dem flimmernden, glitzernden Weiß webte die Sonne ihre Rehe. Dort und da lag in zarten Tönen ein liches Blau, und anderwärts funkelte es in roten Flecken. Ab und zu strahlte ein Stücklein Blauhimmel und ein versilberter Berggrün durch das Geäst. Dann und wann knarrten die alten Buchen im Windzug. Tannen und Fichten, richtige Hochwaldbriesen, mit mächtigen Zausbärten behangen, reckten sich kühn und blähten sich wohligh im Winde, blickten hochnasig auf ihre Kameraden nieder, die des Winters Ungestim gebeugt, geknickt oder zerspellt, mit klaffenden Wunden auf dem Boden lagen.

Wo ein Steig links zur Postalm abzweigt, begegnete ich dem Haberbach, einem tollen Gesellen, der schäumend und stäubend über Stock und Stein hüpfte, und, sich überstürzend, lärmt und schwätzt, als wäre er froh, endlich dem eisgefesselten Bergsee entronnen zu sein, an dessen Ufern die Einsamkeit und das Schweigen hocken. Und immer steiler geht es bergan. Ich stieg und schwitzte, und brummte innerlich über den schweren Schmerfer, über die faulenzenden Brettel, „die eigentlich gar nicht am Plage waren“, und trat endlich auf die Böden der Plehachalm hinaus.

Dort und da hatte die Sonne den Schnee weggeflüht, und nun läuteten hochstengelige Anemonen den Bergfrühling ein. Und aus dem jungen Rasen reckten die Soldanellen neugierig ihre blauen Glöcklein und begleiteten ihre Anemonenschwestern mit schüchtern leisem Klingeling. Und dann schlüpfte ich in die Brettel und zog über das Wared auf sonngleißender Halde zur Ludotalm hinan. Im Silberschuppenpanzer des



Ing. Bruno Geß phot.

Abb. 1. Gipfel des Fleidings



Ing. Bruno Geß phot.

Abb. 2. Blick vom Brechhorn gegen Gr. Kettenstein und die Tauern



Jng. Bruno Heß phot.

Abb. 3. Faldalpenhorn bei Wörgl



Jng. Bruno Heß phot.

Abb. 4. Faldalm auf dem Faldalpenhorn gegen Südwest

Winters lagen hehr und schweigend die Berge vor mir. Und dieses Schweigen füllte die weite Mulde und lag auf der goldigen, wächtenreichen Überdachung des Sonnwendjoches, das mit seinen roten und odersfärbigen Felsstufen und Steilwänden, und den blauen und grünen Firnschatten der vereisten Ränder im seltsamen Gegensatz stand zur leuchtenden Weiße der Mulde. Über die Bergalm hinaus flog der Blick in glitzernde Weiten, wo sich die silberglänzenden Firnnadeln der Zillertaler Eismwelt in den tiefblauen Himmel bohrten.

An der Ludoialm, auf deren Hütten breit und träge üppiger Sonnenschein lag, zog ich vorüber und hinan zu ihrem Hochleger, der Zireineralm. Dort drüben vom Plehachkopf war eine große Lahn niedergegangen und hatte die neue Hütte der Plehachalm zerschmettert. Eine breite, schwarze Runse an der Vergleite gab Zeugnis von der mächtigen Ausdehnung der Lawine. Dann ging es an der Zireineralm vorbei, die tiefeingehüllt im Winterschlaf lag und vom Sennensang und Glockenklang des Sommers träumte. Und weiter zwischen dem Latschberg und den Ostwänden des Sonnwendjoches durch zum Zireinersee hinan. Himmelhoch ragen zur Linken die prallen Wände, ab und zu von schmalen Leisten und schwarzen Rinnen unterbrochen. Aber auch die Westabstürze des Latschberges mit ihren Säulen und Erfern und blauschattigen Runsen geben an Wildheit und Formenreichtum ihren Nachbarn nichts nach. Und da ich, aus dem Tor der gewaltigen Felsenburg tretend, etwas zur Tiefe stieg, lag plötzlich der Zireinersee vor mir im weißen Beden.

Wohl selten hat mich ein Bild so tief in der Seele erschauern lassen, als der Anblick dieses stillen Bergsees in toteinsamer Felsenöde, im großen Schweigen des Bergwinters. Schon oft bin ich hinaufgestiegen zur Sommers- und Herbstzeit, habe an seinem Gestade manche Stunde verträumt; saß droben, da der See, ein Smaragd in Morgensonnengold gefaßt, vor mir lag. Über die kristallklaren Fluten vom hellsten Blau bis zum dunklen Grün tänzelten goldene Sonnenlichter und tauchten tief zum schwarzen Grund hinab. Stand wohl auch zuweilen des Abends voll Schönheitsschauern an seinen Ufern, da sich die Nordwestabstürze des Rosans im Purpurmantel der Abendsonne in den dunklen Fluten badeten. Und sah an den höchsten Leuchtern der Berge die Lichter verlöschen und der Dämmerung zarte Schleier über den See wallen, der traurig und verlassen zwischen Fels und Schutt lag, vertrauernd in kühlem Schweigen. Und aus den Klüften und Rinnen der Felsen, denen graue Schattengeister entstiegen, klang es wie Roboldbüchern... Doch niemals hat mich das Gefühl einer solch grenzenlosen Einsamkeit befallen als an jenem Vorfrühlingstag. Milchigweiß und grün-schillernd leuchtete das Eis. Buntfarbige Lichter huschten wie Irrwische über die gleißende Decke. Und wo das Eis geborsten, spiegelten sich seine kobaltblauen Ränder im bloßgelegten See...

Lange hielt ich Rast auf einem Steinblock am sonnigen Ufer, dabei meinen Rucksack erleichternd. Und dann stieg ich wieder hinan und schnallte oben die Bretter an, um aus der bangen Stille des Schattenreiches hinabzugleiten ins Sonnenland der Ludoialm. Dort lag ich dann vor einer der Hütten in der Sonne. Alles Fesselnde, Schwere fiel von mir. Ich guckte weltvergessen in die blaue Himmelskugel und horchte auf das weiche Gesumme der Käfer. Die Berge standen still und feierlich in der großen Ruhe des Mittags. Irgendwo plauderte der Bach und sang alte Weisen vom Winter und vom Lenz, von Werden und Vergehen. Und in den mächtigen Schirmtannen harfte der laue Wind seine Sonnenlieder.

Endlich, da die Schatten des Sonnwendjoches tief in die Mulde langten, tat ich die Bretter an, lupfte meinen Schnerfer, ließ Busch und Baum an mir vorübergleiten und zog schmale, blaue Rinnen in den sonnübergoldeten Schnee bis hinab zum Plehachgatterl. Im Walde gab's eine Wildwestfahrt. Und da ich mit den stämmigen Baumriesen und den neugierig aus dem Schnee lugenden Felsnasen keineswegs in

nähere Berührung kommen wollte, so schnallte ich die Schier ab und stieg durch den dunklen Bergwald nieder, durch dessen Astwerk die letzten Lichter rannen. Zwischen den mächtigen Blöcken am Rötgschöb hockten die Dämmer Schatten und streckten ihre sonnenklüsternden Hände aus nach dem letzten Leuchten, das hoch oben in den gelben Wänden hing. Da ich unten auf die Lichtung hinaustrat, flutete eben das Abendgold in breiten Wellen durch das Tal, darin wie flüssiges Metall der Inn glänzte. Der trug meine schauensfrohen Blicke weit talab, bis sie sich am Gopfeiler des Kaisers, dem Scheffauer, versingen.

Noch einen Blick hinunter zu den leuchtenden Goldblöcken des Reintales und hinüber gen Rattenberg, das Mutter Sonne mit weichen Armen umfassen hielt . . . Dann stieg ich durch den Jungwald nieder, schritt durch das feierabendstille Kramtsch und warf von der Innbrücke einen stillen Gruß hinauf zum schattengrauen Gewände des Sonnwendjoches als Dank für all die Herrlichkeiten, die ich wieder erschauen durfte in seiner wunderreichen Schatzkammer.

Ein andermal zogen wir zu zweit an einem blühblanken Maimorgen über die Rattenberger Innbrücke, um über das Sonnwendjoch in das Winterreich des Rosans vorzudringen. Die Bretteln hatten wir daheim gelassen und nur den Pidel zur Hand genommen, um gegen jede Abweisung der vereisten Grashänge gerüstet zu sein. Fröhlichen Sinnes, mit hellen Augen und offenen Herzen zogen wir durch das blütenprangende Kramtsch.

Wem sollte sich auch nicht das Herz auf tun bei soviel Sonnenglanz und Blüten-schnee, bei Glockenklang und Käfersummen! Frühling war es! Unterländer-Frühling!

Das breite Innthal von den roten Marmelwänden des Sonnwendjoches bis hinunter zu der bleichen Zadenkrone des Wildkaisers ein einziger blumengestückter Teppich. Buntgewürfelt mit sprossenden Saaten und leuchtenden Wiesen, mit blauen Glockenblumenstreifen, mit Margeriteninseln und gelben Löwenzahnflecken dazwischen. Auf den Heimweiden rottschneidige Röhre, in deren Bimbam und Klingklang sich die himmelansteigenden Juchzer der Hütbuben mengten.

Im junggrünen Anger, unter Kirschblüh versteckt, die weißgetünchten und rotbraunen Unterländer Häuser mit bemalter Hauswand, mit brennrot leuchtenden Nelken, zwischen wucherndem Rosmarin auf dem sonnigen Söller und den funkelnden Glaskugeln im Hausgärtlein. Lustig plätscherten die Brunnen, schwachten die Stare und im Blütenspind strich das Mailüsterl lustig seine Fiedel. Und über allem spannte sich glanz erfüllt ein strahlender Blauhimmel. Die mächtigen Kastanienleuchter bei der Glashütte hatten ihre roten und weißen Kerzen aufgesteckt und leuchteten uns den schattenkühlen Bergweg hinan. Im Jungwald ober der Schreierwiese ein Schälmeien und Musizieren der Waldfängerriege und dazwischen eines Ruducks lodender Ruf, der mich emsig meine Börse schütteln ließ. —

Strahlender Sonnenschein lag auf dem großen Schlag. Wir gaben die Rode in die Rudsfade und stiegen hembärmlich zur Waldestühle hinan. Et, war das ein herrlich Wandern im funken sprühenden Hochwald, der, von allen Schönheitschauern junger Morgenpracht durchzittert, wundersame Weisen rauschte. Weiße Nebelfetzen kosteten um die hohen Waldsäulen. Der Morgen-sonne Goldregen tropfte gleißend durch die Äste und rann an den schlanken Stämmen nieder. Und malte gelbe Flecken auf die moosigen Felsstrümmen. Ja, selbst die alten Gnadenbilder am Herrgottstein bekamen goldene Rahmen ab. An der Wegteilung schritten wir links in den Graben hinab, wo sich der Haberbach weißschäumend über Felsenstufen in die Tiefe stürzt und seinen in allen Regenbogenfarben schillernden Staub in den sonnerhellsten Bergwald emporwirft. Auf schwankem Steg über den Bach und drüben zur Postalm hinan. Von der freien, steilen Halde, auf der sich die Postalm sonnt, gleitet der Blick hinaus zu

den Silbergraten des Kellerjoches und den strahlenden Fernern des Sellraintales. Und steigt an der Berglehne hinunter zu einem Meer tiefgrüner Wipfel, von dessen Rand die winzigkleinen Häuser von Münster heraufgrünen. Da schimmert und blüht der Inn, der seine schaubefrängten Schneewässer am schmutzen Brizlegg vorüberwälzt und an den alten stolzen Burgen Mahen und Lichtwerth vorbei und dem gewaltigen Kropfsberg am Eingange des Zillertales.

Dann nahm uns wieder der Buchwald auf. Eine uralte Holzkapelle steht einsam mitten im Walde. Sonnlichter huschten über die grauen Wände und das spitze Moosdach, Waldböglein zwitscherten auf den Stufen. Überall trafen wir noch Spuren vom Rückzuge des Winters, dem der nachstürmende Frühling hart auf den Fersen folgte. Dort und da schmutziggraue Schneeflecke und schwarze Tümpel, entwurzelte und geknickte Buchenriesen, die ihren Waldgenossen zu Füßen lagen. Über freudig plaudernde Waldwässerlein und leuchtendweiße Schneefelsen, an deren Rande Anemonen aus grünem Blattwerk strahlten, schritten wir hinweg. Der weiche Brodem des Waldes und der herbe Erdgeruch der schwellend jungen Scholle füllten den hohen Buchendom, durch den die Bergfinken und die Meisen ihre Jubellieder jauchzten.

Weiter oben ging's nun im langen Zickzack eine steile Waldwiese hinan zu einer schneegefüllten Mulde und dann über steinige Almwiesen zur Rosanhütte. Die Rosanhütte, auch Berglalm geheizen, ein im Eigenbesitze befindliches stattliches Unterkunftshaus, schmiegt sich, von mächtigen Schirmtannen überragt, an die sonnige Lehne des Bergkopfes und wird wegen der umfassenden, herrlichen Rundsicht und vorzüglichen Bewirtschaftung sommersüber viel besucht.

Wir gingen an der geschlossenen Hütte vorüber, nahmen weiter oben einen kleinen Imbiß und stapften über den Harsch der Berglscharte zum Sonnwendjoch hinan. Am Rande einer großen Schneelahn, von deren Wucht die aufgerissene Erde und die zu Boden gedrückten Latschengruppen zeugten, stiegen wir über Felsen, an denen die Goldaurikeln den Bergfrühling einläuteten, und über Grasbudel, wo der Krokus sich seines jungen Lebens freute, zum weißen Steilhang hinan. Immer neue Schneebudel mußten erstiegen, steile Firnhalden gequert werden, aber auch immer neue, farbensatte Bilder erschlossen sich uns. Die roten Ostabstürze mit den blauen und grünen Schatten auf den Felsbändern und den malachitblauen Eisgebilden in den Rinne, die grünende Ludoialm in der Tiefe, wo der Haberbach schäumend über Stod und Stein tost. Und sein Rauschen drang wie Orgelklang in das große Schweigen herauf.

Endlich standen wir auf dem Gipfeldach, von dem das hochragende Thurwieserkreuz in schimmernde Weiten grüßt. Freudestrahlend starrten wir in die Landschaft hinaus, die, einem Riesenbilderbuche gleich, vor uns lag, und ließen bewegt die schönheitsgerigen Blicke in die Runde flattern, von Joch zu Joch, vom Fels zum Firn. Vor allem fesselten uns die bleichen Kalkfelsen des Rarmendels. Wie sich diese Riesenmauern mit ihren wuchtigen Erkertürmen, Zinnen und Zaden, mit den gewaltigen Pfeilern und finsternen Nischen formenschön in die Wolken stemmen! Wie der Hochwald die Vorberge hinanklimmt! Wo er stirbt, erklettern grüne Latschen die Hänge und grauen Kare, aus denen wildschöne Steilwände in den Himmel wachsen. Darüber hin stand drohend eine dunkelgraue Wolkenbank, die ihre Schattentücher um Schrofen und Risse hing.

Fernher grüßten die Öhtaler und Sellrainer Schneeberge. Ein Bild von bestridender Anmut bot die Schau ins weltberühmte Zillertal, wo sich die türkishe Ziller an schmutzen Dörfern und spitzen Kirchtürmen vorbei durch frühlingsgrüne Auen windet. Tiefdunkle Wälder steigen die Hänge hinan, rahmen grelleuchtende Bergwiesen mit weltvergessenen Gehöften ein und klimmen hoch hinauf zu den Almmatten und Jöchern, die in strahlender Weiße erglänzen. Auf dieses herrliche Stück Erde schauen ehr-

furchtgebietend die mächtigen Schneefelder, die blaugrünen Firnnadeln und hohen Eisdome der Zillertaler Ferner herein und lenken den Blick hinüber zum strahlenden Gipfelgewoge der Hohen Tauern. Lange labten sich unsere Augen an dem Gipfelgewirre, wanderten hinüber zum Galtenberg und zu den blauweißen Schneeschuhbergen der Rißbühler Alpen. Vom untersten Unterland grüßte das Felsenschloß des Kaisers, und ein grüner Kranz formenreicher Grenzberge, bis weit hinaus ins liebe Bayerland, wo fernblaue Waldberge in den Äther wachsen.

Unten im Tale sprang der junge Lenz über leuchtende Wiesen und zündete an Busch und Baum die Blütenkerzen an. Hier oben lag alles noch im Bannkreise des Winters. Eiferfüchtig breitete er immer wieder weiße Linnen über den junggrünen Krokusrasen, und dann kam von ungefähr Neiding Föhn dahergeblasen und segte ihm die Tücher über alle Berge. Und Mutter Sonne streichelte mit lindem Händen über die zitternden Gräser und hauchte den frosterstarrten Blumenkindern neues Leben ein. Die Haidachstellwand drüben reckte ihre breiten Schultern unter dem wallenden Mantel aus Hermelin, auf den die Sonne goldene Tupfen malte. Nur der Sagahn hatte seine Fesseln abgeworfen und hob sich in wildem Befreiungsjubel fühl'n in den Himmel hinein. Auf seiner Ostflanke kletterten wir auf versichertem Steig in die Tiefe und wanderten auf seiner Nordseite zum Rosan hinüber.

Die Waldberge und Grasmugel im Norden draußen haben einen Sonderling in ihren Reihen, einen wahrhaft königlichen Berggreden, den doppeltürmigen Guffert, der stolz und zugeknöpft über seine grüne Nachbarschaft hinwegsieht. Ein Prachtberg, ungemein eigenartig und fesselnd, mit weißen Felsflanken, die sich schroff und abweisend aus grünem Waldesdunkel gen Himmel recken. Zu Füßen, auf blumiger Hochfläche, ein Würfelbecher voll Häuschen um eine Kirche herum, braune und weiße Flecken auf grünem Rasen, das ist Steinberg. Und wenn ich zum stolzen Guffert hinausschaue, diesem tirolischen Pharaongrabmal, dann denke ich stets an einen der besten aus der Klettergilde, dem da drüben am 3. September 1911 an der kalten Wandflucht die schönheitslüsternen Augen brachen, an Sepp Nieberl. —

Der Rosan hatte einen schimmernden Silberschuppenpanzer um seine edelweißgestickten Prunellenhänge gelegt, hohe Wächtenmauern krönten seinen Ramm und von der Spitze leuchtete des Winters strahlend schöne Dreifarbe: Blau-Weiß-Gold! Dem harmlosen Gefellen möchte man keineswegs eine solche Wildheit zutrauen, wie er sie an seiner grimmigen Nordseite aufweist. Da flattert der Blick an schaurig schönen Steilwänden, Platten und Säulen entlang erstaunt in die gähnende Tiefe hinunter zum Alpmoosboden. Dort brütet zwischen hohen Blöcken ein dumpfes Schweigen, ducken sich schwarze Schatten zu Füßen himmelanstürmender Wände und leuchtet manchmal eine Sonneninsel aus dem fahlen Weiß, um gleich wieder vom gierigen Dunkel jagender Wolken verschlungen zu werden.

So saßen wir auf hoher Wächtenmauer und überließen uns willig dem Zauber weltentrückter, wildschöner Bergeinsamkeit. Über die Felsköpfe des Spieljoches sah die schöne Kirchturmspitze des Hochs herüber, da gab's dräuende Felsmauern mit Erkern und Leisten, mit grimmigen Plattenschüssen und engen Rinnen, da taten sich schwarze Abgrundtiefen auf und lichterstorbene Karfelder. Vor uns aber lag ein weites Becken, umrahmt vom rotgelben Gemäuer des Sonnwendjoches, der Haidachstellwand und der Grubenspitze, zu deren Füßen wie ein erblindeter Spiegel, glanzlos, die Grubenlade ihren Eistraum träumt. Weder beengende Riesenmauern, noch seltsam geformte Spizen und Felsnadeln steigen vor uns auf. Nichts von Firnenpracht und Gletscherleuchten! Und doch ein unvergleichlich schönes Bild! Die große weiße Mulde mit den weichen Linien und sanften Wölbungen, mit den langen, zartblauen Schatten und den roten, gelben und violetten Lichtern auf dem schimmernden Weiß, über das sich ein tiefblauer Himmel spannt, dünkt uns ein Stücklein

Märchenland. Eiskönigs Zauberreich schloß sich uns auf, mit seinen tausend Wundern und Herrlichkeiten. Vergessen war der Frühling im Tale, der Winter hielt unsere Sinne gefangen! — — —

Wie die Schatten aber immer länger wurden, rissen wir uns los und stiegen zur Grubenlade ab, wanderten zwischen Haidachstellwand und der prallen, schönen Südwand des Roßkopfes hinaus auf sonnige Lehnen, wo die Ruhfschelle auf aperer Raseninsel ihr junges Dasein feiert, wo die blauen, kleinen Enziansternlein sich sonnen und goldgelbe Bergaurikeln im bleichen Felsengeschröf vom Bergfrühling Botschaft bringen.

Bis zum Gschöllkopf hätten wir wohl gerne die Brettel benützt, die wir so achtlos daheim gelassen. So hieß es denn tüchtig schneestapfen, bis wir endlich bei der Erfurter Hütte anlangten. Die hatte noch eine weiße Zipfelhaube schief übergestülpt und hüllte sich in vornehmeres Schweigen. Von Westen herüber schauten die Dalfazer ins Tal; sie waren gelb vor Ärger, denn da unten machte sich schon lange der Frühling breit. Rings um die Hütte ein winterlich Bild, blauschimmernder Harach von Schneeschuhen zerschnitten, Krüppelföhren vom Winter gebeugt, Schneesturmfluten eiserstarrt und burgwallartig um die Hütte getürmt, als wollte sich der Schneekönig dort zum letzten Kampfe verschanzen. Nur an der Haidachstellwand hatte die Sonne die weißen Linnen von der prallen Felsbrust gezogen und grüne Gräser auf die schmalen Leisten gestreut, wo der Frühling emporklettern wird, um sich die Gipfel zu erkämpfen. Der Gschöllkopf schüttelt trotzig den Schnee von seinen Flanken. Er sehnt sich ja auch den Zeiten entgegen, da grüner Sammt seine Blöcke und Felsbündel überzieht und die weiten Matten der Maurizalm, wo die Alpenrosen flammen und die Prunellen duften. Da die goldigen Arnikasterne sonnenhungrig sich zum Blauhimmel heben, da die Raute blüht und das Edelweiß, und die Bergwände widerhallen vom Klingklang der Herdenglocken und vom Jodelschrei der Sennerin.

Welch ein wunderbarer Werdestreit in diesem planmäßigen Urkraftwalten der Natur! Wie sich der Winter um sein Leben wehrt, wie er die Lahren hoch vom Geschröf dem Frühling entgegenwirft und alles Leben knebelnd töten will. Ein unnützes Ringen, denn der Frühling, engbefreundet mit Sonne und Föhn, kennt keinen Widerstand. Er nimmt mit jungstarken Armen von allem Besitz und jagt den einsamen Winter immer höher hinauf in die Berge. Und wenn im Tale die Birkenfahnen wehen, dann küßt Frau Sonne am Bergwaldrande die blaßblauen Leberblümlein wach und zündet die roten Kerzen des Seidelbastes an. Dann hebt ein wonnig Singen und Klingen an, der Ruckuck lockt, die Amsel ruft und der strahlend-schöne Bergfrühling zieht über rosige Erikamatten und enzianblaue Hänge zur Höhe hinan. Und um diese hohe Zeit, da sich die Berge im weißen Brautgewand dem Frühling entgegensehnen, ist es im Rosengebirge am schönsten.

Darum saßen auch wir lange bei der Hütte, bis uns das sonnvergoldete Tal, wo im walddunklen Rahmen der Achensee ruht, in die Tiefe zog.

Trippttrapp polterten wir durch den Wald in den Graben hinunter, wo sich der Wildbach plaudernd und sprudelnd zu uns gesellt. Bei der Unteren Maurizalm kam uns mit müden Schritten der Abend entgegen, in den eine maitolle Amsel ihre begehrenden Liebeslieder hineinjauchzte. Tief unten blieb auf einmal der Wald zurück. Über gelbe Löwenzahnwiesen wanderten wir zum See hinüber, der mit weichem Singen und Klingen seine schlummersehnenenden Wellen an die Ufer schlagen ließ.

Drüben in der grünen Perttsau blickten die ersten Lichter auf, irgendwo fernverwehelter Singsang, vom See her leises Ruderächzen . . . so ging der Sonnentag zur Neige . . .

Das Gefäße und seine Berge

» Von Dr. Fritz Benesch »

Die großen alpinen Nebenflüsse der Donau oberhalb Wiens zeigen im ganzen das gleiche Bild des Verlaufs. Sie entspringen irgendwo tief in den Alpen, folgen, solange sie noch klein sind, willig der Furche, die die grünen Schieferberge von den zerfchründeten Kalkalpen trennt, dann aber sprengen sie in scharfer Wendung nach Norden die lange geduldeten Fesseln, um dem freien Land ihrer Bestimmung, dem großen Mutterstrom, entgegenzueilen. So der Inn, die Salzach und die Enns.

Bei der Salzach und der Enns erfolgt der Durchbruch an Stellen, wo es am wenigsten zu erwarten gewesen, wo sich das Gebirge in doppelter Mächtigkeit aufbaut, als wollte es dem flügge gewordenen Sprößling die Freiheit noch länger verwehren. Jene durchstößt den Wall am Tennen- und Hagengebirge, und das Ergebnis ist eine großartige Klamme, der Paß Lueg, diese sucht ihren Weg aus den Alpen just dort, wo sie am wildesten sind. Sie fließt an der Senke von Klachau vorbei, verschmäht den bequemen Weg zur benachbarten Mur, ja selbst das einladende, grüne Tor des Buchauer Sattels bei Admont, und führt ihren Schlag gegen eine dicht gedrängte Phalanx von Felsbergen, wie sie ihr höher und größer sonst nirgends begegnen. Der Kampf des Durchbruchs, der vor Jahrtausenden begann, ist noch nicht zu Ende. Das Tosen des wehrhaften Flusses zwischen den riesigen Wänden übertönt selbst das Poltern der Eisenbahnzüge, die hier auch ihren Weg fanden. Der breite Schwall stürzt schäumend über die Blöcke, die ihm die besiegten Reden zuletzt noch entgegengeworfen, und schlägt hoch an den unterwaschenen Felsen hinan, ein rasender, wirbelnder Gischt, in den sich die murmelnde Enns der Admonter Auen nun plötzlich verwandelt. Es ist ein ewiges Donnern, Rauschen und Zischen, das unter den vorhängenden, hohen Mauern zu einem Sausen verschmilzt. Daher auch der Name, den das Volk dieser großartigen Stätte gegeben hat.

In der Abhandlung über den Hochschwab im vorjährigen Bande der „Zeitschrift“ wurde erwähnt, daß sich dem Nordrand dieses Gebirgs entlang die Fortsetzung der sogenannten Mariazeller Bruchlinie bis gegen Admont hinzieht und daß dieser in bedeutende Tiefen gehende Sprung in der Erdrinde eine Zone darstellt, in der die Aufpressung und Zertrümmerung innerhalb des nordöstlichen Kalkalpenzuges ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Pressung an dieser Linie war zwar im Norden des Hochschwabs am stärksten und hat dort in das gleichmäßige Gefüge der Erdrinde die größte Verwirrung gebracht, aber sie war in der Gegend des Gefäßes immer noch stark genug, um so ungeheure Kalkschollen, wie sie die Berge dort darstellen, emporzuheben.

Fünffmal hintereinander wechseln die Schichten ihre Einfallrichtung, in langen Reihen, wie riesige Wogen, die in der Brandung bald vor-, bald zurückschlagen. Die erste Reihe, nördlich von der Enns, fällt von der ebenen Lage gegen Süden immer mehr ein, die zweite, kleinere, die über den Fluß zieht, neigt sich zur ersten zurück, die dritte bäumt sich, alle anderen überragend, gegen Mitternacht auf und läßt zwischen sich und der vorigen Reihe einen klaffenden, bis an die Basis gehenden Riß. Gegen Admont zu ist ihre Schichtstellung am steilsten, gegen Gießau verflacht sie. Die vierte Reihe neigt sich zum Teil wieder zur dritten, die fünfte aber erreicht den höchsten Grad von Verwerfung, denn vom Gamsstein bis zum Lugauer hat sie sich um 180 Grade

gedreht, und während die Schichten in der Mitte, am Haselfogel, noch flach liegen, biegen sie sich wie die Flügel einer Luftschraube nach beiden Seiten entgegengesetzt ein, bis sie lotrecht emporstehen.

Die erste der Schichtreihen ist die Bergkette Großer und Kleiner Buchstein—Tamischbachturm, die zweite, kleinere umfaßt die beiden Gäßfeiler am Gefäßeeingang, Haindlmauer und Himbeerstein, dann den am Massiv des Großen Buchsteins lehnen- den Bruchstein und den kleinen Turmstein gegenüber. Die große Mittelreihe wird durch das Johnsbachtal unterbrochen und besteht aus dem Reichensteinstock, aus dem Hochtorzug und aus dem Zindl mit seiner Fortsetzung bis Hiesflau. Die vierte Reihe ist kurz und reicht nur von der Jahrlingmauer bis zur Hausmauer im Hartlesgraben, die fünfte ist dafür umso länger, denn sie beginnt mit dem Gamsstein, zieht über den Wasserfallgraben zur Stadtfeldmauer, dann über den Hüpfinger Hals zum Haselfogel und Lugauer und endet erst am Hieslerkogel jenseits des Erzbachs.

Die Gesteine dieser Schichtreihen gehören der Triasformation an: ganz unten der Werfener Schiefer, der aber innerhalb des Gefäßes nur in einem schmalen Streifen hinter der Haindlmauer hervorkommt, dann der untere Dolomit, der hier weit ausge- dehnt und in bedeutender Mächtigkeit den Sockel der Hochwände bildet. Diese endlich bestehen aus dem 1000 m mächtigen Dachsteinkalk, dem Hauptgestein in den nordöst- lichen Kalkalpen. Von dem Dolomit durch das dünne Band der Raiblerschichten getrennt, zeigt er hier zum letztenmal eine deutliche Schichtung.

In einem Tale dieser steinernen Wellen fließt nun die Enns. Ihr Durchbruch durch das Gefäße war also schon im inneren Bau des Gebirges begründet. Bei den Verbiegungen, die nur die weiche- ren Schichten mitmachen konnten, zerbarst aber die Dachsteinkalkdecke auch in einzelne Schollen, zwischen denen das Wasser leichteren Abzug fand. Die Niederschläge der ungezählten Jahrtausende weiteten die Lücken und Senkungen immer mehr aus und räumten das kleinere Trümmerwerk ab, so daß die Eiszeitgletscher schon die Gräben und Täler vorfanden, denen sie folgten, um sie noch weiter und tiefer zu machen.

Der Ennsgletscher der Rißzeit, das ist der dritten Eiszeitperiode, reichte noch 40 km über das Gefäße hinaus, bis in die Gegend von Reichraming und Gaflenz; in der letzten, der Würmeiszeit, aber blieb er schon am Ausgange des Gefäßes stehen. Ein Arm des Würmgletschers floß über den Pyhrnpaß bis Windischgarsten, ein zweiter schob sich ins Paltental bis zum Schoberfattel hinauf und ein dritter strömte knapp vor dem Gefäße über den Buchauer Sattel, so daß nur mehr ein stark geschwächter Eisstrom in die Talenge gelangte und ihr nach der Ansicht der Eiszeittheoretiker das schmale Profil ließ, das in der größeren Härte des Gesteins seine Grundursache hatte. Am Anfang und Ende des Gefäßes reicht nämlich der feste Dachsteinkalk auf weite Strecken bis zur Talsohle herab, und da bot er natürlich der Schurfwirkung des Eises einen viel größeren Widerstand als weichere oder zer- splitterte Steinmassen, ja selbst als der Dolomit in der ausgeweiteten Talmitte bei Gtatterboden. Kleinere Lokalgletscher vollendeten das Werk, und so blieben von der einstigen zusammenhängenden Decke schließlich nur mehr verschieden hohe und ver- schieden geneigte Schichtpakete stehen, die sich in der Gegend des Gefäßes dichter zusammendrängten als sonstwo im Verlaufe der Enns.

Seit der letzten Eiszeit sind wieder Jahrtausende vergangen. Das Eis hat seine Hauptrolle wieder an das Wasser abgegeben. Zwar hat es in unablässiger Klein- arbeit am Relief des Gebirges weitergemaiselt und besonders in Höhen, wo die Temperatur häufiger um den Gefrierpunkt schwankt, aus den Wänden kleinere oder größere Stücke gesprengt; seine Wirkung aber blieb fortan doch weit hinter der des lösenden und fließenden Elements. Die unwiderstehliche Kraft des Wassers er- kennt man besonders an der Südwand des Kleinen Buchsteins, an der Nordkanke

des Reichensteinzuges und im tief zerschründeten Chaos unter dem Obstein. Im morschen Dolomit hat es am ärgsten gehaust und in dessen Steilhänge hunderte von Rinnen und Schluchten gerissen, die noch keines Menschen Fuß betreten. Und je weicher der Fels war, desto rascher vertieften sich die Gräben und desto weiter schnitten sie sich in rückläufiger Bewegung in den Bergkörper ein. So im Hinteren Winkel und im Griesgraben, wo lange, seichte Gräben entstanden. Die unterwühlten, harten Gesteine aber stürzten abbröckelnd nach und erhielten sich als pralle Riesenwände, die heute unsere Bewunderung erregen.

Aber auch im härteren Fels hat das Element neue Formen geschaffen, denn alle die Rinnen und Risse der Hochregion, wie die Gamschlucht, das Rohr und die unzählten Ramine und Schluchten der Hochtornwand, die Türme, Säulen und Pfeiler an den breiten Fassaden sind das Werk seines Kreislaufes. Damit sind die Formen feiner und zierlicher geworden, denn das Wirken der Eiszeit war mehr ein Schürfen

Überfichtskarte der Gefäufesberge



und Gräben in der Horizontalen und schuf Rundformen wie die Sättel und Ruppen, die herrliche Gotik der stehengebliebenen Mauern aber ist nur ein Werk der heute noch wirkenden Kräfte.

Da stehen sie nun, riesengroß, die stummen Zeugen einer rätselhaften Vorzeit. Rauflose, stille Arbeit ewiger Gesehe hat sie veredelt und aus plumpen Klözen Gestalten gemacht, wie sie schöner viele Meilen im Umkreis nirgends mehr vorkommen. Ihr Anblick ist überwältigend. Man traut seinen Augen nicht, wenn man auf der Fahrt durch das Ennstal hinter dem Zinödl oder der Haundlmauer zum erstenmal freien Ausblick gewinnt. Eine großartigere Hochgebirgszenerie erinnert man sich auch in den Dolomiten nicht gesehen zu haben. Und das nicht in einem einsamen Hochtal, zu dem man stundenlang empоровandern mußte, nein, in einem bis auf diese Enge dicht bevölkerten Haupttal und von den bequemen Polsterfischen des Schnellzuges aus, als wären wir in einem Theater, in einem Wandeldiorama von nie gefeherer Größe.

Aus 1800 m Höhe schauen die Sinnen zum Fenster herein. Bald weichen sie in gemessene Entfernung zurück, die volle Pracht ihrer leuchtenden Fronten entfaltend,



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruchmann aut. et impr.

Planspiße von der Peternscharte

bald drängen sie vor, daß es aussieht, als müßte der Zug an der Bergwand zerschellen. Doch mit kurzer Wendung weicht dieser geschickt dem Zusammenstoß aus, und mit wachsendem Staunen und Grauen sehen wir, wie sich die Riesenmauern über uns neigen, als drohten sie aus Wolkenhöhe herunterzustürzen. Ein so großartiges Schauspiel vermag keine zweite Hauptbahn der Alpen zu bieten.

1500 bis 1800 m messen die Riesen über dem Tal. Nicht einer gleicht dem anderen. Es sind Typen, Charakterköpfe der Alpen, die im Lichte der Erinnerung an die Tage siegreichen Kampfes Leben gewinnen und zu uns sprechen wie Freunde, wie überirdische Wesen, die die Anbetung der Schönheit mit den weihervollsten Stunden belohnen. Diesen Bergen und ihrer Erschließung seien die folgenden Zeilen geweiht.

Großer Buchstein, 2224 m

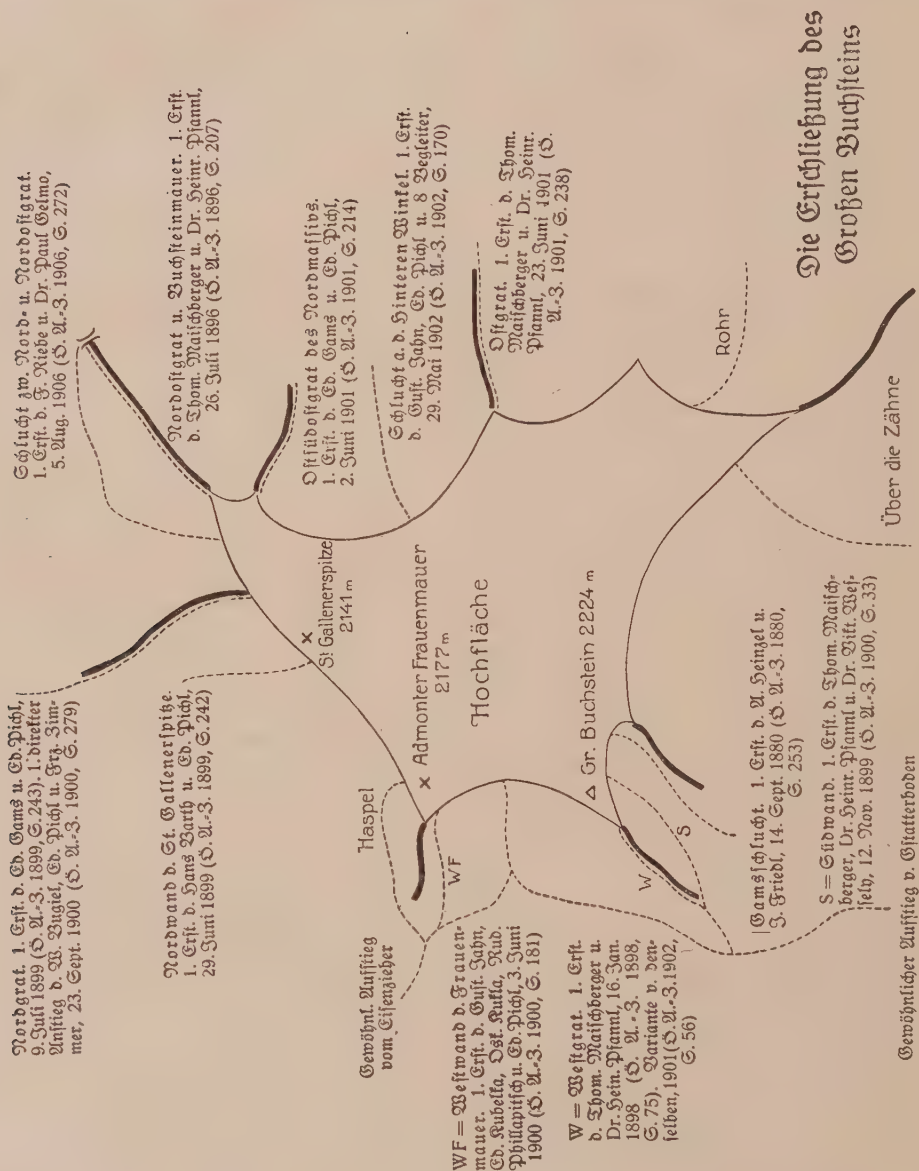
Zweifelloß, die plumpste Berggestalt im Gefäße, denn er hat ein großes Plateau, das zierliche Gipfelbildung von vornherein ausschließt. Hier ruht die Dachsteinkaltdede fast eben auf dem weicheren Grund, und diese Lagerung verhindert es, daß sich die Niederschlagwässer sammeln und im Abströmen Rinnen und Gräben einschneiden. Alles versichert in den zahllosen Klüften, und so erhielt sich hier eine verkarstete Hochfläche, eine großartige Einöde von mehr als hundert Hektaren. Nur am Südrand, wo sich die Schichten talabwärts wölben, vermochte sich das Wasser tiefer einzufügen, wie im Rohr und in der Gamschlucht. Sonst sind die allseits steil abfallenden Wände des riesigen Fünfecks nur noch an zwei Stellen etwas stärker gekerbt, gegen das Krautgartl und im Hinteren Winkel. Am Krautgartl hat das Wasser eine plattige Verschneidung, im Hinteren Winkel eine tiefe Steilschlucht eingerissen, und in der Fortsetzung dieser Kerben und Rinnen haben sich auch die Plateauränder gesenkt und sich oft weit hinein Mulden gebildet.

So wie unser Berg mögen vor Jahrtausenden auch manche seiner Nachbarn ausgesehen haben, ehe sich ihre Verwitterungsflächen von allen Seiten her in einer Felspitze begegneten. Aber auch dem Buchstein droht das Verderben. Vom Buchsteinfattel bis zum Krautgartl und drüben hinunter ist sein Körper furchtbar zerfleischt, ein Chaos von weißen, scharfzackigen Rufen, die den dolomitischen Sodel weithin bloßgelegt haben. Und ähnlich wie hier ist es im Hinteren Winkel und unter der Westwand. Es ist ein weithin sichtbarer Kampf der zerstörenden Kräfte mit dem Koloß.

Die leichteren Aufstiege auf den Großen Buchstein durch das Rohr, über das Krautgartl und über die Haspel sind schon von alten Zeiten her bekannt, denn dort gingen immer die Jäger und Treiber, die auch einen längst verfallenen Durchstieg durch die Schlucht aus dem Hinteren Winkel mit Eisenstiften gebahnt hatten. Unter den schwierigeren Aufstiegen wurde zuerst der durch die Gamschlucht bekannt. A. Heinzel und J. Friedel hatten ihn bereits 1880 gemacht. Eine Zeitlang war er ziemlich gefürchtet, und noch 1893 tat Rudolf von Friebeitz in der *S. A. Z.* den stolzen Ausspruch: „Noch hat kein Damenfuß die Gamschlucht betreten“; ein Jahr später aber bezeichnete schon Karl Scheidl in derselben Zeitschrift die Schlucht als für geübte Kletterer nicht schwierig.

Die eigentliche Erschließung des Berges beginnt erst mit dem Jahre 1896, zunächst mit dem Aufstieg Thomas Maischbergers und Dr. Heinrich Pfannls über den Nordostgrat und die Große Buchsteinmauer. Diese großartige Tour hat später durch den Unfall Goudets eine traurige Berühmtheit erlangt. Ein junger Schweizer Alpinist dieses Namens hatte den Österr. Alpenklub besucht. Und wie man einem lieben Gast gern das Beste bietet, so hatten ihn die Wiener auch in ihr Gefäße geführt, um ihm den neuerschlossenen, großartigen Aufstieg zu zeigen. Im letzten Ramin vor dem Plateau löste sich offenbar durch das Seil ein Felsblock und traf den tiefer stehenden

Goudet. Dieser stürzte sofort ab und riß den mit ihm zusammengeseilten Begleiter Theod. Reidel mit sich. Goudet fiel auf ein kleines Schuttfeld, wo sich sein schwerer Körper durch die Wucht des Aufschlags förmlich eingrub, während Reidel hoch im



Bogen darüber hinausflog. Das Seil hielt zum Glück stand, und so hing Reidel an der Leiche Goudets über dem Abgrund. Trotz des furchtbaren Sturzes kam er ohne schwerere Verletzungen davon.

Der Weg über die Buchsteinmauer wird als eine sehr ernste Wandkletterei, der über den anschließenden Grat als ein sehr hübscher, abwechslungsreicher Aufstieg be-

zeichnet. Zwei Jahre nach dieser Tur erstiegen Maischberger und Dr. Pfannl den gegen Admont gerichteten Westgrat des Großen Buchsteins. Die Kletterei ist dort im allgemeinen fast nie leicht und doch mit Ausnahme einer brüchigen, roten Rinne bei der großen Festigkeit des Gesteins für sichere Kletterer auch nirgends gefährlich. Dr. Pfannl schreibt darüber: „Der Felsaufbau ist von großartiger Wildheit und imponierender Pracht. Nach rechts hängt der Grat in seinem ganzen Verlaufe stark hinaus, aber auch die linke Flanke ist vielfach sehr steil und die Gratlinie ein fortwährender Wechsel von fast ebenen Abfälen und lotrechten bis überhängenden Abbrüchen.“

Im Jahre 1899 war das Interesse für den Großen Buchstein in Wiener Bergsteigerkreisen schon ziemlich verbreitet. Westgrat und Nordostgrat wurden bereits öfter begangen, und an neuen Aufstiegen fand Eduard Pichl mit Hans Barth den nicht sehr schwierigen, aber genussreichen Weg durch die Nordwand der St. Gallener Spitze, mit Eduard Gams den Aufstieg über den kühn aufgetürmten Nordgrat. Brüchiges, plattiges Gestein erforderte auf dem Grat große Vorsicht, obwohl die Schwierigkeiten nicht so groß waren, wie man sie sonst im Gefäule anzutreffen gewohnt ist. Noch in demselben Jahre entdeckten die Erstersteiger des Westgrats einen Durchstieg durch die Südwand halbwegs zwischen Westgrat und Gamschlucht.

Im folgenden Jahre wurde die plattige Westwand der Admonter Frauenmauer durch Pichl, Gust. Jahn und drei Begleiter erklettert. Eine der bedeutendsten Turen dieses Jahres war die direkte Erkletterung des Nordgrates des Großen Buchsteins durch Pichl, Bugiel und Franz Zimmer. Während Pichl bei der ersten Ersteigung des Grates den glatten Riesenturm, der die Hauptschwierigkeiten bot, nach rechts umging, erkletterte er ihn bei der Wiederholung der Tur über eine furchtbar ausgefetzte, schwierige Wand. Diesen Aufstieg nennt er selbst einen der allerschwierigsten im Gefäule. Noch schlimmer scheint die Erkletterung des 600 m hohen Grates gewesen zu sein, der vom Nordmassiv in fast östlicher Richtung zum Hinteren Winkel abstürzt. Pichl erstieg ihn im nächsten Jahre mit Gams vorerst von links her über eine begraste Schulter und dann über eine außerordentlich steile, mit wilden Türmen besetzte Schneide. Die Erstersteiger rühmen die überaus großartige Szenerie, erklären aber die Tur wegen der hervorragend schwierigen Kletterei und der ungewöhnlichen Ausgefetztheit für äußerst gefährlich.

Nicht so große Schwierigkeiten bot wider Erwarten der eigentliche, zum „Bäuchel“ absehbende Ostgrat, an dem sich die Abbruchflächen so günstig verschnitten, daß die Schwierigkeiten zur Steilheit in keinem Verhältnisse stehen. Außerdem ist der Grat trotz seiner Schärfe zum Teil noch mit Zerben besetzt. Maischberger und Pfannl erstiegen ihn am 23. Juni 1901. Sie empfehlen die Tur wegen ihrer großartigen Tiefblicke über die riesigen, den Grat flankierenden, senkrechten Wände. Im gleichen Jahre machten sie noch eine Variante des Westgrats, im darauffolgenden erstiegen Pichl und Gustav Jahn mit noch acht Begleitern, die nicht übermäßig schwierige Schlucht, die vom Hinteren Winkel zur Plateausenke hinaufzieht. Auf dem untersten Absatz fanden sie zu ihrem Erstaunen Eisenstifte, die weiter oben wieder auftraten und die Schlucht endlich nach links verließen. Der Führer B. Zettelmair soll sie einst zu Jagdzwecken angebracht haben.

Vier Jahre später erstiegen Dr. Paul Selmo und Felix Riebe die gewaltige, äußerst steinfallgefährliche Schlucht zwischen Nord- und Nordostgrat, und seither hat man von größeren Erstersteigungen auf dem Großen Buchstein nichts wieder gehört. Da nun in diesen 10 Jahren die Erforschungstätigkeit im Gefäule noch immer sehr rege war, so kann angenommen werden, daß der Berg keine bedeutenden neuen Probleme mehr bietet und seine Erschließung somit ziemlich beendet ist.

**Kleiner Buchstein, 1994 m,
Tiefslimauer, 1814 m, und
Tamischbachturm, 2034 m**

Am Nordostgrat des Großen Buchsteins entspringt die Hauptwasserscheide der nördlichen Gruppe, ein dünner Bogen, der über den Kleinen Buchstein und die Tiefslimauer zum Tamischbachturm zieht und den weiten Waldkessel des Gstaatterbodens mit dem Hinteren Winkel umgibt. Bis zur Tiefslimauer ist die Gratsschneide scharf und ungemein wild. Hier ist von der einstigen Dachsteinkalkdecke nur mehr ein zersägtes Gemäuer geblieben, denn von beiden Seiten sind die unterwaschenen Grenzlinien des Dolomits schon eng aneinandergerückt, und außerdem haben die Niederschlagswässer hier selbst im Dachsteinkalk weichere Stellen gefunden, in die sie bei dem starken Gefälle tiefe Rinnen und Schluchten einreißen konnten. Hier scheint die zerstörende Arbeit der seitlichen Wildbäche seit der letzten Eiszeit größere Fortschritte gemacht zu haben als die Unterwaschung des Hauptkamms aus dem Hinteren Winkel, und das Ergebnis ist eine unsäglich zerschründete Wildnis, die man am besten mit einem Gletscherabbruch vergleicht. Darnach erscheinen Kleiner Buchstein und Tiefslimauer als Kerne härteren Gesteins, das wegen seiner größeren Widerstandskraft in der Verwitterung zurückgeblieben ist und nun hoch über die Umgebung hervorragte. Schon aus der Ferne kann das prüfende Auge die festeren Felsen erkennen, noch besser aber fühlt der Kletterer den Unterschied des Gesteins auf dem Gipfel und in den tieferen Lagen. Anschaulich schildert Dr. Pfannl in seinem Bericht von der Erstersteigung der Südwand des Kleinen Buchsteins den plötzlichen Übergang der furchtbar verwitterten, brüchigen Felsen der unteren Rinne in die prachtvolle Steilwand der Gipfelpyramide. Er nennt dieses Schlusstück wegen seiner eisenfesten Griffe die schönste Kletterei im ganzen Ennstal. Und wer erinnert sich nicht des granitähnlich festen, gefürchteten Blodes auf der Spitze?

Der **K l e i n e B u c h s t e i n** ist einer der drei Gefäusgipfel, deren Ersteigung heute noch Geübtheit im Klettern erfordert. Ehedem war er wegen des sehr schwierigen Gipfelblocks der gefürchtetste unter ihnen, ein besonders kräftiger Blitzstrahl aber hat ihn vor einigen Jahren dieses Ruhmes beraubt. Die erste Ersteigung der drei Spitzen, in die er gipfelt, ist in der „Erschließung der Ostalpen“ zu lesen. Die genaue Beschreibung der Wege dieses und aller übrigen Gefäusberge sowie alle sonstigen wissenschaftlichen Einzelheiten enthält der ausgezeichnete „Spezialführer durch das Gefäus“ von Heinrich Heß¹⁾, dem allverehrten Schriftleiter des Alpenvereins.

Zwischen der letzten Erstlingsstur der älteren Ersteigungsgeschichte und dem Beginn der neueren liegt ein Zeitraum von 11 Jahren. Eingeleitet wurde die neue Epoche mit der Überschreitung des langen Grates zum Großen Buchstein im Jahre 1896, einem Problem, das in zwei Etappen gelöst wurde, indem Dr. Pfannl acht Tage, bevor er die Große Buchsteinmauer erstieg, mit Reidel, Th. Kleinwächter und Dr. Wessely den ganzen Sägekamm bis zur Buchsteinscharte verfolgt hatte. Zwei Wochen später erkletterte Pfannl den Berg wieder mit Maischberger durch die wildzerzerrte Schlucht, die vom Gipfel direkt in den Hinteren Winkel hinabzieht (siehe Bildbeilage), sein Begleiter aber bezwang im folgenden Herbst mit Alfred von Radio den brüchigen, stark ausgefetzten Ostgrat, den aber erst ein Jahr darauf Pfannl und Reidel ganz bis auf die Spitze verfolgten.

1898 erkletterten Pichl und von Radio auf ähnlichem Wege wie Sigmond die Ostwand und ein Jahr später Maischberger mit Dr. Pfannl den prachtvollen Westgrat, eine kurze, äußerst scharfe Schneide, die gegen die pralle Südwand überhängend hinausragt. Es war das eine Tour, die unsere Bewunderung umso eher verdient, als sie von den kühnen Ersteigern trotz der furchtbaren Ausgesetztheit durchweg in Nagelschuhen gemacht wurde. Sie ist der weitaus schwierigste Aufstieg auf den Kleinen

¹⁾ 5. Auflage. Wien 1910. Artaria & Comp.



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Bruckmann

Kleiner Buchstein vom Großen Buchstein

Die Erschließung des Kleinen Buchsteins und der Tiefsmauer

Kl. u. Gr. Buchstein an einem Tage d. Ed. Gams u. Ed. Pichl, 6. Aug. 1899 (S. 21. 3. 1899, S. 243)

Nordostspitze. 1. Erst. d. H. Hofu. & Gersfenberg m. Führer A. Rodlauer, 29. Aug. 1877 (Jahrb. d. S. Z.-R. 1878, S. 271)

Südwestspitze. 1. Erst. d. H. Röschlin, Karl u. Dr. Otto Sigmund, 24. Mai 1885 (S. 21. 3. 1885, S. 133). Variante v. Rud. Reber, Sommer 1902 (S. 21. 3. 1903, S. 46)

Westgrat. 1. Erst. d. Th. Mailchberger u. Dr. H. Pfannl. 22. Okt. 1899 (S. 21. 3. 1900, S. 9)

Kl. Buchstein 1994 m.

Nordostschicht. 1. Erst. d. Hof. Horde, Hein. Herz u. Fris Subatscha, 22. Aug. 1909 (S. 21. 3. 1909, S. 245)

Ostwand. 1. Erst. d. Ed. Pichl u. Alf. v. Radio, 23. Juli 1898 (S. 21. 3. 1899, S. 243). Variante v. D. Ruffa, 1899 (M. Abad. S. Wien 1900)

Westgrat. 1. Erst. d. Th. Mailchberger u. Alf. v. Radio 1. Nov. 1896 (S. 21. 3. 1896, S. 292). Variante v. Th. Reibel u. Dr. H. Pfannl. 17. Juli 1897 (S. 21. 3. 1897, S. 261)

Nordwand. 1. Erst. d. Edm. Güttl, Hans Kopf u. Gust. Schmidt, 16. Juni 1907 (S. 21. 3. 1908, S. 255)

Buchsteinscharte. 1. Begehung d. Grates vom Kl. Buchstein herüber d. Th. Reibel, Frz. Kleinwächter, Dr. Heinn. Pfannl u. Dr. Gitt. Wessely, 19. Juli 1896 (S. 21. 3. 1896, S. 207 u. M. 21. 3. 1896, S. 187)

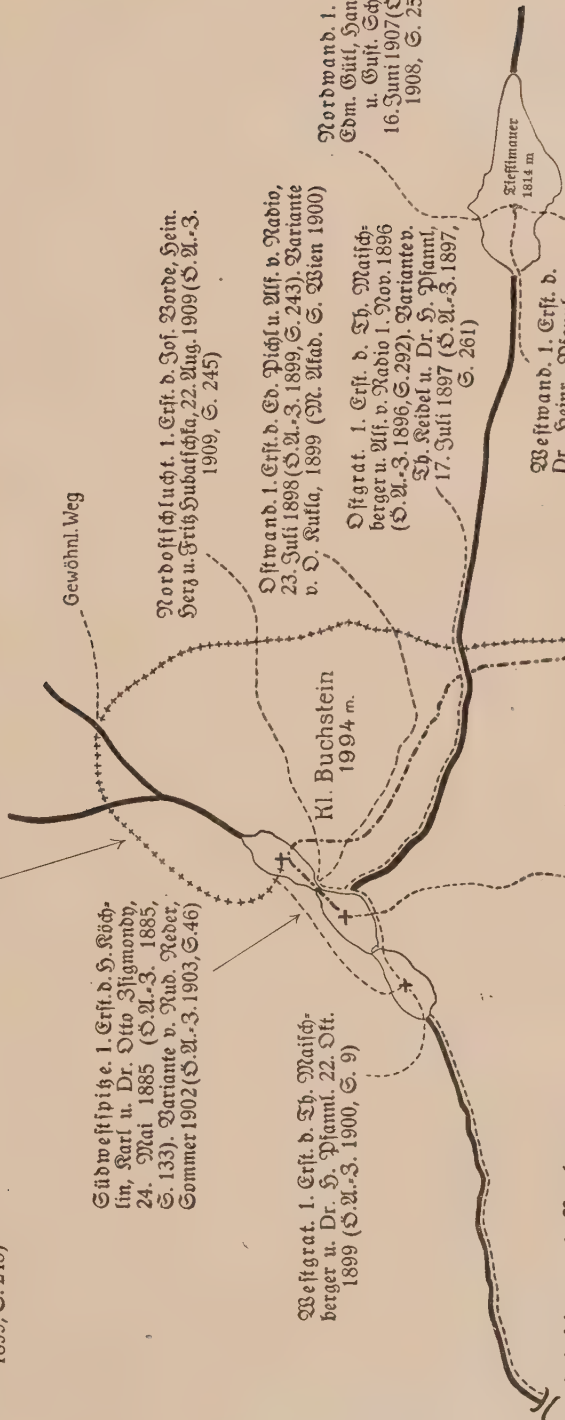
Südwand. 1. Erst. d. Th. Mailchberger u. Dr. H. Pfannl, 9. Aug. 1896 (S. 21. 3. 1896, S. 229 u. M. 21. 3. 1896, S. 262). Neue Wege v. Dr. Frz. Kleinwächter u. Dr. Gitt. Wolf v. Glanvell, 14. Juni 1903 (S. 21. 3. 1904, S. 46) u. v. Dr. Gitt. Wessely 1899 (S. 21. 3. 1900, S. 34)

Südste Spitze. 1. Erst. d. Louis Friedmann u. Dr. Emil Sigmund, 14. April 1884 (S. 21. 3. 1884, S. 114)

Westwand. 1. Erst. d. Dr. Heinn. Pfannl u. Frz. Zimmer, 3. Sept. 1899 (S. 21. 3. 1899, S. 255)

Südwand. 1. Erst. d. Prof. Baumgärtner u. Hof. Frisch, 2. Juli 1911 (S. 21. 3. 1915, S. 136). Neuer Weg v. Rud. Reibel, 25. Aug. 1912 (VII. Jahrb. d. S. Bapertland, S. 120)

Tiefsmauer 1814 m



Buchstein und eine der allerschwierigsten im Ennstal. Es war das die letzte wirklich bedeutende Tur auf unseren Berg, denn die Varianten Oskar Ruffas in der Ostwand und Dr. Wolf von Glanvells und Dr. Wesselys in der Südwand sowie die Erststeigung der Südwestspitze direkt von der großen Einstiegsterrasse durch Rud. Reder treten gegenüber den früheren großen Unternehmungen erheblich zurück, und selbst die jüngste Erstlingsstur, die von Artelt und Borde 1909 vollführte Erststeigung des Berges durch die tiefe Nordostschlucht, zeigt an dem Fehlen eines verständlichen Zweckes, daß die Erststeigungsgeschichte des Kleinen Buchsteins wohl schon ziemlich abgeschlossen ist.

Die Tieflimauer ist ein schräg aufragendes Horn in dem nun breiter gewordenen Hauptrücken. Ihr Kamm ist dicht mit Zerben besetzt und verläuft in den Wiesen der Eggeralm, so daß die Besteigung mehr Mühen als Schwierigkeiten verursacht. Liebhaber für die Aufstiege durch die prallen Felsflanken fanden sich daher erst, als die alpinen Probleme im Gesäule schon dünner gefät waren. Die sportlich bedeutendste Tur scheint hier die Erstkletterung des Westgrates durch Dr. Pfannl und Zimmer gewesen zu sein, denn die Erststeiger fanden die Schwierigkeiten „wenn auch kurz, so doch größer als auf jedem Weg auf den Kleinen Buchstein“. Die Daten der Erststeigungsgeschichte sind aus dem beigegebenen Plan zu entnehmen.

Der Tamischbachturm ist der Gipsfeller, um den die Enns das bekannte Knie schlingt. Er ist der Berg der vielen Sonntagsausflügler, denn er hat drei ganz leichte Aufstiege und ein Schutzhäus, die schön gelegene Ennstaler Hütte, und bietet eine prächtige Rundschau. Seine Südwestseite gegen Gstatterboden ist wegen der sanften Abdachung des Gesteins bis auf einen dünnen, mehrfach durchbrochenen Wandstreifen von einer dichten Vegetationsdecke überzogen. Doch macht er, auch aus dieser Richtung gesehen, mit seinem sanft geschwungenen Horn einen stattlichen Eindruck.

Geradezu großartig nimmt sich der Berg von Norden aus. Da zieht vom Gipfel bis zu den Wiesen der Sigalalm in seiner ganzen Breite eine einzige, mehr als 1000 m hohe Wand. Dieser stolze Anblick mußte die Unternehmungslust der Wiener Kletterer schon frühzeitig wecken. So hat denn schon der tatkräftige Führer der neueren Schule, Dr. Guido Lammer, am 9. August 1883 (Mitteil. d. D. u. S. A.-V. 1884, S. 221) einen Durchstieg gemacht, der ziemlich weit westlich vom Gipfel endete und nach dem Berichte des Erststeigers kaum schwieriger war als die Besteigung des Großen Obsteins. Auf ähnlichem Wege dürften die zweiten Erststeiger, Dr. E. Wittlaczil, E. Matasek und Droszlany, am 28. Juni 1891 die Nordwand gequert haben (S. A.-Z. 1892, S. 221).

Einen völlig neuen Aufstieg machte das bei großen Unternehmungen im Gesäule nie fehlende alpine Dioskurenpaar Dr. Pfannl-Maischberger am 9. Juni 1901 (S. A.-Z. 1901, S. 249). Ihrer großzügigen Auffassung alpiner Probleme entsprechend, bahnten sie sich den Weg gleich in der Fallinie des Gipfels. Nach der Schilderung Pfannls zeigt die Wand bei einer durchschnittlichen Neigung von 50° je eine Steilstufe in der Mitte und unter dem Gipfel. Dazwischen liegt ein rasendurchsetztes Schuttfeld, das dort am weitesten herabreicht, wo der steile, zerberndurchsetzte Unterbau unter der Mittelwand an dieser am höchsten hinaufzieht. Trotzdem die Wand an dieser Einschnürung unangreifbar erscheint, erkletterten sie die wagemutigen Alpinisten doch mit Hilfe eines Vorbaues und stiegen durch die Schlufwand bis in die erste, kleine Scharte westlich vom Gipfel. Die Kletterei soll die steilste im Ennstale sein. Pfannl schildert sie als sehr schwierig und nennt sie eine „landschaftlich und sportlich herrliche Felsstur“.

Um eine stets nasse und schlüpfrige Nische auf dem Pfannlschen Wege zu vermeiden, durchstiegen Ing. F. Kleinhaus, R. Volkert und Franz Zimmer am 31. August 1902 (S. A.-Z. 1903, S. 69) den mittleren Wandgürtel mehr rechts durch eine 40 m hohe, fentrechte Wand mit winzigen Griffen und Grasplättchen. Eine weitere Variante

machte nach einem Turenbericht der S. A.-Z. (1899, S. 34) Dr. Fritz Lantschner im Sommer 1898.

Die geologischen Aufnahmen bezeichnen die ganze Wand bis zum Fuß, wo sich vom Ennstal her ein Streifen Raiblerschichten hereinzieht, als aus Dachsteinkalk bestehend. Dieses Gestein reicht gegen Osten bis zur Talsohle von Hieflau und ist dort von riesigen Raren zerfurcht, durch die fast jedes Jahr mächtige Lawinen abgehen. Die Schneereife, die nahe der Enns oft den ganzen Sommer überdauern, zeugen von der Strenge des Winters in diesem rauen Gebirge.

Der Nordostgrat des Tamischbachturms erhebt sich am Rnie der Enns noch einmal zu einem Gipfel, der Al m m a u e r, 1738 m, die trotz des äußerst mühevollen Aufstiegs auch ihre turistischen Liebhaber fand. Der erste Tourist, der sie erstieg, war Dr. C. Witalaczil (23. August 1893 — S. A.-Z. 1893, S. 251), die erste sportlich bedeutende Tour auf diesen Berg war die Ersteigung der Nordwand, durch Jakob Baumgärtner am 14. Oktober 1910 (Gebirgsfreund 1910, S. 3 u. 4).

Der Reichenstein, 2247 m

Zweifellos die eigenartigste und schönste Gipfelgestalt im Gefäße: ein schroffer, vierkantiger Steinblock von rund 1000 m über den Vorhöhen. Das breite, vorhangende Felshaupt, ein abgestufter Klotz zwischen zwei hochgezogenen Schultern, hat etwas ungemein Ernstes, Drohendes an sich; geradezu unheimlich aber wirkt sein Anblick aus nächster Nähe, wie von der leicht ersteigbaren Pfarrmauer aus. Einer ungeheuren Kugel gleich hängt da der Gipfel, noch an 300 m hoch, über den Kirchturmsteilen Platten, und so weit wir uns auch vorneigen, wir sehen nicht in den Grund, in dem die furchtbaren Abstürze enden.

Feuchtkühl wie aus einem Keller zieht es aus dem schwarzen, naßglänzenden Winkel hinter dem Totenkopf heraus. Kein lebendes Wesen ist dort zu sehen, sogar die furchtlose, muntere Alpendohle scheint die Stätte zu meiden. Totenstille herrscht in der riesigen Wand. Nichts ist zu hören als das Tropfen des sickernden Wassers, ab und zu das Rascheln von Schutt, den die Frühsonne aus der Eiszinne geweckt hat, und dann wieder ein Klappern und Schwirren von fallenden Steinen, denen tief unten bisweilen ein donnernder Block folgt. Und selbst durch diesen Winkel des Grauens sind Menschen mit stählernen Nerven zur Höhe gestiegen, lebensfrohe, junge Männer, die dem Tod, der neben ihnen einherschritt, furchtlos ins Auge sahen, als wäre er ihr Freund, ihr vertrauter Wandergenosse.

Ein so interessanter Gipfel wie dieser mußte trotz seiner Schwierigkeit schon frühzeitig fallen: Professor Frischauf und Dr. F. Juraschek haben den Reichenstein mit Führer Spreitz schon vor 43 Jahren bestiegen. Inzwischen ist er förmlich ein Modeberg geworden, an dem kaum flügge gewordene Wiener Bergsteiger gerne ihr Können erproben. Seit der Erbauung der Mödlsinger Hütte auf der Treffneralm wird der Berg auch von Sommerfrischlern umlagert. Seine Ersteigung bleibt nichtsdestoweniger eine ernste Sache und zwar nicht so sehr wegen der erschreckenden Steilheit der einst berücktigten Rasenwand unter dem Gipfel — in diese sind jetzt schon ganz hübsche Stufen eingetreten — als vielmehr wegen der Plattigkeit des Gesteins. Am schlimmsten steht es damit in den tieferen Lagen. Wie schon eingangs erwähnt, zeigt nämlich der Dachsteinkalk auf der Südseite des Reichensteins eine südlich steil einfallende Schichtung, und ebenso der untere Dolomit, der von der Flihenalm her mit dem Kalk ohne deutliche Grenze verschmilzt.

In dieser plattigen Beschaffenheit des Gesteins besteht auch die Hauptschwierigkeit einer Überschreitung der Wildscharte zwischen Reichenstein und Sparafeld. Die durchschnittliche Neigung ist dort kaum größer als 45 bis 50°, und doch mußten die

Die Erschließung der Reichensteingruppe

Leichter Aufstieg a. d. Rofergraben

Reichenstein, Nordvorfand. 1. Erst.
d. J. Baumgärtner, Gust. Handschur
und Franz Wolf, 18. Aug. 1912
(S. 2.-3. 1915, S. 137)

n = Sparsfeld, Nordwand. 1. Erst.
d. Ed. Gans u. Ed. Pichl, 4. Aug. 1901
(D. Z. 3. 1901, S. 286)

so = Sparafeld, Diktat. 1. Abst. d.
Thom. Maifchberger, L. Remetschke
u. Dr. Heinr. Pfannl, 18. Sept. 1898
(S. 2.-3. 1898, S. 283)

Leichter Aufstieg
über die Riffel

w = Rasbling, Westwand. 1. Erstf.
d. Hugo Pelikan und Felix Kiehe,
7. Juli 1907 (S. 21.-3. 1908. S. 106,
255). — 1. direkte Erstf. (d) durch
S. Baumgärtner und Jos. Fischer
24. Aug. 1913 (S. 21.-3. 1915. S. 137)

s = Kalbling, Südwind. 1. Erst.
d. Zitt. Schweinf u. Karl Greenis,
5. Sept. 1902 (S. 21.-3. 1903, S. 22)

Leichter Aufstieg vom Kalblinggatterl
auf Kalbling u. Sparsfeld

1. Erst. d. Dr. J. Frischau u. v. Jurasche mit
Führer Krachler 23. Juli 1873

1. Überbreitung aller Gipfel d. Reichensteinfestes v. Ost n. West d. Gult. Sahn u. Ed. Pichl, 19. Juli 1903 (D. Z. 3. 1903, S. 215)

Wildscharte. 1. turist. Besuch d. Heintr. Hof,
Otto Nase, C. Hoffmann, A. Heinkel u. B.
Beutel, 5. April 1885 (S. 21-3. 1885. S. 85).

d. Aud. Philapitisch J. Prev. J. Drosch
 u. J. Zivral, 29. Mat 1902
 (S. 2. 3. 1902, S. 170)

o = Reichenstein, Ofizrat. 1. Erst. d.
Thom. Maisberger u. Dr. S. Pfannl,
Sommer 1898 (D. 2. 3. 1899, S. 34)

! Totenkopf, Oligrat u. 1. Über-
schreitung d. Thom. Maichberger u. Dr. Sein.
Pfannl, 21. Nov. 1897 (S. 2. 3. 1898, S. 10)
1, Südgrat. 1. Erst. d. Karl Baum, Ed. Kubelka
ichl, 29. Sept. 1901 (S. 2. 3. 1902, S. 12)

Reichenstein, heutiger gewöhnl. Aufstieg

Reichenstein v. Süden

d. Dr. J. Frischauf u. v. Juraschek mit
Führer Krachler, 23. Juli 1873

1. Überbreitung aller Gipfel d. Reichensteinfestes v. Ost n. West d. Gult. Sahn u. Ed. Pichl, 19. Juli 1903 (D. Z. 3. 1903, S. 215)



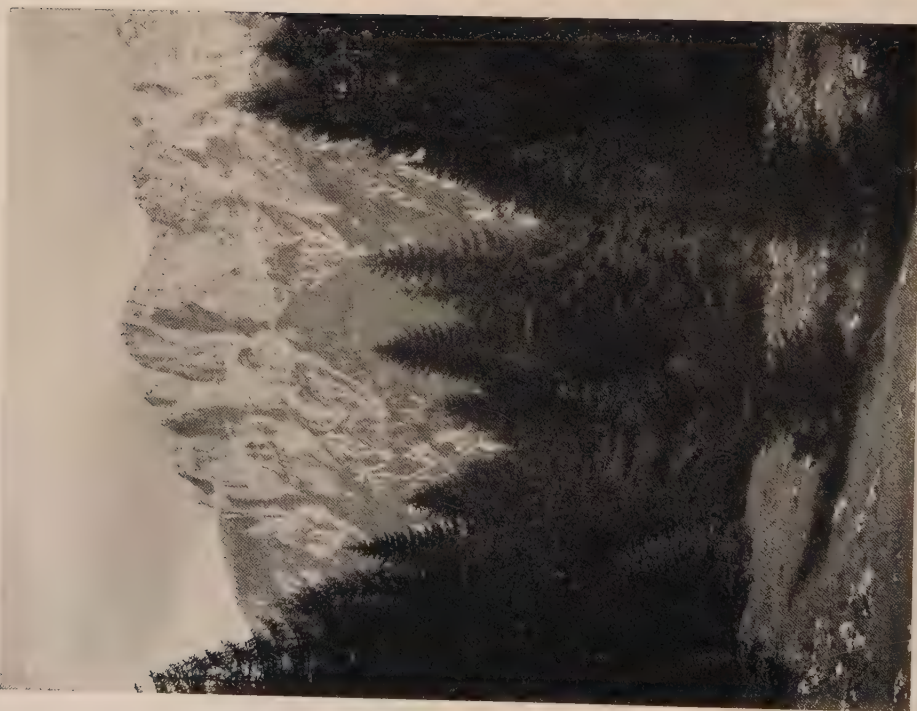
Dr. F. Benesch phot.

Abb. 1. Großer Buchstein von der Hochscheibenalpe



Dr. F. Benesch phot.

Abb. 2. Ennstalerhütte gegen die Tieflimauer



Dr. F. Benesch phot.

Abb. 3. Planipitze vom Bruchfattel



Dr. F. Benesch phot.

Abb. 4. Südstein von der Greifneralm

ersten Besucher der Scharte (Heß und Begleiter, 1885), als sie, von Norden her kommend, bei Schneesturm gegen die Flißen absteigen wollten, ziemlich tief unten wieder umkehren. Erst Josef Müller und Gust. Schmiedl vollendeten 9 Jahre später den Durchstieg. Das Gelingen der Tur wurde aber noch immer als eine Glücksfahne betrachtet, bis R. Phyllapitsch mit Genossen (1902) einen besseren, leicht zu beschreitenden Weg fand.

Wie in der „Erschließung der Ostalpen“ zu lesen ist, wurde die Nordwand des Reichensteins schon im Jahre 1885 von Dr. Emil Zsigmondy und Louis Friedmann erstiegen. Hierbei wich man der großen Gipfelwand über die Platten zur rechten Schulter hin aus. Diese aufsehenerregende Tur verlor aber bald an Ruhm, als man erkannte, daß das Gefährlichste daran der Steinfall ist, und dieser zuzeiten, besonders nach schwerem Westwetter, ganz aussetzt. Die Schwierigkeiten der Kletterei sind nach heutigen Begriffen nicht außergewöhnlich groß, scheinen sich aber auf der Variante von Gams, Ullner und Genossen, die den Quergang über eine Steilstufe abkürzten, erheblich zu steigern. So fann man denn mit dem Fortschreiten der Kletterkunst wieder auf neue Probleme.

Zuerst (1897) überschritten Maischberger und Pfannl das Totenköpf von der Pfarrmauer (Osten) bis in die Reichensteinscharte; sie kletterten wegen der liegengebliebenen Ruckfäde sogleich wieder zurück, ein Aufstieg, der wegen der furchtbar steilen, mit unsicheren Rasenpolstern besetzten Kletterstellen noch heute zu den gewagtesten zählt, von den unerschrockenen Erstersteigern aber bloß als „ausichtsreich“, soll heißen furchtbar ausgesetzt, bezeichnet wurde. Ein Jahr darauf erkletterten die beiden den kurzen, nicht sehr schwierigen Ostgrat des Hauptgipfels. 1899 erprobten Pichl und Gams ihr hervorragendes Können an den plattigen Steilwänden, die von der großen Westschulter zur Wildscharte herabziehen. Auch sie berichteten gleich den früheren Besuchern der Scharte von einer überwältigend großartigen Szenerie. Ein Jahr später ereignete sich in der Südwestwand die Katastrophe Pott und Müller. Beide, Wiener Touristen, hatten, nachdem sie am Vormittag den schwierigen Aufstieg über das Totenköpf glücklich bewerkstelligt hatten, den gewöhnlichen Abstieg verfehlt und waren im Nebel und Schneesturm in die immer steileren Plattenwände gegen die Flißenalm geraten. Dort fand man die beiden tüchtigen Bergsteiger als Leichen, Ing. Pott ohne äußerliche Verletzung, eingeklemmt in einen engen Ramin, in den er von oben gestürzt war.

Das Jahr 1901 brachte die Lösung des großen Problems der direkten Erstiegung des Reichensteins von Norden über die lotrechte Gipfelwand. Wieder waren es Maischberger und Dr. Pfannl, die das schier Unmögliche wagten, und sie waren ihrer Sache so sicher, daß sie sich mit der ersten Erstiegung, bei der sie ein Gewitter unter der Spitze auf den Ostgrat hinaustrieb, nicht begnügten, sondern die abenteuerliche Fahrt trotz großer Steinfallgefahr noch im Herbst wiederholten, um auch den gefährlichen Schlußkamin zu erklettern. Ein hervorragender Wiener Bergsteiger, der den Aufstieg später allein machte, soll ihn mit der Bemerkung gekennzeichnet haben, daß er noch auf keiner seiner vielen schwierigen Bergfahrten ein derartiges Grauen empfunden habe, wie hier, und daß er die Tur um nichts in der Welt wiederholen möchte.

Einer solchen Leistung gegenüber erscheinen der 8 Tage später von Pichl, R. Baum und Ed. Rubelka gemachte Aufstieg über den mächtig schwierigen, stark rissigen Südgrat des Totenkopfs sowie der jüngste schwierige Erstlingsaufstieg (1912) von Baumgärtner, Handschur und Wolf über die pralle Nordwestwand, wie als die letzten, sanft ausklingenden Episoden in der Erstiegunsgeschichte des Berges.

**Sparafeld, 2245 m, und
Ralbling, 2189 m**

Ein Gipfelpaar als hornartig aufragende Enden eines mächtigen Riffs. Vom Ramm her sind beide leicht zu ersteigen und zählen darum auch zu den häufiger besuchten Aussichtsbergen der Gegend, nach außen hin aber zeigen sie so prachtvoll entwickelte Wände, daß die alpinen Kletterprobleme hier förmlich auf der Hand lagen. Beim Ralbling bilden die Wände eine rechtwinklige Ecke, deren Scheitel von einer schön geschwungenen, scharfen Spitze gekrönt ist. Von Südwesten nimmt sich der Berg aus wie eine riesige, steinerne Blocke. Noch stolzer und mächtiger zeigt sich sein Partner auf der anderen Seite des Riffs. Da bäumt sich ein steil augerichtetes Dach hoch über die Wildscharte empor und endet in furchtbare Abstürze, die ein phantastischer Sägegrat teilt. Tiefe Verschneidungen gliedern die Wand, als wären riesige Säulen daraus gebrochen, und so fehlt der stolzen Erscheinung trotz der Wucht ihrer Masse nicht eine gewisse vornehme Schlantheit des Aufbaus. Wie es sich redt, das steinerne Ungetüm und drohend sein Haupt hebt, ist es eine der wildesten, packendsten Felsgestalten im Ennstal.

Der scharfe Sägegrat setzt steil zur Wildscharte ab. Er starrt von Zacken und Türmen gleich den Zähnen im Rachen eines Raubtiers. Daß auch ein so abschreckendes Gebilde den Wagemut der Wiener Bergsteiger zu reizen vermochte, zeugt von deren Tatendrang und hervorragendem Mut. Der Schreiber dieser Zeilen war mit Freund D. G. aus Dresden am 18. September 1898 vom Gipfel des nahen Reichensteins aus Zeuge des Abstiegs, den Matschberger und Dr. Pfannl mit L. Nemetschek dort unternahmen. Es sah grauenhaft aus. Wie Ameisen an einer haushohen Wand, so kletterten die Tollkühnen auf winzigen Leisten über dem gähnenden Abgrund. Deutlich hoben sich die winzigen Figürchen im Schein der Morgensonne von der schattigen Nordwand. Man sah sie mit freiem Auge sich regen, vernahm ihre Stimmen, aber sie bewegten sich kaum von der Stelle, als wären sie mit den Felsen verwachsen. So schwierig und gefährlich schien ihre Lage. Es war ein aufregendes Schauspiel, dem wir mit Grauen und stiller Bewunderung folgten.

Diese abenteuerliche Fahrt war nicht der erste Durchstieg durch die Sparafeldwände. Schon 10 Wochen vorher hatte Pichl mit Dr. Lantschner den Berg von der Wildscharte aus durch die plattige Südwand erklettert, ein Gegenstück zur Ersteigung des Reichensteins auf der anderen Seite der Scharte. Hier wie dort bestand die Hauptschwierigkeit in der Blätte der steil abfallenden Platten, denn beide Berge haben den gleichen inneren Aufbau. In solchen Wänden, steil und glatt wie ein Kirchdach, findet das Auge keinen beruhigenden Halt, und bis zum Ausstieg verläßt selbst den kältesten Kletterer nicht das Gefühl, daß ein Sturz nur am Fuße des Berges endigen kann.

Auch die Reichenstein-Nordwand hat ihr Gegenstück auf dem Sparafeld. Der Aufstieg, den Pichl und Gams drei Jahre später hier machten, bewegte sich ebenfalls in einer plattigen Verschneidung und zog unter der lotrechten Gipfelwand schräg zu einer Schulter empor. Dieser Weg ist aber weit ernster. Wie aus dem Berichte der Erstersteiger, äußerst tüchtiger Alpinisten, hervorgeht, gibt es hier Ioderes, nasses Gestein von klassischer Brüchigkeit und Steinschlaggefahr. „Der Durchstieg ist schwierig und äußerst gefährlich wegen der unheimlich schlechten Felsen mit abwärts geneigten Griffen.“

Das mächtige Wandeck des Ralblings schaut nach Süden und Westen. Später als alle anderen Wände der Gruppe wurden diese in Angriff genommen, denn ihre schwache Gliederung versprach große Schwierigkeiten und eine wenig abwechslungsreiche Szenerie. Zuerst erstiegen B. Schwenk und R. Greenitz (1902) die Südwand durch eine tiefe Schlucht, fanden aber nur eine einzige sehr böse Stelle. Weit größere Schwierigkeiten bot die Westwand. Sie zwang die Erstersteiger (Pelikan und Riebe,

1907) zu einem Ausweichen nach Norden, und erst 1913 gelang der direkte Durchstieg den Herren Baumgärtner und Fischer. Diese denkwürdige Tour ist ein Beispiel für den gewaltigen Aufschwung der Kletterkunst im letzten Jahrzehnt. Auch das geübte Auge des erfahrenen Alpinisten vermag an dieser Wand keine Haltpunkte, geschweige denn Schluchten und Bänder zu entdecken, und nur wenn es geschneit hat, zeigen sich winzige Streifen und Punkte, die an die entfernte Möglichkeit eines Hinaufkommens denken lassen.

Die leichten, zum Teil gebahnten Aufstiege führen vom Kalbinggatterl im Süden, vom Rofergaben im Norden und über den Grat der Riffel im Westen auf den gemeinsamen Kamm beider Berge. Der Steig über die Riffel kommt von Admont herauf und hat eine schwindelige, versicherte Stelle. Bei der Scheiblegger Hochalm führt er unter dem *Shnstein* vorbei, einem scharfen, stark mit Zerben bewachsenen Felskamm, den Maischberger und Pfannl am 7. Mai 1899 (S. N. J. 1899, S. 135) als Erste bestiegen. Dr. Viktor Wolf von Glanvell entdeckte ein Jahr später noch einen neuen Weg auf den Westgipfel.

Der Hochtorzug

Wenn man an einem heiteren Sommernachmittag das Ennstal hinabfährt und hinter der Haindlmauer zum erstenmal den Hochtorzug in voller Größe vor sich sieht, da meint man nichts Schöneres in den Alpen gesehen zu haben. Das ist wahre Hoheit und königliche Pracht, so daß alles andere in diesem wunderbaren Tale daneben verschwindet. Auf einem gut 800 m hohen, mit Grün durchsetzten Sockel erhebt sich, noch an die 1000 m hoch und fünfmal so breit, eine ungeheure, reich gegliederte Wand. An ihren Enden steht je ein hochgetürmter Koloss, links ein kühnes, schräg geschichtetes Horn, rechts ein in Pfeiler zerklüfteter Dom. Von beiden schweift sich die Wand in sanftem Bogen zur Mitte und treibt dort einen zweizackigen Giebel empor, der alles überragt auf Meilen im Umkreis. Es ist das Hochtor, das Haupt des Gebirges. Wie er dasteht, der Riese, in schimmernder Pracht, die Flanken ein marmornes Tempelgebäude voll leuchtender Säulen und blauschattiger Tiefen, da ist er wahrhaft der Fürst des Gebirges, ein König im wallenden Krönungsornat. Das ist kein Bild der Zerstörung, kein verfallender Bau, das ist das Meisterwerk einer allgewaltigen Hand, ein jubelnder Hymnus auf die Schönheit der Alpen.

Die Geologen erklären das Wunder mit dem unabänderlichen Gang ewiger Geseze: Alle Grate und Felsbänder werden von harten Kalken, die Täler, Terrassen und Gefimse aber von weicheren Schichten gebildet; jeder harten Partie entsprechen an den Flanken Türme und Säulen, alle weicheren Teile werden von Scharten und Rinnen bevorzugt. Die ebene Lagerung der Schichten hat Plateaubildung zur Folge, bei schräger Stellung verschmälert sich die Gipfelregion, und zwar entstehen zuerst eiförmige Rücken mit unsymmetrischem Profil: auf der einen Seite ein schuttbedeckter Hang, auf der andern eine Front lange fortziehender Mauern. Bei steilerer Böschung und größerer Höhe greifen die Talriffe von der Wandseite her zurück und scharfen den Firn. Nimmt die Schichtneigung zu, so steht dem sanft gestuften Profil der Schichtköpfe auf der einen Seite eine Serie von Platten auf der andern gegenüber. Diese sind bald spiegelglatt, bald von Karrenfeldern zerfurcht und oft dachziegelartig aufeinandergelegt.

Alle Formen der beiden geschilderten Stadien schräger Schichtstellung lassen sich am Hochtorzug deutlich erkennen: auf der einen Seite der große Absturz, auf der anderen ein plattiges Dach, aber nicht gleichmäßig, sondern durch Grate und Rare geteilt. Wer erinnert sich da nicht des berühmten „Dachls“ nächst der Rofskuppe, der hausdicken Platten im Tellerack, der Platten am Rofschweif, der fast aussieht wie ein Schichtenrelief? Und wenn sich die Platten nicht gegen den Sdstein steiler

Zeichenerklärung zur obenstehenden Karten[s]kizze

D = Großer Sdstein. 1. Abstieg links von d. Sdsteinrinne durch Hof u. Raim. Diet. 28. Juni 1896 (S. 21.-3. 1896, S. 182).

F = Gaidinssartum v. Norden. 1. Erst. d. Em. Friedl, Rich. Gerin, Karl Platschinger u. Felix Riebe, 5. Juli 1908 (S. 21.-3. 1908, S. 191).

G = Sdsteinartum, Nordgrat. 1. Erst. d. Ed. Gams, Rich. Gerin, Ad. Gölzeder u. Frz. Zimmer, 3. Juli 1904 (S. 21.-3. 1904, S. 187).

HJ = Variante von 21b. Köfel mit Abstieg nach Süden, 7. Aug. 1904 (S. 21.-3. 1904, S. 227).

HJ = Kleiner Sdstein, Südgrat. 1. Erst. d. Edm. Hampel u. Zurek, 24. Aug. 1902 (S. 21.-3. 1903, S. 69).

HR = Planpitze li. d. Nordostkante. 1. Erst. d. Heinr. Herz u. Alb. Köfel, 19. Juni 1910 (S. 21.-3. 1910, S. 156).

I = Planpitze, Nordwand, Inthaler-Weg. 1. Erst. d. Ed. Suchanek mit Führer Daniel Inthaler, Juli 1885 (S. 21.-3. 1885, S. 175).

I = direkte Ersteigung d. Inthalerkamms d. Hans Aug u. Ernst Nevef, 18. Juli 1912 (Mitth. d. Akad. S. Wien, 1913, Nr. 1, S. 32).

JJ = Planpitze, Nordwand, Weg Sablonowitzs. 1. Erst. d. Heinr. Gammeregg u. Karl Fürst Sablonowitz, 28. Juni 1908 (S. 21.-3. 1910, S. 267).

JZ = Planpitze, Nordostwand. 1. Erst. d. Gust. Sahn, 3. Aug. 1909, S. 119).

KW = Planpitze, Nordwand, Reibelweg. 1. Erst. d. Theod. Reibel u. Dr. Ziff. Wessely, 12. Juli 1896 (S. 21.-3. 1896, S. 206 u. 21.-3. 1896, S. 187).

M = Großer Sdstein, Nordkante. 1. direkte Erst. d. Guido u. Max Mayer m. d. Führern

Angelo Dibona u. Luigi Rizzi, 25. Aug. 1910 (M. 21.-3. 1910, S. 249).

Varianten durch Paul Preuß u. P. Rellh, 9. Okt. 1911 (M. 21.-3. 1912, S. 265) und Rud. Redlich u. Jul. Stefanffy, 27. Aug. 1912 (Jahrb. d. S. Bapierland, XVII, S. 121).

MG = Planpitze, Nordwand, Einsfigevariante v. J. Meisnigg u. F. Glatter, Sommer 1897 (M. 21.-3. 1897, S. 190).

P = Planpitze, Nordwand, Pichlweg. 1. Erst. d. Ed. Pichl u. Frz. Panzer, 10. Juni 1900 (S. 21.-3. 1900, S. 181).

PG = Großer Sdstein, Nordwand, Pichlweg. 1. Erst. d. Ed. Pichl u. Ed. Gams, 8. Sept. 1899 (S. 21.-3. 1900, S. 85).

3 Varianten von Th. Matschberger u. Dr. S. Pfannl am 7. Okt. 1900 (S. 21.-3. 1900, S. 297), von Edm. Hampel und Zurek am 24. Aug. 1902 (S. 21.-3. 1903, S. 69) und von F. Langsteiner, R. Philippitsch und Alb. Köfel, am 1. Okt. 1905 (S. 21.-3. 1906, S. 93).

PK = Hochtor, Nordwand, Pfannlweg. 1. Erst. d. Theod. Reibel, Thom. Matschberger, Dr. Heinr. Pfannl u. Dr. Ziff. Wessely, 11. Okt. 1896 (M. 21.-3. 1896, S. 250 u. S. 21.-3. S. 265). Ausfigevarianten v. Reibel und Matschberger bei d. 1. Erst. und v. Dr. Heinr. Pfannl, S. Krenpel, Frz. Kleinhaus u. Frz. Zimmer, 29. Sept. 1901 (S. 21.-3. 1902, S. 98).

Pl = Sdsteinartum von Westen. 1. Erst. d. Karl Platschinger, 4. Okt. 1908 (S. 21.-3. 1909, S. 172).

PM = Sdstein, Nordwand, Pfannlweg. 1. Erst. d. Dr. Heinr. Pfannl u. Th. Matschberger, 3. Okt. 1897 (S. 21.-3. 1897, S. 263 u. 289).

PN = Planpitze, Nordwand, Pfannlweg. 1. Erst. d. Dr. Heinr. Pfannl u. Ed. Remeschke, 22. Aug. 1897 (S. 21.-3. 1898, S. 10).

PP = Großer Sdstein, Südwand. 1. Erst. d. Ed. Pichl u. Frz. Panzer, 5. Nov. 1899 (S. 21.-3. 1900, S. 86).

Pr = Planpitze, Nordwand, Einsfigevariante v. Karl Probstinger, 19. Juli 1898 (S. 21.-3. 1899, S. 216).

PZ = Gelfogel, Nordwand, Pichlweg. 1. Erst. d. Ed. Pichl, Frz. Kleinhaus u. Frz. Zimmer, 1. Sept. 1901 (S. 21.-3. 1901, S. 249).

R = Sdsteinartum. Alb. Köfels Abstieg n. Süden, siehe bei G.

S = Planpitze, Nordwand, Sellnerweg. 1. Erst. d. Ziff. Sellner, Förmayer u. Schwager, 13. Sept. 1891 (S. 21.-3. 1891, S. 291).

Sch = Gelfogel, Nordwand, Schmittweg. 1. Erst. d. Rob. S. Schmitt u. S. Siegmund, 8. Okt. 1893 (S. 21.-3. 1893, S. 305).

Sch M = Planpitze, Nordwand, Schmittweg. 1. Erst. d. Rob. S. Schmitt u. Jos. Müller, 12. Juni 1893 (S. 21.-3. 1893, S. 163).

W = Planpitze, Nordwand, Verbindung zwischen Inthalers u. Sellners Weg. 1. Erst. d. Ziff. Wolf v. Glanbell u. M. Dolegalef, 16. Juni 1897 (S. 21.-3. 1898, S. 119).

Z = Gelfogel, Nordwand, Zimmerweg. 1. Erst. d. Frz. Zimmer, Sommer 1895. Variante von Dr. Hans Eglauer, Ed. Gams u. Lud. Gelfer.

ZJ = Hochtor, Nordwand, Zimmerweg. 1. Erst. d. Gust. Sahn u. Frz. Zimmer, 2. Sept. 1906 (S. 21.-3. 1906, S. 272).

hinabwölbten, dann hätten wir auch dort statt des schwierigen, einen leicht ersteigbaren Berg. Und die große Hochtornwand ist nichts anderes als die Gesamtheit der Schichtköpfe in der 1000 m mächtigen Dachsteinkalkdecke, eine fortschreitende, reich gegliederte Bruchfläche des unterwajchenen, spröden Gesteins. Welch unsichere Grundmauer aber der dolomitische Sockel für ein so schweres Gebäude ist, zeigt schon ein Blick auf den furchtbar zerschründeten Hang, dieses wild zerhackte Gemengsel von Felsgraten, Schluchten und schier unzugänglichem Wald. Es sieht aus, als hätten die Wildwässer das morsche Gestein wie Zucker gelöst.

Das geschichtete Felshorn zur Linken des Hochtors ist die Planspizze, 2117 m, bei Gsfatterboden, der pfeilergeschmückte Dom der Große Sdstein, 2335 m, über dem Johnsbachtal. Zwischen beiden wirft die Wand noch mehrere mächtige Wellen, die nur zum Teil benannt sind, wie die Kofskuppe, der Haindlkarturm, der Festkogel und der Sdsteinkarturm. Alle diese Gipfel wurden zuerst von der östlichen Abdachung her oder über den Hauptgrat erstiegen. Von dort ist die Planspizze ganz leicht zu erreichen, das Hochtorn, 2372 m, für Geübte nicht schwierig, so daß die erste bekanntgewordene Besteigung des Hochtors durch Dr. Frischauf und Dr. F. Juraschek (1871) sicher nur die erste turistische war.

Die ältere Ersteigungsgeschichte der Hochtorgruppe ist schon in der „Erschließung der Ostalpen“ enthalten; Aufgabe dieser Zeilen ist es daher nur, ein Bild von dem weiteren Verlauf der Erschließung zu geben. Der Beginn der neuen Epoche fällt zusammen mit der Versicherung des Wasserfallweges und der Erbauung eines Schutzhauses auf dem Ennssegg, der stattlichen, nach dem verdienstvollen Erschließer des Gefäßes benannten Hefhütte. Schon wenige Wochen nach der Eröffnung des Hauses wurde das Hochtorn von Hans Wödl und Genossen über den schwierigen Ostgrat (Kofschweif) erstiegen. Das Hauptinteresse der Sportleute aber wendete sich naturgemäß der Riesenwand auf der Nordseite zu, und zwar, nachdem der wädere Führer Inthaler die Nordwand der Planspizze durch den Ramin bezwungen hatte, diesem Teile der Front. Schon Robert Hans Schmitt hatte mit Josef Müller die Abstürze mit Umgehung des Inthalerkamins erklettert. Es war am Tag der Eröffnung des Schutzhauses (11. Juni 1893), wo die Genssen vor dem ungewohnten Menschenstrom in die Hochwände flüchteten und die beiden fortwährend durch Steinfall bedrohten. Drei Jahre später verfolgten Reidel und Dr. Wessely einen ähnlichen Weg. Sie wollten einen Ramin rechts vom Schmittweg erklettern, sahen sich aber zum Ausbiegen nach rechts auf eine Gratrippe gezwungen. Erst Dr. Pfannl und Nemetschek erklommen 1897 den ganzen Ramin rechts von einem oben eingeschobenen, zerknitterten Felskeil. Dieser und allen folgenden Unternehmungen an der Planspizze lag das Bestreben zugrunde, einen Durchstieg mit Vermeidung des gefährlichen Inthalerkamins zu entdecken, denn an der Glätte und Nässe der obersten Raminwand scheiterte so manche Partie, und mehr als ein hervorragender Alpinist war dort schon in ernste Gefahr gekommen. Den Aufstiegen links vom Inthalerkamin rühmte man nach, daß sie über ganz trockene Felsen führen; aber sie hatten andere bösen Launen. Ebenso bedeutete Sellners im Jahre 1891 gemachter Durchstieg rechts vom Ramin keinen Fortschritt, denn er führte hoch in eine fast senkrechte Wand und dann auf schmalen Bände, furchtbar ausgesetzt, in die Schlucht dicht vor dem Ausstieg. Er soll aber noch immer leichter sein als der Ramin unter schlechten Verhältnissen, denn Dr. Wolf von Glanvill empfahl seinen 1897 gemachten Verbindungsweg allen denen, die im Ramin umkehren mußten und nicht ganz „bis zur Abzweigung des Sellnerweges zurückkehren“ wollten.

Gelöst wurde das Problem erst, als Pichl und Fritz Panzer (1900) einen neuen Durchstieg entdeckten, der von der Abzweigung des Sellnerweges an immer schräg rechts die ganze Hauptwand des Gipfels durchzieht und auf schmalen, oft sehr aus-

gesetzten Bändern der nächsten Wandbucht zustrebt, worauf er den Grat durch einen Ramin unweit des Gipfels erreicht. Pichl selbst schreibt darüber: „Der neue Weg hat gegenüber den beiden Raminrouten den großen Vorteil, daß seine Benützbarkeit von den Witterungsverhältnissen ziemlich unabhängig ist und er jedenfalls zur frühesten wie zur spätesten Jahreszeit begangen werden kann. Er hat den weiteren Vorzug der größeren landschaftlichen Schönheit, weil er an freier Wand dahinführt. Da die wenigen schwierigen Stellen keine besonderen Anforderungen stellen, vollzieht sich die Durchkletterung der gewaltigen Wandflucht eigentlich spielend.“ So ist denn Pichls Weg die Heeresstraße für die sportlustigen Besteiger der Nordwand geworden, und er ist jetzt nächst dem Peterpfad der häufigst begangene Aufstieg zwischen Wasserfallweg und dem Ödstein. Durch ihn sind die anderen Aufstiege mehr oder weniger in Vergessenheit geraten, und auch den in jüngster Zeit gemachten Durchstiegen durch die Nordwand (Jahn, Weiß und Zimmer, 1908), über die Nordostkante (Heinr. Herz und Alb. Köffel, 1910) und direkt durch die Gipfelwand (Heinr. Jammernegg und Karl Fürst Jablonowsky, 1910) ist es nicht gelungen, dem großartigen Pfad auch nur einen kleinen Teil seiner Bewunderer abwendig zu machen.

Der ehrgeizige Robert Hans Schmitt, der kühnste Bergsteiger seiner Zeit, gab sich mit der Entdeckung seines Weges durch die Nordwand der Planspitze nicht zufrieden. Seinem rastlosen Unternehmungsgeist schien es unfassbar, daß nicht auch das weit längere Wandstück auf der anderen Seite des altbekannten Peterpfades unter der Kofstuppe ersteigbar sein sollte. Mit geübtem Blick erkannte er die gebänderten Felsen unter dem Ödsteinkarturm als den schwächsten Punkt in der steinernen Phalanx, und dort wagte er am 8. Oktober 1893 in Begleitung Siegmunds den Aufstieg, der lange Zeit fälschlich als die Erstigung der Ödstein-Nordwand bezeichnet wurde. Schmitt benützte erst eine Zerbenterrasse am Fuße des Ödsteinkarturmes, um die vom Hauptgrat herabziehende Felsrinne zu erreichen, verließ diese aber weiter oben vor einer schwierigen Platte über die Bänder nach rechts. Diese Tur war also weder die Erstigung des Ödsteinkarturmes, der rechts, noch die des Festkogels, der links blieb, am allerwenigsten aber die des Ödsteins, der von Schmitts Aufstieg noch fast 400 m entfernt liegt und durch Scharten und Türme getrennt ist. So wird denn auch dieser Weg seit der Besteigung durch Zimmer (1895), der den Zug der ganzen Felsrinne von unten bis oben verfolgte und den Grat dem Festkogel am nächsten erreichte, als Aufstieg über die Festkogel-Nordwand bezeichnet. Damit war also noch immer kein Hauptproblem gelöst.

Da lenkte ein Häuflein wagemutiger Bergsteiger ihr Augenmerk auf die schier unmöglichste Stelle der Front, auf die 1000 m hohe Steilwand unter dem Gipfel des Hochtors. Am 11. Oktober 1896 machten sich die Herren Dr. Pfannl, Maischberger, Reidel und Dr. Wessely entschlossen ans Werk, und nach sechsständiger, ernstester Kletterei war das Wagnis gelungen. Es war das eine Hochtour allerersten Ranges, die heute noch, nach 20 Jahren, als eine der bedeutendsten in den Alpen gilt. Welchen Grad von Kühnheit und Kaltblütigkeit die jungen Männer dabei entwickelten, geht aus den Worten eines der Teilnehmer hervor, der berichtete, sie wären stets unter dem Eindrucke gestanden, daß ein Zwang zur Umkehr wahrscheinlich, der Eintritt von Regen aber sicher ihren Untergang herbeiführen mußte. Dr. Pfannl selbst schreibt darüber: „Die Tur gewährt in unmittelbarer Nähe den Anblick der großartigsten Felsenszenarien, die ich kenne; charakteristisch sind die kolossalen, glatten Plattenschüffe und die Wand unter dem Abbruche der Gipfelschlucht. Die Tur ist weitaus die schwierigste im Ennstal. Die Abstürze sind wirklich furchtbar.“

Jetzt, da diese Bresche gebrochen war, kam man wieder auf den stolzen Plan Schmitts, die Erstigung des Großen Ödsteins über die Nordwand, zurück. Ein Jahr nach der großen Tat stiegen wieder Maischberger und Pfannl im finsternen Winkel

zwischen dem Sdsteinkarturm und dem Sdstein, vielmehr dessen berüchtigtem, eingeteiltem Vorturm, zum Hauptgrat empor. Die Tur war nach der Ansicht der Erstbesteiger nicht so schwierig und gefährlich wie die Hochtor-Nordwand, was schon daraus erhellt, daß die Touristen an keiner Stelle die Kletterschuhe benützten; trotzdem war sie reich an schwierigen Stellen, und die Kletterei erforderte viel Kraft und wegen der Brüchigkeit des Gesteins große Vorsicht. „Landschaftlich“, schreibt Dr. Pfannl, „muß die Tur die schönste im Ennstale genannt werden. Die Felsklettereien überbieten die kühnste Phantasie.“

Noch näher kam dem Problem der zwei Jahre später von Pichl und Gams gemachte Aufstieg durch die Schlucht westlich vom Turm, denn er erreichte den Grat zwischen Kleinem Sdstein und Teufelsturm, dem westlichen Vorzaden des Großen Sdsteins; weiter aber wagte sich jetzt niemand mehr vor, und die Hauptwand des Berges schien in der Tat unersteiglich. Man wandte sich daher wieder anderen Aufgaben zu. Noch im gleichen Jahre erkletterten Pichl und Panzer den Großen Sdstein über die plattige Südwand, eine hervorragende Tur, die „das Herz eines jeden plattengewandten guten Bergsteigers erfreut“. Man ging noch weiter und ersann 1901 einen neuen Nordanstieg auf den Festkogel, wobei man schräg links unter der Hauptwand der Scharte vor dem Haindlarturm zustrebte. Dieser Anstieg von Zimmer, Pichl und Kleinhans stellte mit einem Quergang hoch oben bis dahin alles in den Schatten. Man bewegte sich da 20 m weit auf einer steil geneigten, grifflösen Platte über dem furchtbaren Abgrund. Die Tur hat L. Sinef in der S. A.-Z. (1909, S. 63) packend geschildert. Nach seiner Ansicht bedeutet ein Regenschall, der die Partie auf dieser Platte überrascht, den sicheren Tod. Dennoch hatte er den Anstieg mit noch zwei Begleitern bei unsicherem Wetter gewagt. Die ersten Tropfen fielen knapp vor der Platte. Sinef kam noch hinüber, sein Hintermann aber, ein sehr tüchtiger Kletterer, rutschte ab und hing, von Sinef, der auf einem winzigen Plättchen stand, gehalten, über dem furchtbaren Abgrund. Trotzdem kämpfte er sich mit Seilhilfe empor, den dritten aber verließ angesichts des graufigen Schauspiels der Mut, und es bedurfte eines langen, eindringlichen Zuredens, bis er seinen todbringenden Plan, allein umzukehren, wieder aufgab. Auch er kam hinüber, knapp bevor ein Guckregen, der allen den Untergang gebracht hätte, losplachte. Pichl schreibt über den Aufstieg: „Die Tur hat viel Ähnlichkeit mit der Hochtor-Nordwand, sowohl was die Großartigkeit des Plattenaufbaues und die Pracht der Felsbilder, als auch was die Schwierigkeiten betrifft. Aber eine derartig schwierige und gefährliche Kletterstelle wie den langen Quergang hat die Hochtor-Nordwand nicht.“

Drei Jahre nach dieser Tur wurde der Sdsteinkarturm von Gams, Zimmer und Genossen über den Nordgrat erstiegen; wieder zwei Jahre darauf die Hochtor-Nordwand an einer weiter westlich gelegenen Stelle durch Zimmer und Gustav Jahn. Eine ungeheure Plattenwand mit guten Griffen führt in „herrlicher Kletterei“ zu einem langen Bande, das wegen seiner Plattigkeit und enormen Steilheit zwischen zwei senkrechten Wandfluchten äußerst schwierig war, ja, oft mit den Überhängen förmlich verschmolz. Der Weg ist wegen der vielen Quergänge weniger anstrengend als der andere Nordweg und auch steinsicher. Bedeutende Touren waren ferner R. Plaichingers schwierige Erkletterung der Westwand des Sdsteinkarturmes und die der Nordwand des Haindlarturms (Plaichinger und Genossen) im Jahre 1908. Nun aber schienen die großen alpinen Probleme hier wirklich erschöpft, und man hörte zwei Jahre nichts mehr von neuen Touren in diesem Teile der Wand. Es war wie ein Atemholen der Alpinistik zu neuen, verdoppelten Taten.

Da kam das für unmöglich Gehaltene, die Erstigung des Großen Sdsteins direkt über die Nordkante. Das tollkühne Wagnis gelang den beiden Brüdern Guido und Max Mayer am 25. August 1910 mit den berühmten Dolomitenführern Angelo Dibona



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Brudmann aut. et impr.

Festkogel und Obsteinfarturm von der Peterscharte

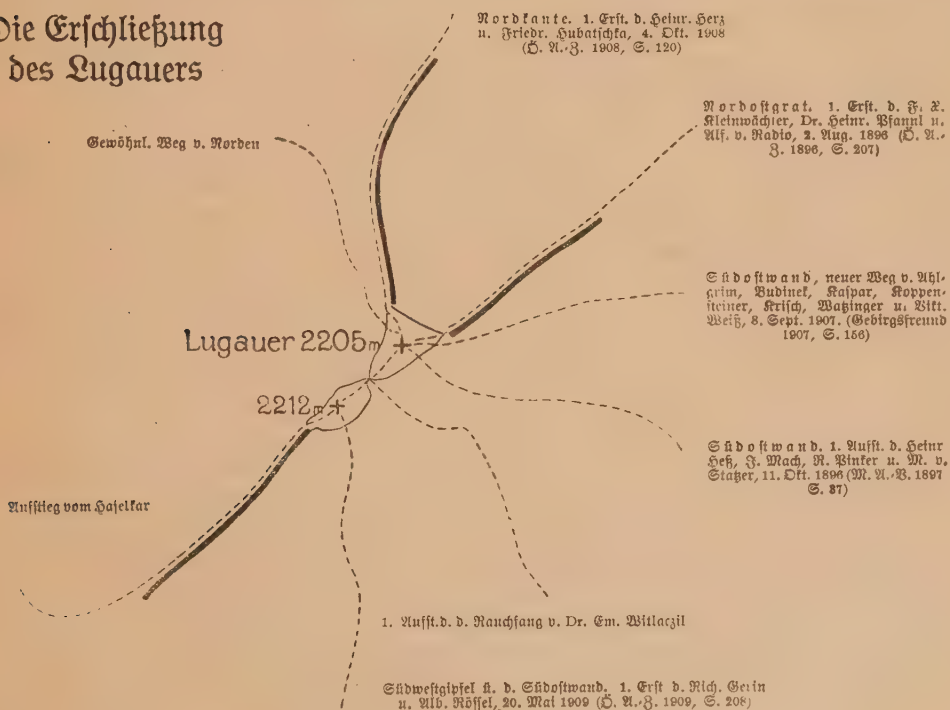
aus Cortina und Luigi Rizzi aus Campitello. Es war das die weitaus bedeutendste Tour im Gefäße und nach dem Ausspruch der Erstersteiger an Schwierigkeit in den Ostalpen einzig dastehend. Sie schien ihnen noch schwieriger als die kurz vorher vollführte Ersteigung des Croz Altissimo in der Brenta über die 900 m hohe, senkrechte Südwand und schwieriger als die Ersteigung der Eiser-Nordwand, die die schwierigste Dolomitentour überhaupt sein dürfte. Die reine Kletterei dauerte 7 Stunden.

Einen zweiten ähnlichen Aufstieg hatten dieselben Touristen schon ein Jahr vorher gemacht, nämlich den über die Zinödl-Nordwestwand aus dem Wasserfallkessel. Hier war die erklimmene Wand an 1000 m hoch, fast lotrecht und in unzählige Bänder geschichtet. Der untere Teil des Aufstieges übertraf an Gefährlichkeit die schwierigsten, bis dahin bekannten Dolomitenturen. Die reine Kletterzeit betrug 12 Stunden.

Die zweite und dritte Ersteigung der Nordkante des Südsteins wurde je ein Jahr nach der ersten durch Paul Preuß mit Paul Rellly und durch Rud. Redlich mit Jul. Stefanský wiederholt, wobei die schwierigste Stelle, eine 70 m hohe, äußerst gefährliche Platte umgangen, beziehungsweise an anderer Stelle erklettert wurde. Auch nahm Preuß den Einstieg mehr aus dem Innern der Schneefchlucht links von der Kante. Gegenüber so unerhörten Leistungen, die sich an der äußersten Grenze des Menschenmöglichen bewegten, erscheinen die vielen Varianten der Hauptwege, meist andere Ein- oder Ausstiege, und die weniger schwierigen Abstiege nach Süden, wie in den Tellerfack oder vom Festsogel, zu unbedeutend, um sie in dem engen Rahmen dieser Abhandlung schildern zu können.

Gegen die Größe und Pracht des Hochtörzuges verblaßt alles andere, was noch hinter ihm aufragt. Nur ein Gipfel verdient noch wegen seiner Größe und schönen Gestalt hervorgehoben zu werden, der Luga u e r, 2212 m, ein riesiger Lotrecht ge-

Die Erschließung des Luga u e r



schichteter Steindom über den Vorhöhen von Hieselau. Er ist für Geübte von Nordwesten und Südwesten leicht zu ersteigen. Er hat aber auch prächtige Wände, die schon in den siebziger Jahren die Wiener Klettergilde herbeilockten. Seit dem Aufstieg Dr. Witlaczils durch den Rauchfang, jener Riesenschlucht, die zwischen den beiden Gipfeln gegen Radmer herabzieht, sind nicht weniger als fünf verschiedene Aufstiege durch die 700 m hohen Wände entdeckt worden. Davon ist der Weg Pfannls über den Nordostgrat der schönste, der von Herz über die Nordkante der schwierigste. Die Ersteigungsdaten dieser und der anderen Wege sind in der beigegebenen Karte verzeichnet.

Das Gesäuse mit seinen Bergen gehört dem Land Steiermark, das dieses Fleckchen Erde, das Schönste, was es besitzt, wie ein Kleinod behütet. Es ist eine Art Nationalpark der Steirer, den man aber nicht neidisch verschließt, sondern für jedermann offen hält zum Ruhme des Landes. Daß die Touristik hier, im Heiligtum des ersten Jagdlandes von Österreich, solche Freiheiten genießt, ist nicht zuletzt den wackeren „Ennstalern“ zu verdanken, dem kleinen Häuflein tatkräftiger Alpenfreunde, die mit rastlosem Fleiß und großen persönlichen Opfern hier mehr geschaffen haben als mancher große Verein in seinem weiten Arbeitsgebiet. Sie allein haben das Gebirge für die Menge erschlossen, eine Leistung, die die Bewunderung und den Dank aller Besucher des Gesäuses verdient.

Vieles wäre noch von der Schönheit dieser Berge zu sagen, von den reizenden kleineren Höhen, den entzückenden Almen, den Klammern und Schluchten und dem feierlich stillen Hochwald, der alle die Riesen umsäumt. Doch diese intimen Reize zu schildern, führte zu weit und wäre zwecklos. Das Paradies einer Treffneralm muß man gesehen haben, um daran zu glauben, daß es in unseren Alpen in der Art kaum etwas Schöneres gibt.

Dem Lobe des Hochgebirges waren diese Zeilen bestimmt, und daß sie nicht zu viel gesagt haben, dafür bürgen die Worte eines berufeneren Kenners, des Dr. Paul Preuß, des vielgewanderten Hochalpinisten, der in den heimatlichen Bergen leider so früh seinen Tod fand. Er schreibt in seinem Aufsatz über die Ersteigung des Sdsteins (Mitteil. d. D. u. S. A.-V. 1912, S. 265): „Wenn ich nach den sommerlichen Bergfahrten in den verschiedensten Gruppen der Ostalpen im Herbst wieder in die engere Heimat zurückkam, hatte ich stets das Empfinden, daß die Ennstaler Berge und besonders das Gesäuse an Schönheit und Großartigkeit der Turen alles andere, was ich gesehen, übertreffen.“

Bergfahrten und Wanderungen im Adamello-Bereich. Von Hanns Barth, z. Zt. im Felde

Als Abschluß der in unseren Alpenvereins-Jahrbüchern 1912—1913 veröffentlichten Ergänzungen zur Erschließungsgeschichte des Adamello- und Presanellagebietes sollen die nachfolgenden Berichte über meine und meiner Gefährten Wandererlebnisse dienen.

Mehr als ein Duzend Sommerurlaube habe ich ganz oder teilweise — infolge „Liebe auf den ersten Blick“ — im Bann jener urwüchsigen Berge verbracht. Sie waren und sind ein Teil meines Lebensglücks; darum will ich vorsichtig sein und nicht jeden meiner — manchmal auch erfolglosen — Schritte anführen. Weder aus Neid, noch aus Scham oder Stolz. Nur was mir nicht allein für mich wertvoll erscheint, will ich erzählen, zu Ruh und Frommen Gleichgesinnter, und bitte im voraus um Nachsicht, wenn ich dabei diese oder jene bereits in anderen alpinen Zeitschriften erschienene Schilderung wiederholen muß.

Da ich die meisten der in Betracht kommenden Bergfahrten — besonders die Wanderungen in den letzten Jahren — im Frühsommer ausgeführt habe, werden etwaige Nachfolger, die zur spätern Jahreszeit dorthin gelangen, andere Verhältnisse vorfinden und dann, wie ich aus Erfahrung weiß, über Unrichtigkeit klagen. Solchen Klagen zuvorzukommen, ist der Zweck der eben gegebenen Erklärung.

Wenn das Lesen meiner Schilderungen angenehme Erinnerungen oder Sehnsucht nach jenen Gegenden wachruft, so sind sie meinen Lieblingsbergen erfolgreich zu Dank geschrieben; mehr will ich nicht.

Das waren die Geleitworte, die meinen Aufsätzen 1914 vorausgeschickt werden sollten. Seitdem tobt aber in Europa, die ganze Welt in Mitleidenschaft ziehend, der gigantische Völkerkampf. Jetzt will ich mehr!

Die nachfolgenden Schilderungen sollen nicht nur zeigen, welch wunderschönes Stück Tirols welsche Tüde billig einzufaden gedachte, sondern auch melden, wie wir es treu und zäh verteidigt, erhalten und hoffentlich „arrondiert“ haben, denn die freudige Pflicht, seine Heimat zu schirmen wider jeden Feind, hat auch mich nach teilweiser Genesung von russischer Verwundung an die Südwestfront gebracht, in mein Lieblingsgebiet, und ich kann nun meiner alpinistischen Heimat nicht nur mit Tinte und Worten, sondern, wenn es sein muß, mit Blut und Leben meine Dankbarkeit bezeigen.

Adamello-Rundgang Wer sein Glück nur in Einsamkeit und Unberührtheit finden kann, der besuche die südlichen Täler und Rämme der Adamellogruppe. Dort weht noch der ganze seltene Zauber der Ursprünglichkeit jener schönen Zeit, in der die Alpen trotz Entbehrung und Mühsal das Himmelreich weniger Gleichgesinnter waren. In ganz besonderem Maße gilt dies von dem einzigen österreichischen Tale des südlichen Teiles der Gruppe, dem Fumotal, das 10 Stunden lang ist, und nicht die kleinste ständige Siedelung birgt, sondern nur Almbetrieb bietet, der spät im Jahre beginnt und früh endet. Durch den Krieg gegen die treubruchigen Welschen ist es zu großer strategischer Bedeutung

gelangt, da sein westlicher Begrenzungskamm zugleich das dortige Stück der Reichsgrenze zwischen Tirol und Italien darstellt und es daher derzeit als gigantischer Wallgraben unserer Verteidigungsfront dient.

Die benachbarten, sternförmig vom Adamellostock ausstrahlenden welschen Täler sind alle viel kürzer und seit dem Betrieb der elektrischen Straßenbahn im Ogliotal von Brescia bis Edolo angenehm zugänglich, sowie mit Ausnahme des Adamé- und Millertales auch mit guten Schutzhütten versorgt, aber trotzdem sehr spärlich von Heimischen und fast gar nicht von deutschen Bergsteigern besucht.

Am diese südlichen Gebiete und besonders das längste und entlegenste Tal der Adamellogruppe, das Fumotal, kennen zu lernen, traf ich am 2. Juli 1911 in Begleitung meiner Frau und zweier Freunde, den Herren J. Nehuda und Ingenieur Truga, von Trient kommend, in Tione ein, wohin wir unsere im Vorjahre erprobten braven Träger Ernesto Allimonta und Dallagiacomo, beide im Rendental zu Hause, bestellt hatten. Diese waderen Burschen winkten uns schon von weitem bei der Einfahrt des großen Postautos freudig zu und besorgten hernach gleich eifrig die Umladung unseres zahlreichen Gepäcks, denn in Tione ist Wagenwechsel für jene Reisenden, die nach Juditarien wollen, was für die Ortsbewohner, trotz täglicher Wiederholung, eine willkommene Volksbelustigung zu sein scheint.

Von Tione führte uns der kleine, mit unserer Gesellschaft „completo“ gewordene Autobus auf rasch ansteigender Straße südwärts durch das grüne Tal des Arno und die Orte Breguzzo und Bondo zum wasserscheidenden Sattel zwischen Chiese und Sarca. Es war nach dem heißen Tag ein Genuß, in der frischen, klaren Abendluft jenseits flott talab zu rollen, im Fluge bald hier, bald dort hübsche Anblicke zu erhaschen und in der Ferne den blinkenden Spiegel des Idrosee zu schauen.

Zuerst noch ein Stück fast eben um den die Sattelhochfläche beherrschenden Waldkegel der Gajola herum und am kleinen See von Roncone vorbei, in dem wir, rückschauend, die abendlich leuchtenden Brentadolomiten sich spiegeln sahen, kamen wir nach dem gleichnamigen Bergdorf in das Tal der flinken Adana und nun in rascher Folge durch die Orte Fontanedo und Lardaro.

Hier verengt unvermittelt ein grüner Buckel das Wiesental und zwingt die zwei Häuserreihen des Dorfes zwischen sich und den waldigen Steilhang des weitausladenden, südlichsten Absenters des Carèalto-Rammes, der Almentuppen des Doß dei Morti. Immer an dessen teils spärlich bebuschtem, teils felsigem Basisabfall entlang, führt nun die gepflegte Straße mit ziemlichem Gefälle abwärts.

Wir betrachteten nachher mit viel künstlerischem Wohlgefallen das in der fahlen Talenge zwischen einer Straßenserpentine und dem schäumenden Wasser malerisch zusammengedrängte Agrone und sahen dann neugierig dem Ziel unserer Fahrt entgegen, dem wir uns mit Erreichen der bereits in südlich üppiger Fruchtbarkeit prangenden Talweitung von Pieve di Bono flink näherten. Im flachen Zwickel zwischen Chiese und der sich in diese ergießenden Adana liegen nachbarlich die Orte Strada und Cretò, ersteres der Hauptort dieser Gegend, letzteres unmittelbar an der Mündung des Daonetales, weshalb wir in seiner engen Gasse das Auto halten ließen und ausstiegen. Auf die Frage nach dem Albergo all' croce d'oro, den wir nach Meyers Reisebuch zum Nächsten gewählt hatten, führte uns ein Rudel von Kindern zu einem in der Dämmerung doppelt ungastlich aussehenden Haus in der Nähe, und richtig wurde unsere Einquartierung brüst abgelehnt. Die darob entstehende Wechselrede verursachte einen Volksauflauf. Erst das Eingreifen des herbeieilenden Gendarmen machte die wüste Patrona gefügiger. Hässisch grinsend erklärte sie unter einem Schwall von unver-

ständlichen Lokalizmen, sie habe solamente un camera con due letti! — Ein Zimmer nur mit zwei Betten — für eine Dame und fünf Mann — das war selbstverständlich unmöglich. Und der Gendarm riet uns, das unfreundliche Nest zu verlassen und lieber die Viertelstunde nach Strada zurückzugehen, wo ein gutes Gasthaus sei. Wir folgten dem wohlwollenden Geheiß, drängten uns durch Cretos Krethi und Plethi mit unseren schweren Rucksäcken stradawärts und fanden bei Fratelli Nicolini freundliche Aufnahme und nette Unterkunft, was der eine meiner beiden Freunde wie gewöhnlich nachher im voraus gemußt hatte.

Wer in Südtirol abseits der gebräuchlichen Touristenstreden wandert, muß mit „landesüblicher“ Einfachheit vorlieb nehmen. So war es auch hier in Strada. Das Zimmerchen kahl aber rein, die Betten groblinnen aber frisch überzogen, auf einem Tischchen ein Miniaturwaschbecken, jedoch das ganze Haus in dienstwilliger Aufregung.

In der behäbig ausgestatteten guten Stube unten, zu Ehren der späten Gäste von einer dem Geruchssinn nach selten benützten Hängelampe beleuchtet, war zum Abendessen gedeckt worden, dessen Speisenfolge für alle gleichartig aus einem Riesentopf Minestra mit viel, viel Parmesan und gebratenen „Coteletti con salato“ bestand. Während die Suppe jedem von uns vorzüglich mundete, rümpften beim Fleisch und Salat alle außer mir die Nase. Mein prophetisch veranlagter Freund schnupperte besonders unwillig an seinem großen, prächtig goldbraunen Bratenstück herum und erklärte endlich als Wortführer aller wütend: „Dös Zeug ist ja mit Stearinkerzen und Brennöl 'kocht! No du führst uns in a schöne Gegend!“ Als Reisemarschall schwer betroffen ob dieses vernichtenden Urteils, und zugleich im Innersten empört, da die guten Leute augenscheinlich bemüht waren, ihr Bestes zu bieten, erklärte ich ihm, unsere Träger zu Zeugen rufend, daß es hierzulande üblich sei, das Fleisch auf dem Spieß über offenem Kienholzfeuer zu schmoren, es gleichzeitig mit Salz und Gewürz zu bestreuen, und daß der Salat mit grünem, also echtestem Olivenöl zubereitet werde, was seinem Gaumen nur ungewohnt sei. Ich brachte hierauf das Opfer meiner Überzeugung und aß unter lauten Beteuerungen, wie gut es schmecke, alle vier Rationen bis auf ein Stück, das ich den Trägern schenkte, die es nach drei Tagen heimlich weggeworfen haben sollen, nach Behauptung unseres Malkontenten (?!).

Da ich den weiteren Abend über das Ziel der hämißchen Bemerkungen und der besorgtesten Blicke war und die düstersten Verkündigungen meines baldigen, schrecklichen Endes schließlich meine Frau beunruhigten, drängte ich zum Schlafengehen. Selbst das Gute-Nacht-Wünschen erfolgte jedoch in einem Tonfall, der meiner armen „Witwe“ wie eine Beileidsbezeigung klingen mußte, während ich mit langen Abschiedsblicken bedacht wurde, die bereits nach hippokratistischen Zügen zu forschen schienen.

Trotzdem erschien ich am andern Morgen frisch und munter beim Frühstück und leitete hernach den Ausmarsch. Bei Strada-Creto verläßt das sonst im großen und ganzen nord-südlich streichende Tal der Chiese von Westen her den Adamellobereich und heißt anfangs Valle di Daone, weil hier reichgegliedert Nebentäler links und besonders rechts verästeln, deren Scheiderücken mit ihren vorgeschobenen Endkuppen, wie Monte Melino, Cima Pissola, Lavanech, Bocca frontale und Boazzolo, nur die scheinbare Begrenzung des Haupttales bilden, dessen wirkliche Umrandung, besonders südwärts, weit zurückliegt, nordwärts von den Ausstrahlungen des Doß dei Morte und der Cima di Balbona gebildet wird.

Alle diese sieben genannten Höhen, damals turistisch bedeutungslos, sind heute bemerkenswert, denn sie sind Kampf- und Verteidigungspunkte im erbitterten

Ringen gegen den welschen Feind, der sich bisher vergeblich bemüht hat, diesseits der Chiese sich festzusetzen.

Die Serpentinensstraße steigt von *Strada* zuerst über *Bersone* und *Formino* die vorgelagerten, wohlbebauten Ackerterrassen hinan nach Daone und senkt sich von dort wieder als Karrenweg allmählich zur Chiese hinab, um längs des Flusses in das von steilen Hängen und Felsmauern eingeengte Waldtal hineinzu führen, dessen Hintergrund der breite, wüste Trümmersodol des *Ré di Castello* bildet, der sich mit seinen langen, schmalen Gipfelgraten krallenartig darüber ausbreitet.

Trotz dieser unteren Steilzone macht das Daonetal aber doch keinen schluchtartigen Eindruck, da sich beiderseits oberhalb dieser Stufe rampenartig das Gehänge verflacht und aus diesen zwischengelagerten Almterrassen in bedeutend sanfterer Neigung zu grünen Ruppen und Rämmen, jenen obgenannten vorgeschobenen Endkuppen, ansteigt.

Hinter *Daone*, damals ein friedliches, weltabgeschiedenes Bergdorf, heute in der vordersten Kampffront taktisch wertvoll gelegen, daher zäh verteidigt und vom Feind in ohnmächtiger Wut mehrfach in Brand geschossen, wanderten wir fast eben talein, immer dem linken Chieseufer treubleibend, wenn auch gleich zu Beginn die Brücke von *Murandin* und später wieder eine bei den Hütten von *Plaz* an das jenseitige Talgehänge loden möchten, wo halbwegs zwischen den beiden Flußübergängen gegenüber dem Bildstock 899 der schäumende Wasserfall des *Ribor* im dunklen Walddrahten silbern sprüht und schleiert. Wir erfreuten uns wohl an diesem prächtigen Schauspiel, beachteten aber weder Brücken noch Bildstock, dafür um so mehr die bald hernach auf einer Hütte sichtbare Aufschrift: „*Ristorante alpino*“. Etwaigen Nachfolgern dürfte es umgekehrt ergehen; denn die beiden Brücken wie der Bildstock sind inzwischen historische Punkte geworden, weil dort ein Häuflein braver Landstürmer als vorgeschobene Posten unerschütterlich treue Wacht gehalten und die immer wieder, oft mit vielfacher Übermacht geplanten Übergangsversuche der Italiener blutig zuschanden gemacht hat, hingegen die Almhütten durch feindliches Vergeltungsfeuer und eigene Vorsicht heute zerbröckelnde Brandruinen sind.

In Anbetracht unserer schweren Rucksäcke folgten wir dem Beispiel zweier vor der Spelunke rastenden Röche der Kaiserschützen, die mit einem bössartigen Tragtier, das bei der geringsten Annäherung schnappte und zugleich ausschlug, die Rockkisten für die irgendwo manövrierende Truppe befördern sollten. Diese militärische Tätigkeit im Verein mit bereits früher erhaltenen Warnungen ließ uns ernstlich um den großen photographischen Apparat und unsere Freiheit besorgt werden, und mit gesteigertem Bangen unseren Erlebnissen auf dem viel peinlicheren italienischen Gebiet entgegensehen.

Was damals so mancher als müßiges Spiel und zwecklosen Sport belächelt hat, bewährt sich jetzt als weise Voraussicht, und alle Mühe, jeder Schweißtropfen, ist heute mehr denn Goldes wert, wo Spiel und Sport im blutigen Ernst sich erfolgreich betätigen können.

Nach kurzer Rast gingen wir weiter. An der Chiese entlang, über die Wiesen von *Pracul*, wo die Heumahd im besten Gang war, biegt der Weg über ein vorspringendes Felsriff rechts hinan, indes zur Linken in der Schlucht, die ein feder Steg überspannt, über den man zur idyllischen Manonalm käme, die Wasser schäumen und tosen. Bei der Sägemühle von *Lert* setzt eine kurze Steilstufe an und nach einer Wegschleife, die längs einer Holzrieße um einen Felsabsatz aus wüster Lawinenwildnis führt, wandelt man plötzlich in tiefer Stille durch einen parkartigen Wald, in dem es märchenhaft schimmert von blühenden Goldregen-

sträuchern. Das Donnern der Chiese ist verstummt; ruhig und feierlich strömt das klare Wasser dahin. Dann öffnet sich ein Wiesenkeßel, von steilen Waldhängen eingeschlossen, das Tal scheint zu Ende. Jenseits der Brücke steht die flache Hütte der Boazzoalm und ladet zur Rast. Dahinter schäumt der Abfluß der Wässer des Lenotales in einem prachtvollen Doppelfall hernieder, den wir, im Schatten uralter Baumriesen ledigen Rückens erquickt lagernd, bewundern.

Hier beginnt das Daonetal, denn die begrenzenden Hauptkämme ziehen nun, einheitlich gestaltet wie die Fronten einer Gasse, parallel und ohne markantere Zwischengliederung, immer hochgebirgsmäßiger gegen Norden. Nur erstrecken sich in 300—400 m Höhe über dem Fluß, beiderseits an den Talflanken, deutlich ausgeprägte Rampen, die untrüglich von urgewaltigen Eiszeitgletschern ausgeschliffen worden sind und jetzt im Krieg als beliebte Patrouillenpromenaden dienen.

Der weitere Anstieg führt an der Mündung des Danerbatales vorbei, über einen Riegel zwischen dessen Abfluß und der Chiese, durch die Barrikaden eines Holzschlages hinan, und biegt links in die von den aufstäubenden Wasserstürzen der Chiese angenehm kühle Schlucht, die der wilde Gletscherfluß zwischen den Steilhängen der Ostflanke des Rê di Castello und dem Westabfall des Stallone-Spornes eingefügt hat. Jenseits eine verfallene Hütte unberührt lassend, folgt der Pfad in mäßiger Steigung dem kraftfrohen Wasser und bietet willkommenen Halt mit dem hübschen Anblick eines Schleierfalles. Ein Stück weiter oben, auf einem Steg vom bisher benützten linken auf das rechte Chieseufer übersetzend und einen wegsperrenden Felsriegel ersteigend, haben wir eine breite Wiesenmulde vor uns, deren nasser Moorboden das einstige Seebecken verrät. An seinem oberen Ende, bei einer Bauminsel, versinkt beinahe im schwarzen Morast die Malga Rudole, weshalb wir lieber am westlichen Rande bei einer köstlichen Quelle unsere Schultern ein bißchen entlasten. Gleich am Gehänge weiter, an dem abschließenden Waldabsatz, über dem im spitzen Winkel der Anstieg zum Lago und Passo del Campo abzwiegt, der zum fjordartigen Arnosee führt, und weiter über Valsaviore in das Ogliotal gelangen läßt, stäubt donnernd zur Rechten die Chiese in einem wilden Tobel hinab. Unser Almsteig ist denkbar schlecht geworden; glitschig und schmutzig, aber dafür trösten bereits als Beweis der gewonnenen Höhe schöne Rückblicke auf die spitzen Gipfel des den Brescianer Alpen zugehörigen Cornone-Frononegebietes. Auf der waldigen Terrasse an einer verfallenden Hütte vorüber, später wieder einen Riegel übersteigend, dehnt sich ober der Malga Bissina abermals eine weite Rasenfläche zwischen den kahlen Talflanken und mahnt mit ihrem steppenartigen Eindruck und den unvermittelt aufsteigenden Trümmerhalden, aus denen nebelumwogt, wie Phantome im Himmelsraum schwebend, die Firnwände und wächtengekrönten Grate des Carèalto und seiner Trabanten auftauchen und verschwinden, an andine Landschaftsbilder Südamerikas. Von hier ab sind wir im Fumotal.

Das öde Becken in seiner Längsrichtung überschreitend, steuerten wir hoffnungsfroh, tunlichst nahe dem Bache, dem sperrenden Hügel zu, auf dem eine Hütte lockte, denn es ging der Tag schon zur Neige und wir wären gern am Ziel gewesen. Doch wir hatten uns zu früh gefreut. Es war erst die leere Breguzzoalm.

Wieder ging's weiter hügelanß, hügelab, immer diesseits der Chiese bleibend; abwechselnd durch schütterten Wald, der sich bereits mit Zerbernpalisaden verschanzte, und über nasse Rasenmulden, den womöglich noch schlechter gewordenen Weg verlierend und doch immer wieder gerne findend, bis uns endlich der Anblick eines einsam im Grase liegenden Wiederkäuers nochmals einen Wiesenriegel hoffnungsvoll hinantrieb und — Hallo! — da lagen die Hütten der heißersehten Fumoalm vor uns. Nach dem anstrengenden Tagesmarsch erschien uns die armselige Behausung im feuchten Nebelabend gar behaglich und wir waren den gerade beim

Meltgeschäft tätigen Hirten sehr dankbar, daß sie uns eine der drei Bettstellen überließen, wenn wir auch zu viert auf den harten Brettern wie in einer Sardinenbüchse lagen.

Am andern Tag verhalf uns zweifelhaftes Wetter zu einem Rasttag, den wir zum Studium des Almbetriebes und zu „Interieur“- und „Porträt“-Aufnahmen nützten.

Was der aufklarende Abend versprochen, hielt der folgende Morgen und wir brachen flink auf, als es kaum tagte. Um eine kapartig in die Almmulde vorgeschobene Kulisse, worauf die letzten vereinzelter Bäume Vorposten standen, herumgekommen, erblickten wir den wilden, vergletscherten Talschluß vor uns, zu dem sich die Talsohle in langen, flachen Stufen sanft hinanzog, umstarrt von den scharf in den stahlfrischen Morgenhimmel schneidenden, firnverbräunten Felskolossen der Carèaltofette und den bereits rostig angehauchten Sägegraten des Fumokammes. Nach einigen sperrenden Schuttwällen, die die einzelnen Muldenabsätze scheiden, zweifellos ehemalige Stirnmoränen des weit zurückgewichenen Fumogletschers, erreichten wir durch einen Schmelzwasserfumpf auf schwanken Grasbüscheln balancierend, die unheimliche Ruine der Cascina (Käserei) delle Levade. Sie war einst eine heißumworbene Alm, zu der man das Vieh sogar aus dem Rendenatal über den 2879 m hohen, südlich des Carèalto eingefenkten, vergletscherten Passo delle Vacche (den Kuhpaß) herübergetrieben hatte und in deren Besitz sich die Welschen des Oglitales durch einen heimtückischen Überfall im 17. Jahrhundert setzten, wobei sie grausam wüteten, das Vieh erschlugen oder mit durchschnittenen Sehnen elend verenden ließen und die armen Hirten in den großen kupfernen Käsefesseln nach Teufelsmanier bei lebendigem Leibe schmorten. Und jetzt, nach 300 Jahren zivilisatorischer Höherentwicklung, im vielgepriesenen 20. Jahrhundert, — trinkt abermals Menschenblut diesen weltabgeschiedenen Almboden; und wieder ist heimtückischer Überfall und niedere Gier der Welschen die Ursache des Kampfes! Nur die Kampfweise und Vernichtungsmittel haben sich sinnreich geändert, Effekt und Ziel sind herzlos die gleichen!

Hier öffnet sich im sonst geschlossenen Westgehänge ein Rar, über dem die gefürchte Felsmauer der Buciaga aufragt, an deren Nordabfall der unschwierige, firnfreie Passo della Porta ins Adametal übersteigen läßt, den auch wir ursprünglich benutzen wollten bei unserem Rundgang durch die südlichen Adamellotäler, aber nach den neuerlich in der Fumoalm empfangenen Warnungen, der großen Alpenvereinskamera zuliebe, links liegen ließen, um den Apparat, soviel als möglich auf österreichischem Boden bleibend, in der Mandronhütte in Sicherheit zu bringen.

Wir wanderten also geradeaus weiter bis in den hintersten Winkel der schmalen Firngasse, wo rings blaugrüne Eisbrüche drohen, und brachten uns, nach links gegen einen vom Doßon di Genova absehenden gewaltigen Strebepfeiler steil ansteigend, in Sicherheit, gerade als die ersten Sonnenstrahlen über den hohen Wall der Carèaltofette in den eisigen Kessel fielen.

Vom Rastplatz in steilen Schneerinnen aufsteigend, erkletterten wir zielsfroh die abschließenden Felsen und standen enttäuscht noch tief unter dem Ramm, den kühngeformt der Monte Fumo beherrscht, der mit dem gegen Südost gebogenen Grat zum Felshorn der Cima Levade einen steilen Gletscher einschließt, den ich Levadegletscher nennen möchte.

Zwischen Monte Fumo und dem nördlich mit der dreikuppigen La Tripla beginnenden Doßon di Genova klafft die von uns ersehnte Lücke des selten überschrittenen Passo di Monte Fumo, der 3325 m hoch, abermals 4 Stunden ermüdendster Stapserei forderte, ehe er uns seine kalte Höhe erschloß. Ein völlig arktischer Ausblick — das Gletscherbecken des Adamello und Corno Bianco, von

Passo del Miller



S. Nežuda phot.

Abb. 1. Malga Miller gegen Passo del Miller



S. Nežuda phot.

Abb. 2. Talschluß von Salarno mit Rifugio Prudenziini



Hanns Barth phot.

Abb. 3. Blick vom obersten Baitonekar auf Adamellograt, zur Cima di Premassone und Cima di Plem, Adamello und Corno Miller (dazwischen Adamellopaß)



Hanns Barth phot.

Abb. 4. Blick vom Gipfelgrat des Corno Baitone auf Adamello (Nord- und Westabstürze) und Corno Miller

Höhenrauch umwoben, vor uns, die Firnmulde des Lobbiagletschers und seine, „Bedretta di Fumo“ genannten südlichen Eisbrüche, überragt von der ebenmäßig aufsteigenden Schneepyramide des Crozzon di Lares und der wilden Westwand des Corno di Cavento, hinter uns, — bannte uns überwältigend zur Bewunderung dieses eigenartigsten Bildes im Adamellobereich. Ein weltentrücktes, strahlendes Heiligtum überirdischer Ruhe aus Eis- und Schneekristallen aufgebaut, ein weißes Fegfeuer menschlich wilder Leidenschaften und Triebe, erschien mir diese Landschaft wie eine Vorstufe seliger Ewigkeit. Und kaum 5 Jährchen später ist selbst bis hier herauf, in diesen innersten, keuschesten, eisigen Hochgebirgskreis der schreckliche Krieg vorgeedrungen, hat mit seinem Toben und Wüten tagelang die reine weiße Höhe entweiht. Vom 12. bis 14. April 1916, schutzlos dem Wintergraus preisgegeben, wurde hier Mann gegen Mann in erbittertem Ringen gekämpft. Einige Postenstellungen mit Maschinengewehren, vom Lobbia-alta-Paß über den Dossion di Genova bis zum Monte Fumo verteilt, hielten dort Grenzwacht und wehrten sich gegen den vom Nebel begünstigten italienischen Überfall vielfach überlegener, von Artillerie unterstützter Kräfte. Unsere Waderen wichen erst, als in die Postenkette mehrfach Bresche gerissen war, als letzte die Verteidiger des Monte-Fumo-Passes, um sich jenseits zu neuerlicher Abwehr festzusetzen.

Mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit und die aus den südlichen Tälern heranwogenden obligaten Mittagsnebel, die alles in der Runde grau in grau verhüllten, verzichteten wir auf die Besteigung des noch immer kühn aufstrebenden Monte Fumo, dessen plattiger Grat, von Wächten schwer verbarrikadiert, sonst glatt zu erstürmen gewesen wäre. Wir pflügten daher durch den steilen, tiefen Schnee hinab und bemerkten, leider erst tief unten, beim flüchtigen Aufreißen des Nebels, daß wir rechtsherum über die Westflanke sicherlich rasch und gut den Gipfel erreichen hätten können. Nun war's zu spät und wir querten zum Corno Bianco hinüber, an dessen Ostbasis wir die Normaltrasse zum Mandronhaus einschlugen, wohin uns eine neidisch verfolgte Schisspur als Wegweiser leitete, als deren Urheber ich dort den strammen, bergbegeisterten Landesjägerleutnant Alfred Listhuber kennen und schätzen lernte, der damals allein, in Hemd und Unterhose, um im Falle eines Zusammentreffens mit italienischen Alpinis nicht als österreichischer Offizier erkannt zu werden, die Adamellofahrt ausgeführt hatte. Ein Beweis, wie sehr bereits in jenen Tagen das militärische Interesse für diese Hochregionen rege war.

Zwei Tage später rasteten wir wieder an der Ostede des Corno Bianco anläßlich der Fortsetzung unserer Wanderung in die südlichen Täler des Adamellogebietes. Ein wolkenloser, frisch gefegter Morgenhimmel spannte sich von Norden her wie ein blaßblauer Seidenbaldachin über die blendende Firnpracht. Nur mit dem Nötigsten leicht bepackt, die kleine Handkamera im Rucksack versteckt, ging's über den festen Schnee des fast ebenen Pian di Neve westwärts dahin, nur ich, zum Gaudium der anderen, öfter als mir lieb war bis zum Knie einbrechend, woran wohl weniger meines Leibes 80 Kilogramme, eher die schmalsohligen Bergschuhe schuld waren. Bei dieser Wanderung konnten wir deutlich die Abzweigung der südlichen Täler des Adamellostokes der Reihe nach studieren; zuerst das zwischen dem von hier aus unbedeutend erscheinenden Zuderhut des Corno Adamè und dem sanft ansehenden Salarnokamm eingetieftete Adametal, dann das von Corno Miller, Corno Salarno und Cornetto Salarno verschänzte Salarnotal, über dem als prächtiger Hintergrund der Carealto mit seinem langen Felswall paradierte, schon wieder umbrandet vom heranflutenden lombardischen Nebelmeer. Und dann öffnet sich allmählich vor uns zwischen Corno Miller und dem langen Schneebach des Adamello der flache Sattel des beiläufig 3300 m hohen Adamellopasses (italienische

Messung: 3240 m), über dem jenseits, leider bewölkt, ferne Gebiete Italiens und der Schweiz auftauchen und unmittelbar zu Füßen der oberste Gletscherkessel des Val Miller. In selten geschauter Steilheit bricht, von der Schneekuppe des Adamello überragt, eine mächtige Eiszunge zu ihm hinab, neben der, durch einen wilden Blodgrat getrennt, fast ebenso jäh, eine lange Firnrinne zur Tiefe schießt. Diese vermittelt den Abstieg.

Im obersten, steilsten Teil, noch im Schatten und vereist, wollten wir nicht kostbare Zeit verlieren mit langsamer Stufenarbeit und begannen nach kurzer Rast und Erkunden des besten Einstieges den lustigen Felsgrat hinabzuklettern. Es war eine heikle Sache, in den lockeren Riesenquadern ohne gefährdenden Steinschlag zu lavieren, wobei überdies einige recht schwierige Stellen zu überlisten waren. Glücklicherweise kamen wir aber doch ziemlich tief hinab und verließen den nun von glatten Platten gepanzerten Grat, um in der inzwischen von der Sonne angewärmten Schneerinne den Anstieg fortzusetzen. Steil wie auf Leitersprossen, nur in aufrechter Haltung, hieß es in die Stapfen des Ersten treten, wobei man infolge des gestrafften Seiles immer das Gefühl hatte, seinem Vordermann auf den Kopf zu steigen. Endlich standen wir oberhalb der erst durch eingesunkenen Schnee zart angedeuteten Randkluft und jenseits weitete sich der wilde Schneekessel zu flaumiger Mulde. Das war zu verlockend. Hinüberschleichen, nach rechts queren, um aus dem Bereiche der offenen Spalten zu kommen, und dann sitzend zur Tiefe sausen, war eins. Und das wiederholten wir, so oft es ging, bis wir zwar etwas durchnäßt, aber begeistert auf der breiten Trümmerterrasse unter der Gratmauer beisammen standen, die, vom Adamellomassiv entspringend, zur Cima di Plem zieht, und dann, mehrfach geschart, bis zum Corno di Lago sich fortsetzend, das Val Miller vom Baitonekar scheidet.

Die wohlverdiente Rast kürzte uns einfallender Nebel, der bald so dicht wurde, daß wir erst nach mehrfachem, mühsamem Auf und Ab auf der schneegepressten, endlos scheinenden Trümmerwildnis in einem rasch benutzten lichten Augenblick den Passo del Cristallo erwishten. Zwischen Cima di Plem und Corno Cristallo eingefügt, ist er der einzige gute Übergang zwischen den beiden Tälern, und er bot uns zuvor einen im Nebelzauber dämonisch erscheinenden ersten Blick auf die wildgeackte Umrahmung des seenreichen Baitonekars, hernach auf seiner Westseite eine lange, lange Abfahrt in dieses Kar zu dem mit Eisschollen bedeckten Lago Bianco. In dem Trümmerchaos zwischen diesem und dem offenen Lago Rotonda herumtappend, an dessen südwestlicher Rundung die Capanna Baitone des italienischen Alpenklubs steht, entdeckten wir zu unserem Schrecken neben der Hütte ein Zeltlager. Ich dachte zuerst, daß ein Neubau der alten Hütte im Gange sei, aber melodische Klapphornsignale und das große Menschengewimmel ließen keinen Zweifel: dort lagerte eine Truppe italienischer Gebirgsoldaten! Das erste war, daß wir unsere Apparate hinter der Deckung eines großen Blockes versorgten, und zwar hängte Freund Nehuda den seinen zwischen den Schulterblättern am Hosenträger fest, zog dann Weste und Rock darüber an, und nahm schließlich den Rucksack um. Ich packte meinen statt Eiderdaunen in das gefältelte „Rapricepölsterchen“ meiner Frau, ließ noch die beiden Träger feierlich unverbrüchliches Schweigen geloben, schulterte gleichfalls meinen Schnerfer, und dann marschierten wir fed auf die neugierig zusammenlaufenden Alpini los. Mit freundlichem „Buona sera!“ betraten wir die Hütte, die aus einem unreinlichen Vorraum mit offener Feuernische und einem freundlicheren Schlafraum mit 4 Paar je übereinander angeordneten Matratzenlagern besteht.

Sichtlich wenig erfreut über unseren Besuch, erwiderten der wie ein schöner Opern-
Capitano und der blutjunge, ganz englisch aussehende Tenente, als gegenwärtige

Hüttenbesitzer, kühl unsern Gruß. Wir belegten, Seelenruhe markierend, die freien Betten, das meiner Frau mit dem inhaltschweren Pölksterchen zierend, während Freund Nehuda krampfhaft kreuzhohl, mit den angeblich der deutschen Sprache unkundigen Offizieren eine Verständigungspantomime aufführte. Nachdem sich der Capitano von unserem Ernesto noch den Hüttenschlüssel zeigen ließ und hörte, daß sie als Führer von den Trentinern autorisiert und mit uns Wienern schon längere Zeit gewandert seien, wurde die Stimmung freundlicher. Artig gingen sie mit uns vor die Hütte und überließen meiner Frau das Zimmer. Geschickt parierte ich die Versuche der Offiziere, mein militärisches Interesse zu erregen, durch alpin-sportliche Fragen, und schließlich — Kost und Getränke, besonders letzteres, waren vorzüglich — kam sogar eine freundliche Tafelrunde zustande, während draußen im Nebel um fladernde Lagerfeuer die Mannschaft, von der heute schon mancher auf ewig verstummt sein mag, lustige Lieder sang. Wir befürchteten schlechtes Wetter, aber die Offiziere beruhigten uns, und richtig, als uns Hornsignale weckten und ich zum Fenster sprang, dämmerte ein klarer Morgen an, der mich doppelt erfreute, weil die Soldaten bereits zum Abmarsch ins Tal gerüstet standen und flink mit den leise sich empfehlenden Offizieren im Geklüft auf- und niedertauchten. Dadurch gleichfalls tatenlustig gestimmt, schaute ich nicht lange der abziehenden Truppe nach, wie sie an dem tieferliegenden, ziemlich großen, im ersten Morgenschein spiegelnden Baitonefsee im Gänsemarsch dahineilte und hinter der grünen Schwelle des Baitonefarses gegen das untere Malgatal verschwand, sondern trat rasch mit Ernesto zur Bergfahrt an, die dem hochdroben im kalten Morgenschein nadelspitz aufragenden höchsten Gipfel der Baitonegruppe, dem 3331 m hohen *Corno Baitone* galt. Über die großen Blöcke springend, die den Abfluß des Hüttensees überbrücken, ging es nördlich hinan über Rasen und Geröllsufen, durch eine Bachrunse an kleineren Lachen und halbgefrorenen Seen vorbei in das obere Rar. Dann erstürmten wir den Absatz zur obersten Terrasse und befanden uns schon bei den noch in winterlichen Fesseln schmach tenden Laghi gelati. Weit reichte bereits die Aussicht. Über die schon winzig in der Tiefe und noch im Schatten ruhende Hütte flog der Blick frei nach Süden und fand erst draußen auf den Schneefeldern des *Rè di Castello* und *Monte Frisozzo* seine Grenze, während in der Nähe ringsherum ein steinerner Gipfelkranz starrte, in dem westwärts besonders die fünf strammen Granattürme auffielen, schneidige Kletterobjekte in 3000 m Höhe und bisher nur von Italienern erstiegen¹⁾.

Von der prächtigen *Cima di Nlem* zieht ein schön geschwungener, langer Grat zum *Corno Baitone*, der die Scheide gegen das *Aviotal* bildet. Dem steuerten wir über steilen Firn zu, denn er sollte unser Weg zum bereits sonnigen Gipfel werden. Herrlich erhob sich im Osten die mächtige, firngezierte Felsbastion des *Adamello*, deutlich sahen wir unsern gestrigen kühnen Abstieg. Raftlos strebten wir aufwärts. Es war ein köstliches Klettern über den schneidigen Lonalitgrat mit großartigen Tiefblicken zurück in das Baitonefar, jenseits hinab zum *Aviofsee*, hinüber zur Westfront der *Adamellogruppe* und links auf den Splitterkamm zur *Roccia Baitone*. Und als wir nach vierstündigem Anstieg schon auf der schmalen Schneefschneide des Gipfels standen und in der Runde zu all der bisher geschauten Schönheit die *Ortlergruppe*, die *Bernina* und *Schweizer Berge* bis zu den *Walliser Alpen* mit *Matterhorn* und *Monte Rosa* schimmern sahen, da jauchzten wir unwillkürlich laut auf vor Glückseligkeit. Lange blieben wir auf der unvergleichlichen Warte und entdeckten immer neue Reize. Den großartigen Gletscherabbruch zum *Aviolotal*, die Häuschen der Ortschaften im *Ogliotal*, die spinnefeinen Straßen-

¹⁾ Erstigungsdaten siehe „Zeitschrift“ 1912, Seite 245.

windungen zum Apricapaf, die Garibaldihütte am Venerocolosée, von der ich vor Jahren zur unvergeßlichen Besteigung der Adamello-Nordwand aufgebrochen, — hätte nicht mein plötzlich rasselnder Taschenweder gemahnt, wir hätten noch Stunden dort droben in der lichten Höhe gesäumt.

Nun ging's zu Tal. Sobald als möglich den Grat verlassend, glitten wir die steilen Firnhänge hinab, pfeilgeschwind, daß uns die Luft um die Ohren sauste. Und ehe zwei Stunden vergangen, begrüßten wir schon wieder die Rastenden vor der Hütte. Aber auch sie waren nicht faul gewesen, wie später eine Reihe prächtiger Lichtbilder bewiesen hat.

Ein wunderschöner, stimmungsvoller Abend vereinigte uns in und vor der einsamen Hütte; am nächsten Morgen hieß es Abschied nehmen. Nachdem uns der Capitano von der geplanten Begehung des Passo del Gatto, der eigentlich nur eine Querung des Südfalles des Corno di Lago ist, abgeraten hatte, weil er angeblich schlecht zu finden und infolge eines Abbruches gefährlich zu passieren sei, stiegen wir wie die Soldaten am Vortag den steilen Pfad zur Malga Premassone im Val Malga hinab und über die Scale del Miller, einen in die Felsen der Wasserfallsschlucht des Remulobaches gemeißelten, uralten Umweg von hervorragender landschaftlicher Schönheit, wieder zur Malga Miller empor. Das hieß 800 m Höhe verlieren und wieder 500 m ansteigen, während wir über den Passo del Gatto, der nach Aussage des Hirten von der Malga Miller doch ganz gut gangbar ist, fast eben dahin gelangt wären; diese turistisch wertvolle Erfahrung hat uns also zweifellos militärische Vorsicht nicht wollen machen lassen.

Nun waren wir auch auf dem Umweg hierhergekommen, und stiegen im fahlen, charakteristisch gestalteten Val Miller zum Passo del Miller hinan, der schönen Rückblicke auf den kürzlich überschrittenen Adamellopaß uns freuend.

Nachdem wir in einer steilen Firnrinne auf den schmalen Paßeinschnitt über Blöcke hinausgeturnt, hielten wir Rast und Umschau. Im Osten blickten wir in eine neue Welt. Dort erhebt sich der Salarnokamm, der mit unserem, dem Millerkamm, das großartigste der drei südlichen Adamellotäler einschließt. Gerade gegenüber erblickt man den schneeigen Pogliapaf, der ins Adametal führt, und dahinter, rechts von der Cima Frampola, die uns bereits bekannte Cima Buciaga mit der Senke des Passo della Porta. Dort herüber müßte man also vom Fumotal, die zwei Pässe übersteigend, nach Salarno wandern. Und im Hintergrund leuchtete wieder der Carèalto auf mit seiner langen Westfront, so daß wir wenigstens den Ring geschlossen sahen, den wir um den Adamello wandern wollten.

Noch einen Abschiedsblick vom Paß über das Millertal hinüber zum Passo Cristallo und auf die Westmauer, die den Zirkus des Baitonefars abschließt, dann lavierten wir, stets links abwärts haltend, über die für diese südlichen Täler typische Blockwirrnis in das Salarnotal hinab. Dabei blinkte im Süden nochmals der Rê di Castello auf und im Tale draußen der grüne Salarnosée. Bald entdeckten wir tief unten im Talhintergrund den winzigen Steinwürfel der neuen Prudenzinshütte, die wir endlich nach vieler Mühsal in dieser zertrümmerten Urwildnis erreichten.

Wie anders stehen hier Corno Miller, Corno- und Cornetto di Salarno vor uns im Vergleich mit den vor wenigen Tagen vom Adamellogletscher aus gesehenen, wenig erhabenen Formen. Neue Berge sind sie, die gebieterisch Bewunderung heischen. Wie Titanen-Raryatiden stemmen sie sich gegen die Übermacht des Gletschers, der vergeblich in die Breschen drängt, getreue Wächter der nordischen Herrlichkeit des Adamelloreiches, die lieber zwischen ihren felsgepanzerten Leibern das hehre Diadem des Hochgebirges, das ewige Eis, zermalmen, als den schwülen, welschen Gluten preisgeben. Staufensstimmung, Konradinflänge flogen mich un-

Zeitschrift des D. u. S. M.-B. 1916



Naturaufnahme von G. Neveda

Mandronhaus mit Lobbia- und Mandronferner

Bruchmann aut. et impr.

willkürlich an beim Anblick dieser Naturallegorie der Tragik germanischer Südlandssehnsucht.

Und als wir am nächsten Morgen bei verdächtig eingesponnenem Himmel und lauer Luft zum Salarnopafz hinaufstapften und grauer Dunst, von Westen her anschleichend, Berg um Berg verschlang, da kamen mir die von dieser Seite wie Zwerge scheinenden Gipfel der Salarnowächter nicht mehr verächtlich vor, wußte ich doch, daß sie die Scheitel jener Felsriesen sind, die selbst solch mächtigem Eisstrom ihren Willen aufzwingen, wie dem meilenlangen Mandrongletscher, auf dem wir jetzt im plötzlich losbrechenden Schneegestöber talwärts zogen.

Anwillkürlich drängte sich mir da die Parallele auf mit uns winzigen Menschlein, die armselig in der großen, gewaltigen Natur körperlich Stäubchen sind, und dennoch geistig all das Schöne und Erhabene der ganzen Welt mit Herz und Auge fassen können, um es heimzutragen als ihres Lebens reinstes Blut.

Mein Verben um den Carèalto □

Das erstemal kam ich im Herbst 1906 geradewegs von Rom zu ihm. Entzündigt durch die Andacht vor seinen heidnischen Resten und den Kunstwerken der Renaissance, gesegnet vom Papst sogar, und dennoch sehnsüchtig nach den Dämonen des Hochgebirges lechzend, war ich wieder völlig dem Banne der alpinen Schönheit verfallen, als ich im Sarcatal vor Tione die Prachtgestalt des Carèalto erblickte mit seinen zwei jungfräulichen Graten. Ich brachte sie nimmer aus dem Sinn und in Spiazzo einfahrend, forderte ich plötzlich meinen Bruder Otto und seinen Freund, die mich begleiteten, zum Aussteigen auf.

Unseren, dem Ausgang von einer verproviantierten Hütte entsprechend berechneten Vorrat für die Wildnis rasch ergänzend, schulterten wir die sehr behäbig gewordenen Rucksäcke, und stiegen „unterm Schatten der Kastanien“ die Lehne auf einem Karrenweg hinan, um bei der Kapelle St. Giu das malerische Vorzagotal hoch über seiner Mündung zu betreten, wodurch der Weg ein gutes Stück fast eben bergewärts ziehen muß, um die Talsohle zu treffen. Jedes in die Gruppe einschneidende Seitental hat solch heilige Schildwache in Kapellenform, die das dahinterliegende Paradies zu beschirmen scheint. Und das vor uns sich enthüllende Bild — ein üppiges, wasserdurchraushtes Waldtal mit all dem Zauber des Südens, darüber der bleiche Nord mit seinem gleißenden, schillernden Schnee und Eis, Sommer und Winter innig vereint — bot wirklich einen paradiesischen Anblick!

Am linken Gehänge, immer dem munteren Bache entlang, an malerischen Hütten und einer Sägemühlruine vorbei, wandert man auf breitem Karrenwege wie in einem herrlichen Naturpark fast ohne Steigung bis in den Talschluß, wo die Alm Coël di Pelugo liegt, die uns vor der Nacht schützen sollte, die bereits auf Flügel von Wetterwolken verfrüht heranschwebte. Von den drei Hütten wählten wir die schlechteste, weil wir wußten, daß der Mensch immer bescheiden wird, wenn es sich um seinen Reichtum handelt, daß der Bauer ebenso gediegen und sicher das Vieh verwahrt wie der Städter das Geld. Anfangs von einem traditionswidrigen Hirtenknaben und einem für den Auslagekasten eines Zahnarztes bestens zu empfehlenden ruppigen Köter an dem Überschreiten der gastlichen Schwelle gehindert, fürchtete ich schon eine unangenehme Nacht und unterhielt mich indessen mit einem netzischen Ziegenbock, der augenscheinlich der Mesalliance einer Gemse entstammte, bis der zufällig anwesende Almbesitzer hinzukam und uns freundlich, sogar auf gut Deutsch, willkommen hieß. Diese doppelte Überraschung freute uns sehr, und bald saßen wir in gemütlichem Geplauder um das flackernde Herdfeuer, während der Hausherr eigenhändig das Gastmahl — einen pappigen Brei aus Milch, Mehl, Reis und reichlicher Butter — bereitete. Dazu stimmte er ein Loblied auf Wien an,

denn der reiche Bauer hatte lange Zeit als — Scherenschleifer seinen Standplatz vor der Paulanerkirche auf der Wieden. Es ist überhaupt typisch für die männliche Bevölkerung dieser Gegend, daß sie den Winter mit dieser Beschäftigung oder als Kaminfeger in den großen Städten verbringt, und die Heimat als Greisen- und Kinderasyl zum Amazonenreich werden läßt.

Beim Schlafengehen gab uns der Gems-Ziegenbock das Geleite bis zum Tor des Heustadels und auf meine verwunderte Frage, warum er nicht bei den anderen Tieren im Stall sei, erfuhr ich, daß er, ein Feind jeglichen Pferchs, stets im Freien bleibe.

Am nächsten Morgen segelten lange, verdächtige Nebelschiffe in der Luft und blieben an den Talwänden hängen. Doch hoffnungsvoll rechneten wir auf die noch schlafende Sonne und stiegen im Tagesgrauen auf dürftigen, unterbrochenen Steigspuren aufwärts, immer den hinter der Alm in der Talmitte herabschauenden Wasserfall zur Linken. Auf schwanker Brücke überschritten wir weiter oben das ahnungslos dem nahen Sturz entgegenfließende Bächlein und erreichten die bereits verlassene Malga Zuccalo. Durch dichtes Erlengebüsch, das des Südens heiße Sonne fast bis an den Rand des Gletschereises treibt, führte uns der Weg — instinkt, und nun mußte links abgebogen werden, um den Fuß des Ost- oder Südostgrates zu erreichen, der uns auf „neuem Weg“ zum Gipfel bringen sollte. Wer jetzt von dieser Seite dem Berge nahen will, hat's behaglicher, weil hier am Fuß des Ostgrates seit einigen Jahren ein nettes Schuhhaus steht. Aber grau in grau wogte um uns schadenfroh der Nebel. Wir beschloßen zu warten. Es war umsonst. Einmal ließ er uns noch höhnisch die zerfallene Alm Niscli im Schuttkar unter uns entdecken, wo der „alte Weg“ führt, den die Erstersteiger unseres Berges schon im Jahre 1865 eingeschlagen haben, aber dann blieb er brütend liegen. Die ekle graue Masse schien endlose Geduld zu symbolisieren und wir beschloßen, um die Besteigung nicht ganz aufgeben zu müssen, diese alte Anstiegsrichtung zu begehen. Da wir die bereits gewonnene Höhe nicht wieder aufgeben wollten — ein beliebter Anfängerfehler! — stiegen wir gerade aufwärts, bis der blanke Schild der Vedretta di Niscli sich uns entgegenstemmte.

Übermals rastend, um vielleicht doch noch eine Besserung des Wetters zu erwarten, verträdelten wir nutzlos die Zeit. So rasch als möglich stiegen wir hernach weiter. Über die steile Zunge hatten wir uns auf den Gletscher hinauf, der sanft nach rechts abdacht, wo er im Schuttkar unter das Geröll taucht; dort ist der natürliche Weg. Wir wollten gerade vorwärtsdringen, um bald den zahmen Laresgletscher betreten zu können, was anfangs keine Schwierigkeiten verursachte. Aber bald nahm die Steilheit zu; eine Spalte kam, dann noch eine, schon etwas breiter; nun zwei, knapp nebeneinander, als pikante Lockspeise, und jetzt schon ein ganzes Netzwerk, in dem wir glücklich bald gefangen zappelten.

Plötzlich flattert der verruchte Nebel schadenfroh auseinander und im hellen Sonnenschein flimmert die reine, keusche Landschaft ringsum, aus der die zierlich-fingeschwungene Schneide des stolzen Carèalto in den tiefblauen Äther ragt. Links drüben sehen wir unseren erträumten Weg über den Ostgrat zum Gipfel¹⁾, rechts drunten zeigt sich das Schuttkar, hindernisfrei, fast bis auf den Laresgletscherplan, und wir — stehen in der Sackgasse!

Also: Rückzug antreten! Aber nur bis zur Moräne! Justament! Mittag war vorbei, als er gelungen. Wieder betraten wir den Gletscher, der uns noch mit so manchem Kniff aufzuhalten wußte; doch wir trogten und schritten endlich über

¹⁾ Von Oberleutnant Keller und Leutnant Jakob vom 1. Tiroler Kaiser-Jäger-Regt. Ende August 1913 in seinem ganzen Verlauf begangen.

den Firn bis an die schroff abbrechenden Felswände seines westlichen Sinnenfranges. Schon mischte in die reingefegte blaue Luft der Abend seine Farben, aber am Fuße des Zieles angelangt, dachte keiner von uns an Umkehr. Über steiler und steiler werdenden harten Firn, der den Eifen kaum mehr Halt bot und uns schwere Sadarbeit aufzwingen wollte, flüchteten wir zu den mit Pulverschnee wattierten Felsen des Normalanstieges über den Nordwestgrat, der, in eine feine, schmale Eisschneide sich verwandelnd, zum Gipfel aufschnellt.

Hier hätten wir die Flagge mangels Zeit streichen müssen, denn zum Stufen schlagen hätten wir bald nicht mehr gesehen. Aber in der Westseite sprangen Felszacken vor, zwischen denen sich girlandenartig Blockwerk an die Firn- und Eiswand klammerte, und über diese unerwartete, teilweise gewagt gestaltete Brücke kamen wir auf den schneeigen Vorgipfel.

Dunkel hob sich jenseits der Scharte das bisher geduckt lauernde, scharf geschnittene Haupt des Carèalto im prallen Plattenhelm; Risse und Sprünge darin, die er im Kampf der Zeit sich geholt, verhalfen uns zu raschem Sieg.

Ungefähr zur selben Stunde wie Julius von Payer am 3. September 1868 standen wir auf dieser einsamen, vom kalten Abendwind umflatterten Warte. Die Sonne war versunken. Es glomm wie Weltenbrand im fernen Westen aus dem wogenden Nebelmeere, das die ragenden, von den Fittichen der Nacht umschauerten Klippen der Alpen umschloß. So werden sie einst emporgetaucht sein aus dem gebärenden Chaos, das Rückgrat eines Weltteiles bildend; so werden sie einst stehen, wenn ringsum die Natur ein großes Grab geworden, als Skelett der toten Erde! Wenige Minuten schaute ich das düster schöne Bild, aber Stunden des Blicks haben sie schon meiner Erinnerung geschenkt.

Die eigenen Spuren stiegen wir wieder hinab, und mit uns ging die Nacht. Im unbestimmten Licht der Gestirne stand hinter uns der Carèalto, ein riesiges Phantom, das mit dem schwarzflaffenden Rachen seiner Randkluft die ledernen Wichte anstaunte, wie sie über die sanften Wogen des Gletschers dahinstrampelten, ein leuchtendes Sternlein in der Hand, das wie eines der zahllosen Lichtlein droben im schwarzblauen Grunde blinkte und zitterte, und ihnen den Weg wies, aus diesem Labyrinth des eisigen Todes.

Endlich trafen wir auf Felsen und begrüßten jauchzend die Moräne, von der ein Pfad zum Schuhhaus führt — auf der Karte! Nach stundenlangem, vergeblichem Suchen gründeten wir selbständig eine Nachtherberge zwischen zwei grobblöhligen Blöcken, die sich etwas Zuneigung bezeigten, und froren tapfer dem Morgen entgegen.

Wie der erste Besuch geendet, fing der ein Jahr später erfolgte zweite an: mit einem Freilager.

Wir waren damals zu viert aus der Brenta nach Pinzolo gekommen und fuhren am nächsten Morgen, der frisch und klar einen schönen Tag ankündigte, im humpelnden Postwagen der flinken, rauschenden Sarca nach, durch das breite, fruchtbare Rendenatal, das die aus Urgestein aufgebaute Adamellogruppe von den Dolomitklippen der Brentaberge scheidet und manch schönen Blick in deren Wunderwelt erhaschen läßt. Da die Gegend viel zu ansprechend, die Bilder viel zu eigenartig und abwechslungsreich sind, konnte uns der bei solchen morgendlichen Wagenfahrten übliche Nachtragschlaf nicht überwältigen. Freskengeschmückte Kirchen, manche noch mit ihrem welfischen Pyramiden- oder ghibellinischen Regeldach an jene mittelalterliche Schlächterperiode erinnernd; umfangreiche, stockhohe Häuser, das Erdgeschoß gemauert, sonst ganz aus rauchgebeiztem Holz, mit offenem, scheinbar bloß aufgestülptem Dach; hier eine gotische Steinpforte, dort ein romanischer Fensterbogen, daneben ein barockes Gartengitter vor ebensolcher Villa, alles ver-

mischt — teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Unverstand — mit nüchterner barbarischer, grellgetünchter Gegenwart. Dazu als Belebung eine Kerzen tragende, Gebete murmelnde Prozession nonnenartig verhüllter Weiber, ein klingendes Eselsgespann, dunkeläugige Mädchen am plätschernden Brunnen, kupferne Kessel auf biegsamer Stange wiegend — mit wenig Worten ein kaleidoskopartiger Wirrwarr von Farben, Linien, Formen und Tönen, der uns die Fahrt äußerst kurzweilig werden ließ. Dazu kam noch, daß uns Freund Gütl aus einem vergilbten, zerfetzten Baedeker, der seinem Aussehen nach schon bei der Suche nach einem Landungsplatz für die Arche Noahs zu Rate gezogen worden sein dürfte, die legendarischen und historischen Begebenheiten und Denkwürdigkeiten der zu durchfahrenden Örtlichkeiten vorlas. So erfuhren wir, daß in Mortaso einst die heidnischen Bewohner den heiligen Vigil gesteinigt und in Ermangelung des sonst hierzu nötigen Materials ihre Brotlaibe verwendet hatten, weshalb zur Strafe bis auf den heutigen Tag alldort noch das eine mit dem andern verwechselt werden kann. In Strembo residierte Girolamo Botterie, von dem Polarforscher Julius von Payer, den er bei seinen vorbereitenden Studienfahrten in der Adamellogruppe begleitet hatte, „Rè di Genova“ genannt, der als gewaltiger Nimrod und Jägerlateiner einem halben Hundert Bären den Lebensfaden ab- und wahrscheinlich doppelt so viel aufgeschnitten haben mag! Doch als Grundmotiv tauchte immer wieder die sagenhafte Erinnerung an Karl den Großen auf, der, vom Tonalepaß kommend, das Rendental als Geißel Gottes durchzogen und überall an Stelle der zerstörten Schlösser und Herrensitze Kirchen erbaut haben soll.

In Caderzone einfahrend, wo sie laut Behauptung der Nachbarn allabendlich den altersschwachen Glockenturm in die neue, schöne Kirche tragen, wurden wir sofort gleichzeitig und lebhaft an gewisse Abende erinnert, die in jener begeisterten Zone ein „frühes“ Ende finden, wo die schrecklich miauende, männliche Raze vor dem kleinen salzigen Herdenfisch die Flucht ergreift. Nach diesem Kalauer hatten wir aber genug, waren außerdem am Ziel der Postfahrt, da wir uns schon in Spiazzo befanden, wo sich der eine auf die Suche nach einem Schmied für seine schadhafte Steigeisen begab, während die anderen in der Postkrämerei sich bereits um 7 Uhr früh gegen die fünfte der sieben Todsünden schwer vergingen. Aber der Vino nero war so herb, die grobgehakte Hausalami so fett, beides zusammen schmeckte so wunderschön und unser forschender Viertel hatte so gar nichts von einem Kolumbus — kein Wunder also, daß es lange dauerte, bis wir zum Abmarsch kamen.

Dafür schenkten wir uns aber dann das Straßenstück bis Vorzago, bogen kürzend halbwegs ab und suchten querfeldein den vom Vorjahre her bekannten Karrenweg zu erreichen. Bei der Kapelle oben angelangt und bei jeder Aussicht bietenden Wegbiegung ergöhten wir uns wieder an dem zauberhaften Landschaftsbilde, das meinen Bruder und mich überzeugte, daß es nicht der Reiz der Neuheit allein war, der uns das Vorzagotal vor Jahresfrist so herrlich erscheinen ließ. Ein leiser Herbsthauch zog damals wie ein ernster Gedanke durch die Natur, aber heute lag die Wunderschöpfung aus Waldesgrün und Firnenglanz, aus Felsenwucht und Wasserfchaum in Sommer Sonnenpracht vor uns aufgehell: Freude heischend, Freude gebend!

Nachdem wir uns wie im Schlaraffenland zwischen den links und rechts am Wege appetitlich nickenden, vollreif fast in den Mund fallenden Erdbeeren bis in den Talschluß durchgenascht hatten, beschlossen wir, bei der Alm Coël di Pelugo angelangt, unsere Mittagsrast zu halten und schlugen unbekümmert um die Abwesenheit des Senners mit Benützung verschiedener Einrichtungsstücke seiner Hütte ein üppiges Lager auf, wobei mir die bereits bekannt gewordenen Geheimnisse dieser Behausung bestens zustatten kamen. Bevor wir aber nach wohliger Siesta von der Alm schieden, labten wir uns nochmals an der neben der Hütte entsprin-

genden herrlichsten aller Quellen. Ich kenne keine zweite, die von solch angenehmer Frische und köstlichem Wohlgeschmack wäre, und wenn man von der Fontana Trevi zu Rom sagt, wer daraus trinkt, der verzehrt sich ferne weiland in Sehnsucht nach ihr, so muß von diesem Ulmbrunnen behauptet werden, daß die von ihm genehten Lippen überhaupt nimmer loskommen! Wir halfen uns aber, indem wir den Zaubertrank in unsere Flaschen füllten und machten uns so mit ihm auf die Reise.

In Begleitung des inzwischen herbeigekommenen, bereits militärpflichtig gewordenen „Hirtentkaben“ stiegen wir in der Sonnenglut wie im Vorjahre zur Malga Succalo empor, worauf der dürftige Pfad ein gutes Stück oberhalb plötzlich links biegt und über eine kurze Steilstufe auf plattendurchsetzte Grashalden hinaufführt, was damals tüdischer Nebel verbarg. Immer bergansteigend, überschritten wir endlich einen breiteren Ramm und sahen nun ein kurzes, ödes Hochtal vor uns, dessen ebene, sumpfige Sohle von Steilhängen begrenzt wird, wovon die orographisch linken die rasige, unterste Stufe des Carèalto-Ostausbaues bilden, während die rechten, geröllig und wüß, von der zersägten Felschneide des Corno Alto gekrönt, die durch die Forcella Conca unterbrochene S-förmige Fortsetzung des Südostgrates unseres Berges darstellen, der, mit abnehmender Höhe und zu waldigem Ramme sich mildernd, als Scheiderücken, Corno Basso genannt, zwischen Borzago- und Valentinotal bis zur Sarca ins Rendental hinabsinkt.

Inmitten der morastigen Niederung liegt die Malga Conca, 2122 m, die wir erst bemerkten, als wir, unmittelbar vor ihr stehend, durch wühlende, niedliche, schwarze Ferkel und salzsüchtig blökende Schafe und Ziegen, besonders aber durch einen kläffenden, zottelhaarigen Schäferhund aufmerksam gemacht wurden. Die Umbehaufung selbst liegt unter einem Felsblock von riesenhafter Größe versteckt, der zugleich Decke und Seitenwände bildet. Angesichts dieses finsternen, feuchten Loches ward die auftauchende Nüchternungsfrage rasch entschieden, und wir zogen nach ausgiebiger Prüfung der Ummwirtschafungsprodukte und klingender Verabschiedung von den gassfreundlichen, aber vollkommen ortsunkundigen Sennern weiter, der ursprünglichen Absicht treubleibend: so hoch als möglich zu bivaktieren.

Die rasigen Hänge sind von schotterigen Wasserläufen durchschnitten, doch vermitteln Viehsteige ein leidliches Durchkommen, wobei nur zu achten ist, daß man sich nicht allzu hoch hält, weil sonst das Betreten der steil von der Forcella Conca absinkenden Verschneidung überflüssige Gelenzübungen verursacht. Wir waren an den Ernst des Bergsteigens durch die 1½tägige Schlemmerei schon nicht mehr gewöhnt, deshalb zog sich bei dieser Wanderung unsere Marschlinie etwas in die Länge, so daß wir in ganz beträchtlichen Abständen über die teilweise in Schnee gebetteten Blöde und Schrofen einzeln zur Scharke hinaufkrochen.

Ein ernstes, erhabenes Hochgebirgsbild entrollt sich auf der Forcella Conca, besonders wenn man östlich etwas ansteigt. Ein monumentaler Dreikant, hebt sich in erdrückender Größe der Carèalto in die Lüfte, von dem überfirnten Ostgrat und dem plattengepanzten Südgrat¹⁾ scharfslinig profiliert, während der zackige Südostgrat, gerade vor uns Turm auf Turm aufbauend, ihn zur riesigen Pyramide formt, an der sich rechts wie ein schlaff gespanntes Zeltblatt der schimmernde Gletscher gipfelwärts einspielt, indessen links die schützende Hülle herabgesunken erscheint und zu Füßen des blanken, prallen Felsenleibes reichfaltig in das wüste Kar des obersten Valentinotales (Valedda genannt) hinabwallt. Weit greifen die spitzgipfeligen Felsarme der durch scharfe Scharken vom Gipfelbau geschiedenen Gratfortsetzungen aus, in eigenartig plattigen Felsformen abdachend. Jenseits

¹⁾ Von Sepp Plattner, Innsbruck, im Jahre 1912 erstmalig begangen.

der bereits im Schatten liegenden Furche des Rendenatales erheben sich die schneehelmigen Brentaberge und dahinter, wie eine versteinerte Springslut, das formenreiche Gewirre der Dolomiten. Lange hielten wir Umschau und Zwiesprache über die Erstiegunsmöglichkeit des Südostgrates, bis zum Schlusse Optimisten und Pessimisten sich ebenso überzeugt gegenüberstanden wie zu Beginn.

Zum Glück machte der scheidende Tag der unfruchtbaren Wechselrede ein Ende und trieb uns zur Erbauung einer notdürftigen Nachtherberge, welche Arbeit heute Nachfolgern erspart bleibt, da ja am Fuß des Ostgrates indessen das neue Caréalto-Schutzhäus errichtet worden ist, von dem man südwestlich über den Concagletscher querend unsern Anstieg erreichen kann.

Nähe der Scharte entdeckten wir knapp am Ramme eine wannenartig vertiefte Grasrinne, die, durch Steinmauern oben und unten abgeschlossen, mit Rasenscheiben tapeziert, in ihrer natürlichen sanften Neigung ein prächtiges Lager versprach. Ein Billrothbattist-Regenmantel wurde als Dach ausgezogen und das Hospiz war fertig. Rasch noch Wasser geholt bei einem Schneefeld in der Nähe, abgekocht auf dem Spiritusapparat und nun zum Nachtsch: Sonnenuntergang im Hochgebirge!

Plaudernd und rauchend saßen wir beisammen und schauten entzückt das ewig-schöne Farbenspiel. Selbst schon längst im Schatten des eigenen Berges, verglühten lodernd alle westwärts schauenden Erhebungen ringsum, während sich langsam samtene Dämmerung aus den Tälern höher und höher hob. Am völlig klaren Himmel floss sanft der Tag in die Nacht über, weichtönig entschwebend wie ein milder Mollafford. Da blitzt ein Sternlein auf, dann noch eines und wieder eines, wie flimmernde Kristallfäden, und bald, dem sich verdichtenden Dunkel zum Trotz, glitzert, flimmert und sprüht ein Sterngeflöber im userlosen Äthermeer. Still und stiller wird das Rauschen und Raunen der Tiefe; die Erde beginnt zu träumen vom Einst, wo sich Vergangenheit und Zukunft berühren. Wir sprachen schon lange nicht mehr, in unbewußtes Sinnen versunken, bis uns ein fröstelnder Nachthauch aufrüttelte und in unseren Bau trieb. Dort schlichteten wir uns eng aneinander, den Pidel im Armbereich, als Waffe gegen etwaige zudringliche Bären, die vereinzelt tatsächlich noch in dieser Gruppe vorkommen.

Am nächsten Morgen, der Kalender zeigte den 18. August, war gerade die Sonne aus glühenden Lichtfluten auf den schimmernden Tosagipfel gesprungen und rastete scheinbar kurze Zeit auf ihm vor ihrem Höhersteigen, als könnte sie vor Lachen ob der Überraschung von vier Schlafrunkenen nicht weiter. Kälte macht zwar steif, aber auch flink, und bald stiegen wir längs der zersplitterten Felschneide hinan, die vom Südostgrat zur Forcella Conca herabzieht. Ein wildes Durcheinander riesiger Felsblöcke, von harten Schneearmen umklammert, erlaubte just keinen angenehmen Morgenspaziergang, aber der vor uns stehende felsgepanzerte Berg mit seinem dräuend aufgetürmten Grat ließ nur wenig Aufmerksamkeit für so nichtige Unbequemlichkeiten übrig. Wieder kämpften angesichts des übertroffenen Gegners Zuversicht und Zweifel ein Wortgefecht, bei dem fast letzterer zu siegen schien; denn der mit einem Steilabbruch beginnende Südostgrat weist hinter Vorzacken einen hohen, hellgrauen Aufbau — jedenfalls der mit 3028 m gemessene Carè der Spezialkarte —, der im Tageslicht noch abweisender aussieht als am Abend. Ohne Versuch wollten wir aber doch nicht unseren Angriffsplan, die Spitze über diesen, sicher 600 m hohen Grat zu gewinnen, ändern, der trotz bösen Aussehens dennoch den Vorzug vor seiner Umgebung verdient. In dieser wenig hoffnungsfreudigen Stimmung betraten wir zwei Stunden nach Verlassen unseres Schlafplatzes einen breiten, sattelartigen Einschnitt, in dem wir kurze Rast hielten, um die letzten Vorbereitungen zum Sturmlauf zu treffen.

Der Grat beginnt als steiles, mauerglattes Plattendreieck mit breitem Rasen-

fries, das wie eine übergroße Anfangsinitiale einer uralten Chronik erst bei längerem Betrachten leserlich wird. Knapp links von ihm zieht eine Rinne herab, die pfeilerartige Stufen zeigt. Durch das Seil zu zweien verbunden, kletterten wir in Kletterschuhen zu einem schmalen, blumigen Rasenplätzchen in der Rinne empor und stiegen, weil sie glattwandig wird, nach links über eine Kante auf eine Rampe, die auf eine Blockanhäufung leitet. Während mein Bruder und ich nach rechts eine niedrige Rippe überstiegen, jenseits an einer von einem schmalen Riß gesprengten Wandstufe auf den bereits von unten gesehenen Rasenstreifen hinabgelangten, an dessen verbreitertem Ende wir gut gestufte Steilhänge zur leichten Rückkehr auf den Grat fanden, waren unsere Gefährten gerade hinangeklettert und erreichten bei einem rötlichen Zaden gleichzeitig mit uns die Schneide; nur hatten sie sich schon wader plagen müssen. Rasch wurde nun der erste, noch annehmbare lustige Gratturm erklimmen und Auslug gehalten.

Vor uns wuchs Turm hinter Turm wie Orgelpfeifen gegen den hohen Aufbau hin, von denen unser unmittelbares Gegenüber fahnenartig zerfetzt über den Steilabsturz zur Rechten hinauszufattern schien, während nach links die Verschneidung der beiden Türme, von scharfer Kante begrenzt, als steile Plattenrunse absinkt, um dann mit plötzlichem Abbruch zu enden. In die Scharte gerutscht, blieb es vergeblicher Versuch, dem bösen Nachbar etwas abzuschmeicheln, und wir beschloßen, ihn nach links zu umgehen. Das Verspreizen mit Händen und Füßen genügte nicht, es mußte noch eine fünfte umfangreiche Reibungsfläche in Wirksamkeit treten, bis uns der unfreundliche Turm nach einer sicher 30 m tiefen „Herablassung“ ein Bändchen zu betreten erlaubte, das sich immer mehr verschmälert, so daß wir mehr hangelnd als auf den Fußspitzen stehend und den Körper seitwärts verschiebend, uns der scharfen Turmkante nähern konnten. Als wir uns um diese herumgeschwungen, empfing uns eine sanfte Plattenmulde, die in angenehmer Leichtigkeit auf den Grat zurückbringt. Wieder ging es auf einen zur Abwechslung doppelgipfeligen Turm hinauf, dem ebenfalls so ein widerwärtiger Kumpen gegenübersteht, wie der soeben gemiedene. Abermals wurde eine verböferte Wiederholung des umständlichen Ausweichens nötig, doch dieses Mal, wahrscheinlich dem nahen, unheimlich glatten Aufbau stilvoll angepaßt, länger, steiler, schwieriger und heikler. Nur fehlte, als ich endlich um die Kante doch herumkam, die gemütlüche Mulde, statt ihrer schneidet eine schmale Schlucht von der Grathöhe herab, aus der die hellgraue Felsmauer der bereits von unten gefürchteten Gratverschanzung völlig unnahbar aufschnellt, hart und kalt wie ein unerbittliches Nein!

Umkehr predigte die Vernunft, vorwärts trieb mich das Gefühl, und in diesem Zwiespalt sollte ich die Fragerufe meiner Gefährten beantworten, damit das Schicksal langgehegter Hoffnungen entscheidend. Da hat ich noch um etwas Geduld und kletterte über die ganz merkwürdig mit Flechten gepolsterten Felsen zur Gratscharte hinauf, die wie ein spießiger Gartenzaun aussieht. Ein Blick über die senkrechte Wand: erst tief, tief unten findet er schräges Trümmergehänge, das sein müßtes Aussehen unter Firn und Eis zu verbergen sucht; aber links drüben, etwas niedriger als die Scharte, springt ein Vorbau wie ein Stützpfeiler des schroffen Gratausschwunges hinaus und streckt neckisch ein schmales Gesimse in die pralle Wand, das bei einer Felsbeule endet. Auf dem Boden liegend, streckte ich meinen Kopf weit über den scharfen Rand vor und erblickte kleine, aber tiefe Sprünge in der Mauer, wie sie gerade für Zehen und Finger passen. Lauter Jubel lockte die Gefährten zu mir, und als sie mich erstaunten Blickes fragten, wo aus solcher Zwidmühle der Ausgang sei, wies ich triumphierend auf das entdeckte Spaltengeäder. Zweifelnd an dem Gelingen des Wagemutigen, übernahmen sie die Seilsicherung, und eine der eigenartigsten Klettereien begann.

Zuerst gilt es an der Gratkante einen festen Wulst zu fassen, dabei hängt der Körper wie an einer Redstange frei in der Luft; die Füße tasten an der Wand, bis sie in einem Spalt Halt finden, dann greift zuerst eine Hand, hierauf die andere nach, und nun geht es anfangs abwärts von Sprung zu Sprung, wie auf einer Leiter, bald aber nach rechts, heikel und langsam, sich immer nur um Hand- oder Fußbreite seitwärts vorschleibend. Endlich ein langer, langer Schritt, ein weiter, weiter Griff — das Gesims ist erreicht! An seinem Ende muß auf eine plattige Säule übergespreizt werden und ich stand, über locker gelagerte Blöcke hinanhuschend, juchzend auf der Höhe des Pfeilervorbaues. Ist der hohe Grataufschwung auch von hier noch nicht ersteigbar, die Zuversicht auf Sieg wird wieder lebendig: „Irgendwo muß er zu packen sein!“

Nachdem der zweite ebenfalls glücklich diesen schwierigen Quergang hinter sich hatte, übernahm er die Gepäcksbeförderung und Personensicherung, die stets eine doppelseitige war, und ich eilte losgeseilt in begreiflicher Neugierde über die obere, meterbreite Schmalseite einer riesigen, vom Vergleich kaffenden, schräg-hoch gestellten Platte wie auf einem Damm längs unangreifbarer Felsen hin, bis ich, am Ende angelangt, auf gut gangbare Formen überspreizen konnte, durch die eine gestufte Rinne auf die Grathöhe emporleitet. Mit dieser Freudenbotschaft zu meinen indessen wohlbehalten herübergeschlichenen Begleitern zurückkehrend, wurde mir die wahrscheinliche Entstehung der sonderbaren Kletterstelle klar, denn gleich der soeben begangenen Platte mochte auch dort sich einmal eine solche abgelöst haben; nur brach sie endlich völlig los und zertrümmerte in tausend Stücke unten in der eisigen Tiefe, was auch den frischen Bruch der Wand, die Struktur des Tonalitgesteins klar zeigend, verständlich macht; und bedeutend behutsamer ließ mich diese Erkenntnis die zweite Begehung der Plattendammkrone ausführen.

Im Besitze des Schlüssels zum Grat stürmten wir erwartungsvoll Zaden um Zaden, Turm auf Turm, höchstens auf kurze Zeit und nur wenig die luftige Schneide verlassend, die rechts unmittelbar jäh in die Tiefe absinkt, links aber stets in schluchtreicher, gezählter Wölbung erst mit der erreichten plattigen Südwand abbricht. Immer voll Spannung, auf neuerliche, schwer zu nehmende Hindernisse zu stoßen, bemerkten wir erst die Verschlimmerung des Wetters, als bereits einzelne Nebelsäben über den Grat vor uns strichen. „Nur kein Gewitter!“ Das war wohl der Wunsch eines jeden von uns, denn ein Abweichen vom Grate war ausgeschlossen, und die zahlreichen Blühsuren auf ihm sagten deutlich, was unser Los gewesen wäre. Darum machten wir erst wieder halt, als eine schlecht gelungene, kleinere Nachbildung der bereits tief unter uns liegenden großen Gratunterbrechung sich aufbaute. Eine steile, quergestellte Plattenwand, auf dem Grate förmlich reitend, unter dessen überhängendem Verbindungsstück ein breites Felsband hinüberzieht, wird von zwei schmalen, schräg ziehenden Rissen zersprengt. Mit deren Hilfe ist sie schwierig und anstrengend zu erklettern, indem man zuerst den linken benützt, hierauf in den rechten Spalt übergeht, um endlich in fast wagrecht Lage an der Wand hängend in eine Verschneidung hineinzuspreizen, durch die man sich vollends auf die Grathöhe emporstemmt. Diese Stelle hat mir tüchtig zu schaffen gemacht und während der zeitraubenden Sicherungsvorkehrungen für meine Begleiter schwere Ungebuldsplagen bereitet.

Ein Stück ging es nun wieder leichter vorwärts, dann setzt aber die Schneide plötzlich steil an und stellt uns einen gespaltenen Turm in den Weg, dessen enger Schlupf abermals schwere, sogar lästige Arbeit verursachte, da sich der übereifrige Rucksack auch noch zur Betätigung berufen glaubte. Raum war diese kontave Grat Sperre genommen, als unmittelbar dahinter versteckt das konvexe Gegenteil auftauchte, ein regelmäßiger, praller Dreikant, der zu „scharfem Ritt“ zwang. Nach

dieser kavalleristischen Übung durch eine schmale Gratsbrefche sich pressend, betritt man eine ebene Ranzel, die wie ein großer, angewachsener Baumschwamm über den Abgrund hinausragt. Was wäre das für ein göttlicher Rastplatz gewesen, wenn uns das verdächtige Wetter nicht so geheht hätte! Die grauen Schwaden hatten zwar unseren Grat wieder freigegeben, aber ringsum wimmelten sie auf und nieder, von leuchtenden Sonnenpfeilen durchbohrt, bald da, bald dort durch eine Lücke ein Stückchen lichtübergossene, tiefversunkene Erde zeigend.

Nur mehr durch eine kurze Gratsstrecke getrennt, ragt drüben ein hoher, hellgrauer Absatz auf, aber er ängstigte uns nicht mehr, denn links davon zeigt sich eine geräumige Geröllschlucht, in der wir durcheinander gewürfeltes Blockwerk liegt, rechts von ihm werden aufgelöste Felsen sichtbar und droben leuchtet blendend der Gipfelsirn. Nach Überwindung kaum nennenswerter Schwierigkeiten, wovon die größte das Vermeiden kippbereiter Riesenblöde bildete, standen wir bald an seinem schotterbedeckten Rande, vertauschten die zerfetzten Kletterschuhe mit den Genagelten und trabten seelenvergnügt auf den südlichen Vorgipfel los. Aber nochmals kam heikle Kletterei; denn zwischen dem frisch beschneiten Gestein war blankes Eis eingeschmolzen, was große Vorsicht erheischte. Endlich aber erschloß uns ein Unversalschlüssel, der Pidel, die wächtegesperrte Gipfelscharte, von der links und rechts steile Schneerinnen absinken, von denen besonders die östliche wohl den leichtesten Zugang auf unseren Berg vermitteln würde, wenn nicht ihre Randfelsen stets tätige, nie versagende Steinbatterien bildeten. Wenige Minuten später war die Spitze des Carèalto gestürmt und nach siebenstündiger, scharfer Kletterarbeit ließen wir uns auf dem Gipfel zu wohlverdienter Rast nieder.

Von dichtem Nebel umwogt, war es doch hell und licht in uns vor Freude, wieder einmal unmöglich Scheinendes errungen zu haben. Die Spannung der Ungewißheit löste sich im süßen Wohlbehagen der Vollendung und ließ uns Pein und Segen einer Erstlingstour reich und ganz genießen. War auch nichts sichtbar von der gepriesenen Rundschau unseres Berges, die vom Monte Rosa bis zu den Tauern reicht, mußten sich's meine Gefährten auch genügen lassen, das träge Durcheinanderwogen düsterer Wolkenballen zu betrachten, mir und meinem Bruder Otto half Erinnerung, die holde Zauberfee, das gärende Nebelgebräu zu verschweigen, und wir sahen wie vor Jahresfrist, auf dem gleichen Platze sitzend, im Geiste das düsterschöne, unvergeßliche Abendbild von damals.

Bei knapper Auhung und in Erwartung eines lichten Augenblicks betätigte sich unser Ordnungssinn an den spärlich vorhandenen Gipfelfarten, unter denen wir auch zwei entdeckten mit den glorreichen Namen: Emil Zsigmondy und Ludwig Purtscheller¹⁾. Das wäre ein willkommener Fund für Reliquienhamster gewesen, aber wir als wohlgezogene Bergsteiger begnügten uns, eine stille, jedoch aufrichtige Gedächtnisfeier den Manen der unsterblichen Alpinisten zu halten, und das, glaube ich, ist besser als eine räuberische Schändung des Gipfelschatzes!

Der Afferei des scheinbar über unseren Häuptern zerfließenden Nebels überdrüssig, begannen wir endlich den Abstieg. In die Scharte gegen den nördlichen Vorgipfel hinuntergesteigert, kniffen wir wieder, ähnlich wie im Vorjahre wegen der blanken Eisschneide, diesmal vor der feinen Neuschnee-Filigranbildung in seine steile Westflanke aus, was auf dem trügerisch überdeckten Eishang recht umständlich und heikel wurde. Daher strebten wir weiter unten der Schneeschneide zu und auf ihr erst zaghaft, bald aber beherzt, nach Seiltänzerart den Felsen des Nordwestgrates entgegen. Ein steiler Hang sinkt rechts zu einer flachen Mulde

¹⁾ Ersterer vollführte am 14. August 1882 mit seinem Bruder Richard von der im Bau befindlichen Lareschütte aus die erste, letzterer in Gesellschaft einiger Freunde am 13. August 1886 die zweite führerlose Besteigung dieses Berges.

des Laresgletschers hinab, wie eine Musterkarte alle Abstufungen vom harten Eis bis zum flaumigen Schnee aufweisend, während seine Mitte, als feiner Strich beginnend und drüben rechts in der Nordwand als breite Kluft endigend, die Randfchlucht durchzieht. Um die bisher nötige Verzögerung wettzumachen, beschloßen wir, hier abzufahren. Schon im Begriffe zu gleiten, wird mir die Gefahr klar, daß wir steigeisenbewehrt hintereinander angefeilt sehr leicht uns gegenseitig verlegen können, und ich rufe: „Halt!“ Splitternd bohrt sich die Haue in das blättrige Eis, Bütl als letzter springt zur Verankerung hinter einen Felsblock, und zwischen ihm und mir reißen drei Schnüre des vierfach gedrehten Seiles. Diese teilweise Trennung hat aber eine vollkommene Scheidung zur Folge, indem sich nur mein Bruder bereit erklärte, mit mir die Abfahrt zu wagen. Tausend flogen wir auf das Kommando: „Los!“ nebeneinander über den Steilhang abwärts. Knirschend kraht die Pidelspitze in schwammiges Eis, bald aber findet sie Steuerung im Firn und auf geballtem Schnee wie auf einem Sattel sitzend, reiten wir jauchzend über die Randkluft, um nach sanftem Auslauf in der Schneemulde glücklich anzuhalten. Vergeblich ermunterten wir unsere sich noch hoch droben plagenden Gefährten, diesem Beispiel zu folgen, und da ihre mühselige und überflüssige Hadarbeit voraussichtlich noch lange dauern mußte, beschloßen wir, indessen voranzustampfen, um nicht abermals in die Nacht zu kommen und zugleich den zwei Nachzüglern eine sichere Wegspur zu bereiten. Doch bei einer abermaligen Rückschau waren die kurz vorher noch in ziemlicher Höhe bemerkten Gestalten unserer Freunde verschwunden. Zwei neuerliche Furchen im Firnhang verkündeten, daß den Übervorsichtigen die Geduld ausgegangen war, und richtig tauchten sie bald lustig auf dem Ramme der sanften Firnwelle auf, die ihren Landungsplatz verdeckt hatte.

Gemeinsam ging es nun über den gutmütigen Laresgletscher dahin, immer die herrliche Presanella als Richtpunkt vor Augen — ein genussreicher Abendspaziergang! Schwere Wollenballen schwebten über der breiten Furche des Rendena-tales, halbwegs zwischen den leuchtenden Gipfeln und der abendsonnigen Sohle; zaghaft haschten sie mit ihren Schleierarmen in die schattigen Seitenschluchten und ließen duftige Wandelbilder schauen.

Bald taucht rechts aus dem Gletscher die lodende Felseninsel empor, an der wir im Vorjahre gestrandet waren, aber heute steuerten wir brav vorbei und standen plötzlich inmitten wildaußschäumender Eiswellen. Der Gletscher bäumt sich schmal-spaltig zerrissen empor, als sträubte er sich gegen sein nahe Ende, und richtig, auf seiner scheinbaren Randhöhe angelangt, verebbt er flach und sanft mit ein paar Tränentümpeln unter Schutt und Moränenschmutz. Nun begann ein vergebliches Suchen nach der Wegspur zur Hütte. Ein glücklich gefundener Steinmann auf einem Geröllhügel war das einzige „Rudiment“ oder „Argument“ der prozigen Versprechungen der Karte.

Zu einer plateauartigen, steilrandigen Umflähe streichen karrige Felsstufen hinab, neben der sich rechts ein Zipfel des eben verlassenen Gletschers weit in die Tiefe schiebt, aus dem sich der Silberfaden des schäumenden Laresbaches talwärts spinnt. Jenseits erhebt sich über waldigen Lehnen ein mächtiger Felswall, und dort, wo die Gipfelfalllinie des Monte Ospedale, 2690 m, die Talsohle trifft, ist am diesseitigen Abhange die Schuhhütte zu suchen, was ich für etwaige Nachfolger feststellen will, um ihnen langwierige und unangenehme Irrfahrten zu ersparen.

Mit der rasch einbrechenden Dämmerung um die Wette eilten wir abwärts, und beinahe hätte die Dunkelheit uns um das Ziel gebracht. Aber Geißlers scharfer Blick erspähte glücklich in der Tiefe bei den obersten Bäumen ein hüttenähnliches Etwas und wir übrigen glaubten nur zu gerne den wünschenden Augen. Während der Entdecker spornstreichs scheinbar in nicht ganz entsprechender Richtung am

Rande der steilabfallenden Hänge davonrannte, wollten wir schlauer sein und hasteten gerade über diese hinab. Aber, o Jammer! Langmähliges Gras, sumpfige Tümpel und spießiges Strauchwerk ließen uns bald die Übereilung verfluchen. Unter abwechselndem Rutschen, Versinken und Peitschungen durch die Zweige lavierten wir mühselig zwischen kleinen Felsstufen abwärts. Je tiefer wir kamen, desto heißer entbrannte das Ringen mit der üppigen Vegetation. Völlig Nacht war es schon, wahre Bärenwildnis ringsum, und weder von der Hütte noch von ihrem Entdecker eine Spur. Da plötzlich, als wir inmitten modernder Baumleichen auf das bleiche Gerippe eines gefallenen Baumriesen treten, huscht unsern ein Lichtschein auf, verschwindet, erscheint neuerlich — sind es Irrlichter? Ruf und Gegenruf schallt und Freund Geißler, auf sanftem Ramm bequem zum Schutzhause gelangt, lotst uns mit der Hüttenlaterne zum freudig begrüßten gastlichen Dach hinüber; denn im ersten Anblick scheint die flache Lareshütte nur aus einem solchen zu bestehen. Ein nüchterner, scheunenartiger Raum, im Hintergrunde das Pritschenlager, dünkt sie uns nach den Anstrengungen des Tages ein Märchenschloß, und bald liegen vier müde Gesellen in wahren Dornröschenschlaf.

Als sie wieder die Augen öffnen, tanzen flimmernde Sonnenstäubchen in den heimlich durch die Spalten eingeschlichenen Strahlen. Rasch wird dem jungen Tag die Tür geöffnet. Lind säuselnd zieht würzige Morgenluft durch die hochstämmigen Nadelbäume vor der Hütte, und wohligh rädeln wir uns in der Sonne beim verspäteten, aber dafür mehrere Tagesmahlzeiten umfassenden Frühstück. Dann heißt es Ordnung machen, Wasser holen — eine im Sommer höchst lobenswerte Sittel — um gleich uns spät Ankommenden die Suche nach der schwer zu findenden Quelle in der Dunkelheit zu ersparen, endlich alles ordentlich verschließen — und nun kann talabwärts gebummelt werden.

Anfangs geht es durch ganze Felder blühender Alpenrosen, über wasserreiche Wiesen zur Laresalm — wo dem einen die gute Milch so schmeckte, daß er sich, ohne im Trinken abzusehen, gleichzeitig die Rodtasche damit vollgoß —, dann, dem Bache nach, und, wo dieser plötzlich in die Tiefe springt, auf einem steilen Zickzacksteig den jähen Waldhang hinab ins Genovatal, das man knapp oberhalb der Weitung von Fontana buona erreicht. Vorher aber läßt man sich noch willig von des großartigen Laresfalles donnerndem Gisch, der siebenfärbig zerstäubt, kühlend die erhitzten Wangen besprühen. Immer der flinken, gletschergeborenen Sarca di Genova nach, am schönen, zwiefachen Nardisfalle vorbei, halten wir nochmals Stillstand bei dem malerisch gelegenen, kastanienumrauschten San-Stefano-Kirchlein, dem romantischen Torwart des herrlichen Genovatales, schauen hinein und hinauf und nehmen mit einem langen Blick Abschied von diesem Meisterstück der Natur.

Aviotal und Nordwand des Adamello

Als wir bei strömendem Regen am 10. August 1903 zu viert in der Postkutsche über den Tonalepaß nach Ponte di Legno im oberen Camonicatal gekommen waren, hoben sich gegen Abend allmählich die erschöpften Nebel und ließen hier und dort über den regenfrischen Talhängen eine himmelsstürmende Spitze in versprengten Abendstrahlen aufleuchten. Beruhigt wünschten wir uns: „Gute Nacht!“ Und wirklich erhellte in der Frühe des nächsten Tages begeisternde Morgenstimmung die taufrische Landschaft und wir brachen schleunigst auf.

Auf guter Straße ging es talab; bald kam das Dorf Temù in Sicht, vor dem wir bei der Häusergruppe Pontagna auf das linke Oglioufer übergingen, um seitwärts über taubeperlte Wiesen sanft die Mündung des Aviotales zu erreichen. Ein Karrenweg zwischen Zäunen führt uns hinein in den noch schattigen, breiten, anfangs wiesigen, später schutterfüllten und murigen Graben. Eine Weile steigt

und fällt der Weg, bis in einer kesselartigen Weitung jenseits des steinigen Bachbettes durch schütterten Wald der Pfad ernstlich bergan führt auf eine niedere Vorlagerung zur Malga Caldea. Von hier werden die Hänge felsig, und die Ausläufer der Baitonegruppe zur Rechten vereinigen sich mit den Absenkern der Scheidemauer gegen das Narcanetal zur Linken zu einer hohen Felsstufe, durch deren Wandabbruch der Abfluß des Aviosees als donnernder Wasserfall eine tiefe Schlucht gerissen. Ein Saumweg führt rechts in Windungen über den Trümmerhang, wir aber huschten einen in üppigster Pflanzenfülle fast erstidenden, spärlich bezeichneten Kriechpfad zur Höhe empor, knapp neben dem brausenden, giftigsprühenden, schütternden Sturze.

Zwischen lichtem Baumstand, aber dichtem Gestrüpp erblickten wir etwas enttäuscht eine kleine Lache, bis wir merkten, erst den Vorposten des gerühmten Aviosees vor uns zu haben. Dieser selbst lag nach kurzem Marsche jenseits einer blockigen Rasenschwelle überraschend vor uns: ein Oval mittleren Umfanges, mit milchig getrübbtem Wasser erfüllt, ohne Spiegelung, vielleicht infolge der Gletschernähe, wahrscheinlicher aber durch die letzten Regengüsse; dennoch ein wunderschönes Landschaftsbild! Über wasserdurchschäumten Stufen, die sich, einander überhöhend und nackter werdend, in den Sehtkreis schieben, steht endlich gletscherumwallt die schöne Steinpyramide der Cima di Plem im Hintergrunde mit ihrem langgestreckten Hängegrate zum Adamellomassiv, dessen Gipfel als kühnes, abweisendes Felshorn, mit Firnlappen gleich flatternder Helmzier geschmückt, links über den Felskluftissen des Monte dei Frati herunterlugt, während rechts im Schutze barocker Sommerwolken, der mächtige Corno Baitone rivalisierend herandrängt.

Heiß brannte die Sonne, fächernder Windhauch kräufelte den See, Bergsturzböde, zu natürlichen Bänken zersprungen, luden zur Rast; also abgelegt, um die Wonnen der „vier Elemente, innig gesellt“, gründlich zu genießen, indes der wasserscheue Träger in den nahen Hängen auf die Edelweißmähd ging. Doch unser Ziel, noch fern und hoch, erlaubte nicht allzu lange schwelgendes Verharren. Am Seezufluß kurz bergan, liegt hinter mäßiger Hebung ein weites, wasserreiches Weideland, zweifellos ehemaliger Seegrund, und knapp unter uns die verlassene Malga di Mezzo. Bevor wir in die Wiesenmulde hinabsteigen, ergötzen wir uns noch an dem lieblichen Bilde zurück über den Bergsee, hinunter ins sonnige Tal und über die Höhen hinweg bis zu den fernen, eisigen, blaudeauftigen Bergen der Ötlergruppe.

Über die nächste hohe Talstufe brausen zwei Wasserfälle herab. Rechts von ihnen führt unter vereinzelter Bäumen der Weg hinan, zum Schluß als ein mit Geländern versicherter Felsensteig. Ist man droben, so liegt mit einem Schlage ein weites Halbrund überraschend aufgerollt, zu dessen schütterten Zirkelkiefernbeständen sich wüste, schnee- und eiserfüllte Schuttklare niedersenkten, darüber firnverbräunte Gipfel aufragen, und als der prächtigste, der höchste: der stolze Adamello mit seinem scharfen, strengen Felsenantlitz. Gefesselt ist der Blick. So hatte ich mir den Heißersehten nicht gedacht! Der gipfelwärts führende Grat der Karte ist eine gezinkte Mauer, die in der Nordwand als schmale Rippe tief und fern vom Scheitelpunkte des Berges entspringt. Selbst bei der Trinkrast in der seitwärts gelegenen Malga Levedole mustern die Augen über den Rand der Milchschüssel weg den jähen Abbruch, zu dem auch während des Weiterweges, der, östlich abbiegend, uns in der Mittagsglut über Rasensteilen hinaufführt, noch oft die Blicke prüfend fliegen.

Endlos schien der letzte Anstieg zur Garibaldihütte, die wir leider völlig besetzt antrafen. Eine Gesellschaft aus Brescia hauste dort in echt italienischer Wirtschaft, die die nicht unbehagliche Hütte vorerst recht unsympathisch erscheinen ließ. Herd- und Sitzraum waren in Gebrauchsunordnung und vollgepfropft, der Schlafraum



Naturaufnahme von J. Neguba

Bruckmann aut. et impr.

Rastell Toblino

belegt. Wir eroberten im zugigen Dachraum einen Winkel mit kärglichem Heu- und Strohlager. Nach trotz alledem rasch gelungenem Abkochen lagerten wir vor der Hütte und beobachteten die bunte Gesellschaft. Männer, Weiber, Mädchen, Kinder und ein Pfarrer, schienen sie eine ganze Gemeinde, die auf Wallfahrt begriffen. Daß sie den Adamello als Gnadenziel gewählt, freute uns; nur wie einzelne, deren Fußbekleidung einem Naturheilapostel zu lustig gewesen wäre, diesen eisigen Hochaltar erreichen wollten, schien uns rätselhaft.

Erst Blicke, dann Worte, schließlich photographische Aufnahmen knüpften die Bekanntschaft, und zwar bald so gut, daß ich bei den empfänglichen Herzen meiner Freunde und dem feurigen Naturell der Italienerinnen für das morgige Programm fürchtete und daher zur Weckung des Pflichtgefühls und Beruhigung der Nerven einen Erkundungsgang vorschlug.

Den Abfluß des kleinen Hüttensees passierend, erstiegen wir den hohen Moränenwall und lagerten uns auf seinem Ramme, von dem das weite Becken des Venerocolo-
gletschers aufgeschlossen zu übersehen ist.

Natürlich hatten wieder die forschenden Blicke an dem Adamello, dessen schauerlich wilde Nordwand, klar und deutlich entwickelt, wirklich zweifelerregend aussieht. Wie platzende Granaten zerreißen kreuz und quer Schnee- und Eisrinnen den Tonalitpanzer, zerschündet und zerseht stecken die Splitter im Firn. Menschenkind, hüte dich vor dem Kampfplatze der Giganten! Und mit dem schönen Grate auf der Karte stimmt die Wirklichkeit nicht überein. Er ist nur, wie schon richtig von der Malga Levedole bemerkt, eine niedere Mauer, die aus der Wand herauswächst, deren diesseitige Front viel schlechter aussieht; denn je näher der bösen Nordwand, artet sie gleichfalls so aus. Und wo sie ansetzt, schneidet eine lange Eisrinne durch den hohen Absturz herab, wie ein warnender Strich auf dunkler Tafel, zum Zeichen, daß diese Stelle unberührt bleiben möge. Knapp rechts daneben, dort muß der Schlüssel des Durchstieges sein; denn die sanft ansteigende Wandkante oben kann nichts Schlechtes mehr bringen und unten geht es jenseits der Mauer gleichfalls sicher hinzu. Aber zu viert wäre uns ein Bivak sicher gewesen; daher beschloßen nur Hofbauer und ich, morgen loszugehen, während unsere beiden Freunde auf dem gewöhnlichen Wege zum Gipfel pilgern wollten.

Oft und lang wurde dann noch das fragliche Zwischenstück beäugt, stets weckte es Zweifel. Dabei kam der Abend heran mit immer dichter sich ballenden Wolken, und nun qualmte es aus den Tälern herauf und erstickte den letzten rosigen Strahl des Tages, der sich an den Gipfeln festklammern wollte. Empfindlich frisch wurde die Luft und trieb uns von der Moränenwarte hinab in die Hütte, wo die laute Rote uns in ihre Kreise zog. Edi, der Feurige, kochte und kokettierte und hätte so gerne italienische Sprachkenntnisse besessen; Fred, der Schöne, sang schmachtend Wiener „venezianische“ Lieder und der lustige Doktor plauderte lachend, wohlgewandelt im appeninischen Idiom. Nur ich mußte immer nach der sturmischeren Wand da drüben gucken und an sie denken, nach der ich mich so lange schon gesehnt, die ich, endlich gesehen, nun heftig begehrte — und das Wetter schien es nicht zugeben zu wollen!

Zum Ärger meiner Freunde auf baldiges Schlafengehen drängend, trat ich nochmals besorgt vor die Hütte, wo noch immer die Nebel durcheinanderbrauten und nur dann und wann ein Sternlein herabblinzeln ließen. Wenig hoffnungsfreudig trieb ich zur Ruhe. Ein endloses Gutenachtfagen folgte mit heimlichen Händedrücken, tiefen Seufzern und flehenden Blicken. Da löschte ich kurz entschlossen die Kerze aus — zündete sie aber schleunigst wieder an, sonst wäre der Adamello sicherlich um seinen morgigen Besuch gekommen. Verlegene oder triumphierende Gesichter sah ich in der Runde. Gut, daß die Tunnelsternis nicht länger gedauert! Und jetzt, im Namen des Alpinismus — Retraite!

Um 3 Uhr schnarrte der Wecker. Unerbittlich wie zum Schlafen, trieb ich jetzt zum Aufstehen. Natürlich gab's jetzt unwilliges Brummen über die nächtliche Ruhestörung. „Ist denn nicht schlechtes Wetter draußen?“ Sogar mein Freundschaftsempfinden wurde angezweifelt. Ein rasches Frühstück, dann ein kurzer Abschied, und um 4 Uhr verließ ich mit Hofbauer in voller Rüstung die Hütte. Die Nebel waren zu Tal gesunken und verdeckten die schlummernde Erde, während im Sternenlichte rings in überirdischer Ruhe die Berge wie schemenhafte Phantome der Schöpfung aufragten. Vor uns aber hob sich, unmerkbar scharfer werdend, der gewaltige Adamello vom aufhellenden Himmel ab — selbstgewählten Schicksals dunkles Riesen-Sphinghaupt!

Bei Laternenschein überstiegen wir die Moräne, um jenseits zwischen den offenen Gletscherbrüchen zu lavieren. Nach und nach kamen Unterschiede in die dunkle Umgebung, so, als drängte sie neugierig gegen die Nachtwandler heran: der erste Dämmererschleier, den der lallende Tag der traumbefangenen Natur wegzog. Und nun graute es ostwärts; fröstelnd hart, farb- und formlos huscht's wie Anmut über die fahle Landschaft. Aber gleich ferne hergewehten Lauten eines Morgenständchens verschwommen und leise haucht das Licht heran. Erst spröde, dann weicher, schmiegsam werdend; nun fließt es zart getönt und klingt bis zum Zenit, daß Stern um Stern verlischt, immer stärker, immer voller, bis zu deutlichen Farbenakkorden sich steigend. Und jetzt schwillt es flutend empor in heller Pracht und schwemmt über die Grate und Gipfel, bis — eine schmetternde Fanfare — der erste Feuerstrahl die höchsten Spitzen trifft. Wie jubelnde Begeisterung zieht's durch den Raum, und weithin leuchtend springt der Freudenruf von Berg zu Berg und hinab ins Tal: Die Sonne ist aufgegangen!

Am jenseitigen Ufer des Veneroccologletschers angelangt, stiegen wir nur langsam, von Ergriffenheit gebannt, über die Schutthänge zur zinkigen Gratmauer an. In der Mitte ungefähr wurde auf die Levedoleseite hinübergewechselt, wo sanftere Hänge zum Pantano d'Avio — dem talschließenden Hochkessel zwischen Baitone und Adamellostock — abstreichen, kletterten wir, stellenweise schon gar nicht so leicht, knapp unter dem Firn dahin, bis der innerste, firnverkleidete Winkel erreicht war, den unser weitvorgestreckter Grat mit der Nordwand bildet. Hier hielten wir Rast und Musterung.

Die Nordwand des Adamello ist eigentlich der Absturz seines wenig ausgeprägten Westgrates. In gleichmäßiger Neigung zieht dessen Schneide vom Gipfel herab zu Tal. Wenig geschartet, fällt nur drüben rechts, nahe dem Gletscher, eine zugängliche Gliederung auf und in der Mitte, gerade über uns ein scharfer Einschnitt, zu dem die mit Türmen besetzte Fortsetzung unseres Annäherungsweges verflachend sich aufbaut; alles übrige ist plattiger, von Eis- und Schneesinnen durchzogener Tonalität.

Da nützte kein langes Studieren; in der Ankunftsrichtung angepackt und probiert! Über die Randkluft ohne große Gefahr emporhaudend, betraten wir eine kuppelige Firnterrasse, über die wir an die Gratsfelsen kamen. Auf eisiger Leiste rechts sich herumschwingend, verschwand Hofbauer hinter der Ede und fand sofort scharfe Eisarbeit. Scholle um Scholle schob über die steile Wand hinab und tanzte auf dem sanfteren Firn drunten aus. Endlich klapperte der Pikel auf Fels, aber noch geraume Zeit dauerte es, bis ich nachfolgen konnte. Eine griffarme, steile Riesensplatte über einer blanken Eiswaand — wahrhaftig viel schwieriger dürfen keine Stellen kommen, wenn wir den Gipfel erreichen sollen! Doch beruhigend verweist der kräftig sichernde Freund auf den besseren Gratverlauf.

Einen geschichteten Turm links umgehend, an schmalen Leisten entlang zu einer Nische und abermals nach links aufwärts über den Grat, bald leichter, bald schwerer,

oft unheimlich lustig, gehen wir eine Stunde etwa meist gleichzeitig bergan. Dann droht ein Gratabbruch, das gerade, rasche Vordringen sperrend, der links mit senkrechter Wand zu einem wahren Höllenkessel abseht, dem selbstgewühlten Grabe all der donnernden Eis- und Steinlawinen, die je durch die wildschöne Nordwand niederschmetterten. Von diesem urgewaltigen Anblicke weg locken Streifen verwitternden Gesteins nach rechts, deren Güte wir leider etwas zu lange in Anspruch nahmen. Richtig zappelten wir auch bald im Neße des rissigen Plattensturzes.

Mit möglichster Eile trachteten wir wieder gegen die schon mehr Wandstufen als Grattürme zu nennenden Abfälle hinzusteuern, was auch eine breite, rampenartige Rinne ermöglichte. Ziemlich leicht durchsteigbar, wußte sie uns trotzdem zu erschrecken; denn auf einem Vorsprunge in ihr lag eine angerostete Sardinenbüchse. War schon vor uns jemand in dieser Felsenwirrnis gewesen? Hatte der Sturm die vom Gipfel hinausgeschleuderte Dose hierher getragen?

Etwas unangenehm berührt, strebten wir weiter. Über den Gratast würfelte sich eine brüchige Wand, die mit peinlicher Achtsamkeit wie ein schwankes Kartenhaus behandelt werden mußte, um beim Tasten nur ja nicht den trügerischen Halt des ganzen Gefüges zu stören. Glücklich droben, war bald die Wurzel unseres Anstiegsgrates erreicht, neben der, aus unferner Scharte entspringend, die schauerlichste Eisrinne, die ich je gesehen, zur flimmernden Tiefe schoß. Blichblank, aus einem Guß, durchschneidet sie des vorwölbenden Gefelses versuchte Drosselung, die Frost und Hitze zersprengt und Lawinenstürze glatt geschliffen haben, damit bis zum Gletschergrunde unbehindert niederdonnern kann, was von allen Seiten aus der himmelftürmenden Wand, in der wie steingefüllte Bündel die Überhänge baumeln, ihr zufällt. Ganz wirbelig macht einem die gleißende Bahn. Hei, was mühte das für ein göttliches Schauspiel sein, zur Zeit der Schneeschmelze hier am Rande!

Was jetzt noch folgte — die letzten Seufzer unseres Anstiegsgrates —, waren durch Eis und Firn recht mißlich voneinander getrennte Höcker und Vorsprünge; sie forderten noch manche knifflische Überlistung. So steht mir jene heikle, lustige Stelle in Erinnerung, wo über eine senkrechte Stufe ein großer Wadelblock herausging. Er mußte aber überwunden werden. Und nie hätte ich geglaubt, so hyperzärtlich schmeicheln zu können! Dann kam endlich leichteres Gebiet. Mit wenigen Schritten stürmten wir, 6 Stunden nach unserem Ausbruch, freudig in die Scharte, und standen überrascht vor einem zierlichen, leeren Steinmanne. Also doch!

Eine herrliche Tief- und Rundschau bei Anwendung der Stärkungsmittel des Rückfades ließ uns den Schreck überwinden und selbsttäuschend lieber an abenteuerliche Irrfahrten glauben, als die klare Tatsache hinnehmen, daß vor uns zielbewußte Bergsteiger in der wildstarren Wand durchgedrungen. Und ich bin heute noch froh über diese Selbsttäuschung; denn hätte ich schon damals gewußt, daß bereits am 26. August 1897 zuerst allein und ein Jahr später nochmals der Führer Lorenzo Marani mit dem italienischen Alpinisten Demokrito Brina denselben Anstieg vollführt hatte, wie wir, ich wäre um all die Leiden und Freuden einer Erstbesteigung, um eine meiner schönsten Bergerinnerungen ärmer gewesen.

Jenseits der Scharte zieht eine lange, lange Rinne schnee- und eiserfüllt vom Gipfel tief hinab, wo sie auf die Bedretta d'Avio als breite Schlucht ausläuft. Je höher, desto steiler und wandartiger wird sie, von einem gutmütig aussehenden Ramme drüben begrenzt, über dem aber heimtückische Wächten lauern, während als ehrlicher Firnkant oben die Spitze im blauen Äther blinkt. Nun glaubten wir raschen Sieg zu haben. Mit der Absicht, der von objektiven Gefahren freien Oberkante der Nordwand zu folgen, stiegen und kletterten wir nach kurzer Querung gegen die bis hier herauf gebänderte Rinne durch die Felswirrnis wieder der Schneide

zu. Ein Trupp von enggedrängten Felsnadeln erleichterte das Emporstemmen, aber bald saßen wir mit gegenseitiger Unterstützung auf der steil aufsteigenden, dünnen Gratkluft fest, angesichts einer prächtigen Fernschau zur Ortler- und Berninagruppe, zu den Schweizer und Italienischen Alpen. Schon längst über die Nachbarberge erhaben, fliegt der Blick über die blendenden Gletscher, darinnen sie fußen, hinab ins Tal, wo Seen und Wasseradern blinken. Doch all die sonnige Pracht ist nötig, um den erschütternden Blick in die finsterschattende Wand unter uns zu ertragen. Eine dämonische Macht liegt in ihrer Felswucht ausgeprägt, die verschüchternd wirkt; vom verschleierte Bilde zu Saïa atmet sie einen Hauch.

Hier sind wir auch umgekehrt, um rechts unter dem dünnwandigen Grat gipfelwärts vorzudringen. Wer je im Tonalitgestein geklettert, der wird zugeben, daß es sporttechnisch am schwersten zu bewältigen ist. Immer flächig, scharfsantig zersprengt, sind Stellen unmöglich, die im Kalkgebirge noch nicht besonders schwierig fallen, was sich deutlich bei der Plattenkletterei zeigt, die beiden Gesteinsarten eigen ist. So wurden auch wir bei unseren Versuchen, die lockende Täfelung des felsigen Gipfeldaches zu erklimmen, immer zurückgeschlagen und mehr der Mitte der Rinne zugedrängt, wie in eine Falle. Auf schmalen Bänke stehend, beschlich uns Unmut; denn jenseits drohten bröckelnde Wächten und die Rinnenverschneidung wies dickes Wassereis auf. Kurz entschlossen, hieb ich Stufe um Stufe hinein, meist bis auf den Fels. In den Löchern stehend, von Wasser und aufgestauten Eiskörnern umspült, arbeitete ich mit stiller Wut an dieser eisigen Leiter, unter der es unheimlich plätscherte. Das Seil lief ab und dann die Reserveleine dazu, ehe ich festen Stand hatte. Doch nicht mehr weit und eine Mulde im Fels war erreicht. Mit Nebelschnurverlängerung gelang es, unser Traggepäck heraufzufördern; doch wohin damit? Es war kein Platz, außer dem winzigen Stande. Auf den Rücken also, und nun kam, am Seile sich aufziehend, mein Gefährte, in Kletterschuhen über die Plattenwand neben dem Eise in fast horizontaler Körperlage schwebend heraufspaziert. Schnell ging's zwar, aber ein zweites Mal möchte ich solch aufregendes Hazardspiel nicht mehr mitmachen, das nur die unheimlich rasch verflogene Zeit während der wechselnden Versuche und ferne Wetterwolken im dunstigen Westen erklärlich machten. Doch die ungleiche Beschuhung behielten wir bei, da in endloser Folge Fels und Eis und Firn miteinander wechselten und uns noch dazu mit Stellen von bedenklichster Originalität überraschten — die reine Hinderniskletterei!

Endlich standen wir doch auf den obersten, hausgroßen Blöcken der Rinne, die zugleich den Giebel der Nordwand bilden, und eine Seillänge über uns hob sich der Bord des Gipfelsirnes vom blauen Flecke des wolkenfreien Zenites. In tiefen Stapfen an dem steilen Hange hinaufsteigend, stieß ich hinüberlangend den Pickel in den festen Schnee und zog mich freudig bang daran empor, knapp vor der Gipfelflange des Adamello aufstauend. Mit Jauchzen begrüßten wir das schwer errungene Ziel und ließen uns daran gegen 5 Uhr nachmittags zur wohlverdienten Rast nieder.

Qualmt nun empor, rauchende Nebelschwaden, aus den Tälern ringsum, die vielgepriesene unermessliche Fernschau grau verschlingend; ihr seid der richtige Rahmen für die Feuerzauberstimmung, die uns erfüllt! Würde ich den allgemeinen Weg zu dieser ragenden Warte gekommen sein, ich hätte mich geärgert über des Wetters Tücke. Wer aber geht, wo's ihn freut, braucht, siegreich am Ziele, nichts als dieses zum Glück!

Dann stapften wir selbstzufrieden in den Spuren unserer schon längst abgestiegenen Freunde um das Corno Bianco herum den langen, im Mittelteil flachen Mandrongletscher hinab, überstiegen in der Dämmerung seine linke Seitenmoräne, ärgerten uns beim weglosen Herumstolpern in den finsternen Raren und Mulden,

vermieden glücklich unfreiwillige Bäder in den schwarzen Mandronseen und strandeten endlich todmüde bei aufziehendem Gewitter im gastlichen Mandronhaus, zu unserer und der bereits besorgten Freunde Freude. Dann haben wir das tobende Nachtgewitter verschlafen und nach Behauptung unserer Freunde im Traum neuerlich die Adamello-Nordwand durchstiegen. „Schade, daß es nicht Wirklichkeit!“ ich sagte es damals und sag’ es noch heute.

Heimfahrt. Welch unvergleichliches Empfinden, als Sieger heimzukehren! Der Kraftwagen hat uns von Pinzolo mit jener Gile talabwärts geführt, die so recht ein Zeichen unserer Zeit ist und die durch ihn nun auch in die stillen Berge Eingang fand. Tione, Stenico, Alle Sarche sind hinter uns; vor uns taucht der schimmernde Spiegel des kleinen, einzig schönen Sees von Toblino auf mit seinem uralten, so poetisch harmonisch sich in die Landschaft einfügenden Rastell. Rauhe Felsabhängen, mächtige Kalkmauern schirmen das Turvel, dem nadelschlank, nachtschwarze Zypressen, die doppelt ausdrucksvoll sich vom staubigen Grau der Oliven abheben, ein unverkennbar südlisches Gepräge geben. Erinnerungen steigen auf an selige, fröhliche Stunden, die wir dort im hallenden, malerischen Schlosse bei dunkelgoldigem VINO santo genossen. In ferne Vergangenheit wandern die Gedanken, bewundernd und dankbar jener gedenkend, deren Schönheitssinn entscheidend mitzusprechen wußte, als sie ihre Burgen und festen Sommerfröhen erbauten oder für die Sicherung ihrer Straßen Bollwerke aufrichteten, die ihr Glaube für alles überdauernd hielt und die doch für die Zerstörungsmaschinen, die seither menschlicher Scharfsinn erschuf, nichts als gebrechliche Spielzeuge sind! — —

Doch der Kraftwagen hastet weiter, ruhelos, geräuschvoll wie das moderne Leben. Verschwunden ist der See, vorbei das träumende Rastell, — kaum den bewundernden Blicken erschienen, sind sie schon wieder Erinnerungen, Vergangenheit. Doch nein. Des Freundes Kamera hat bei anderer Gelegenheit das herrliche Bild auf die Platte gebannt, es mit heimgebracht, und so kann es nun der freundliche Leser hier schauen als friedlichen Ausklang meiner Erzählungen von ernstem Ringen in schimmernden Höhen. Erzählungen, die ja auch Erinnerungsbilder sind an Erlebtes und Gesehenes, und von denen ich wünsche, daß sie jeder, dem meine Worte Interesse abgewonnen, auch selbst sammeln möge, gleich genussvoll und gleich nachhaltig!

Von der Marmolata-Front

» Von Leo Handl »

Du wunderbares Felsgebilde — in Sommerszeit dem Matterhorn, nach Winterstürmen der Königsspitze vergleichbar — ob du nun ein gewachsenes Korallenriff oder ein abgeseuerter Randfels eines sedimentären Marmolata-Kalkstöckes bist — auf jeden Fall hat unser guter, deutscher Gott, als er dir, Col Ombert, Gestalt verlieh, an diesen Weltkrieg zum Schaden von Österreichs Feinden gedacht. Gegen Norden stürzest du dich jäh und wuchtig, zerklüftet und gespalten, daß kaum der Schneestaub haften kann, an die 300 m zum Contrinpaß ab und bist so ein natürliches, unüberwindliches Hindernis gegen welsche Hab- und Ländergier; nach Süden zu kehrtst du deine schwächste und unschuldigste Seite; hier konnte zur Friedenszeit auch der unfundige Liebhaber der Bergwelt, von der Nürnberger Hütte (Contrinhaus) aufsteigend, über blockige Schutthalden in vielen Spitzkehren gefahrlos dein aussichtsreiches Haupt, 2671 m, erreichen; gar einladend sieht deine Südfanke für den Italiener aus, der höher noch als du auf schmalem Grate sich mit allen modernen Nordwerkzeugen eingenistet hat, um die herrlichen Lande, vom Ortler bis zur Weißkugel und vom Zückerhütl bis zum Schwarzenstein, die zu schauen und zu bewundern er fast seit Kriegsbeginn verurteilt ist, um das heilige Land Tirol zu überfallen und sich anzugliedern. Doch hinter einer aufstrebenden Felsrippe — wie eine hochgetürmte alte Festungsmauer ragt sie aus dem Geröllfelde — hat sich ein Häuflein österreichischer Soldaten zuerst einfach, dann immer besser und fester, eingenistet, weit vorgeschoben, auf sich allein angewiesen, nur durch den dünnen Draht mit den ihrigen verbunden, nur Eis und Stein und Himmel um sich her — ein Dorn im Auge des Feindes — ein Wunder des Gebirgskrieges, wird die Kriegsgeschichte einmal melden.

Deine zerrissenen und geschliffenen Flanken senden die Wasser dem Avisio ins Fleimstal zu, die Ostseite durch das weitbekannte Contrintal, die auf dem Bilde sichtbare Westseite durch das nicht minder prächtige Nicolödal. Dein Nordgrat, mit dem Contrinpaß als tiefster Senke, schwingt sich jenseits wieder in schwarzen vulkanischen Augitporphyrmassen zum Sassi di Rocca (= Schwarzenstein), 2618 m, auf, dem gegen Osten eine weiße, rissartige Kalkgestalt, der Gran-Collaz, 2713 m, vorgelagert ist. Wir befinden uns in einem geologisch weltberühmten Erdflecken. Deine Westabstürze versinken in langen Schutthalden, zwischen denen sich schmale Rasenzungen hineinschieben; wo die Lawinen und Steinschläge ein sicheres Plätzchen ließen, reden sich uralte, wetterharte Blihzirben- und Wetterlärchen-Einsiedler, zerzaust und zer schlagen, wie alte, erprobte Krieger, zum tiefblauen Firmament empor. Dein Fuß verliert sich in 2100 m Höhe in saftigen, weichen Almboden, wo sommerüber dunkelköpfige Brunellen nicken und goldige Schlüsselblumen friedlich läuten. Hier steht manch sonnenverbrannte, bräunlich bis dunkelbraun schillernde Almhütte aus wuchtigen Zirbelstämmen lang schon gezimmert, und eine davon — am oberen Waldrande, auf knapp 2000 m — ist mir so teuer geworden, ist meine Wohnung fast ein Kriegsjahr hindurch gewesen. Mehr als eine welsche Kugel steckt in ihrer braunen Südseite. Daher wurden die Fugen mit Mörtel ausgegossen. Das morsche Dach hat den Schlag der Schrapnellkugeln verspürt, daher wurde der Überboden meiner Stube mit Sandsäcken belegt. Aber das Häuschen steht besser als vorher; es wohnen nicht umsonst Pioniere darin. Ein dünner und ein dicker Draht spannen sich vom großen Lärchenbaum herüber, der erstere teilt mir alle Schmerzen und Sorgen

Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1916



Mehrfarbige Naturaufnahme von Ing. Leo Handl

Bruckmann aut. et impr.

Talschluß von S. Nicolò mit Col Umberto und Punta del Uomo

unserer treuen Dolomitenwacht bis zur Marmolata-Südwand mit, der andere eilt, wenn's dämmt, zur raschelnden Maschine und bringt mir und allen meinen Leuten die Tageshelle zurück — da sitzt sich's dann gemütlich im „Bieter-Edele“ und da singt sich's besser zur „Klampfen“ rings um den selbstgebauten, wärmenden Ofen! Mit Strom und Metallfadenlampen braucht befehlsgemäß nicht gespart zu werden.

Ein gütiges Geschick hat uns Kaiserjäger nach schweren Zeiten, nach Überwindung fast übermenschlicher Anstrengungen im Kampfe gegen den mächtigen russischen Koloss wieder der Heimat zurückgegeben, und uns nach einem der schönsten Erdflecke der Tiroler Grenzberge gebracht. Hier war Gelegenheit, die langjährig erworbenen alpinen Kenntnisse und Fähigkeiten nutzbringend fürs Vaterland zu verwerten und zugleich dem D. u. S. Alpenverein, der durch seine zielbewusste Kulturarbeit unseren Gebirgskrieg für uns außerordentlich erleichterte und siegreich unterstützte, durch ein ausgedehntes neues Wegnetz und durch andere umfassende Bauten den durch die Kriegsfurie verursachten Schaden auszugleichen, ja, wie ich glaube, mitzuhelfen an einem Werke, das für die weitere Entwicklung unseres Vereins von ungeheurem und ungeahntem Vorteile und Nutzen sein wird.

Als Pionieroffizier dieses Abschnitts lernte ich den Hochgebirgskrieg durch fast ein Jahr zur Genüge kennen und gerade der Umstand, daß dem Feinde die beherrschenden Höhen gehörten, war mehr interessant als erwünscht.

Bei Beginn des italienisch-österreichischen Krieges, als nur eine Handvoll Streiter mit schwacher Artillerieunterstützung die vielen Übergänge und Scharten des bedrohten Landes verteidigen mußte, war es unvermeidlich, daß einige vorgeschobene, von den Italienern leicht erreichbare Punkte nach kurzem und ungleichem Kampfe verlassen wurden. Man möge nur bedenken, wie viel Hände und Füße von Zwei- und Vierfüßlern, Seilbahnen usw. in Tätigkeit sein müssen, um nur einem Soldaten auf einer Höhenstellung das Leben zu ermöglichen. Gebirgsgewohnte Soldaten haben öftere Ablösung nötig, denn gar viele unserer herrlichen Gebirgstruppen sind im Kampfe gegen das Zarenreich, sie sind in der Ebene und im Sande fürs Vaterland geopfert worden. Gebt uns die Kaiserjäger und Landeschützen wieder und wie ein Sturm werden die verräterischen Eindringlinge hinweggefegt sein!

Als nun statt des erwarteten Ansturmes der italienischen Heere ein langsames Abtaufen der ganzen Front erfolgte, und sie bei dieser Gelegenheit die traurige Erfahrung machen mußten, daß einige Landstürmer und Standschützen scharfe Wacht hielten, da hatten wir Zeit genug, um mit blühartiger Schnelligkeit und unermüdlichem Fleiß, kräftig unterstützt von unseren Waffenbrüdern, die erste Verteidigungslinie auszubauen und von Tag zu Tag technisch vollkommener zu gestalten. Einen Tiroler Standschützen, der gerade einen Scheinwerfer einbauen half, hörte ich mit verschmühtem Lächeln sagen: „Jah, moan i, derpodens die Pölz (Italiener) bei ins do nimmer; akrad verpaßt hobens dö Teifell!“

Wie oft verließ ich mein Heim vor Sonnenaufgang, oder, nachdem sich das rosige Leuchten in Totenblässe und Starrheit verwandelt hatte, und blickte auf zu dir, du stolzer Berg; um deine Brust flatterten die Nebelschwaden, doch um deine kühn gebogene Adlernase fegte der eisige Jochwind und schaffte dir weite Fernsicht: so stark und so fest und so kühn wollte auch ich sein, wenn es gilt zu trozen den eisernen Schlossen. Und dazu gab's mehr als einmal Gelegenheit.

Es war noch im März, in der Nacht auf Josefi — eine wundervolle, sternenhelle Vollmondnacht; mit sanftem Lichte werden die tiefverschnittenen Risse und Rinnen eines zerklüfteten, nicht ganz 2800 m hohen Dolomitgrates übergossen — eine Nacht, so träumerisch schön und still wie im tiefsten Frieden. Ungefähr bis in die Mitte dieses Grates haben alpine Pioniere den nicht ganz leichten und vom Feinde eingesehenen „Weg“ mit Seilen gesichert, mit Stufen und Leitern und Unterschlupfen

versehen, damit auch bei Nacht und Sturm die Dolomitenwacht nicht in die Tiefe stürze. Unter dem überhangenden Fels beginnt es gegen 1 Uhr nachts lebendig zu werden. Für ein Maschinengewehr wird künstlich Platz mittels Sandsäcken geschaffen, der erste einer fünfköpfigen, wohlausgerüsteten und mit Stutzen und Handgranaten bewaffneten Kaiserjägerpatrouille, ein Bergführer aus dem Karwendel, hat sich bereits angefeilt und wartet auf mein „Los“! Punkt 1 Uhr 30 Min. waren alle fertig zum Klettern, und der erste stampfte im Schneemantel zunächst vorsichtig durch die tiefverschneite Scharte, dann jenseits steil hinauf zur Spitze, hinter der er verschwand; aber jetzt lösten sich die Seilschlingen schon langsamer vom Felszacken und bald lagen sie still. Ein leises „Pit“ und ich folgte in den guten Tritten, bis ich mich auch im Reitsitz auf einer Gratrippe befand. Alle guten Dinge wären drei gewesen, aber da vielleicht auf 300 oder sicher auf 700 Schritt uns so ein verfluchter Alpini mit Muße zusehen und uns die Klettertur hätte verleiden können, vermied ich lieber solche „Massenformationen“ und ließ den ersten die Wanderung fortsetzen. Da — wie ein Peitschknall tönt's durch die feierliche Stille der Nacht — ein jeder schmiegt sich dem weißen Elemente instinktiv an und bleibt wie versteinert und erwartungsvoll liegen. Pfeifen oder metallisches Singen war nicht hörbar, aber der Schuß hatte doch unserem Revier gegolten, oder war es nur der „offizielle“ Schuß des abgelösten Postens? — Der nächste schlich am Seil nach, ein Grödnert Bildhauer und einer meiner besten Schifahrer, hierauf ein Bauer aus dem Ortlergebiete, der seine Schneid auf vielen Erkundigungen in Rußland gezeigt hatte, und dann der letzte am Seil. Auf unserer Nordseite lag tiefer Pulverschnee, die noch steilere, südfallende Flanke war fast aper. Nun aber senkte sich der Grat feindwärts, teilweise überwächtet, gegen 80 m steil ab. Unter uns dehnte sich ein verlockendes Schneefeld aus. Der Mond schien aber ganz unverschämt hell, wir mußten warten, bis der Grat einige Schatten warf. Brennende Kampfbegierde half über die heiße Kälte hinweg. Nun hieß es frisch gewagt: Auf dem Pulverschnee flach auf dem Rücken liegend, schwimme ich eine steile Rinne hinab und die anderen kommen ebenso dahergesegelt. Wir sind in Deckung, der nahe Posten schien, wohl infolge der letzten Schneestürme, nicht am Platze. So war's auch richtig, als wir die nächste Gratlinie erreichten. Wir blieben auch dort unbelästigt und eilten also zurück, nicht über unseren Grat, sondern quer durch die Ostflanke der Costabellaspitze, 2759 m. Ein langes Seil blieb versichert zur Erleichterung für den Aufstieg hängen, drüben ließ man uns von der Lauteischarte ein solches herunter. Es war gegen 3 Uhr früh, der Mond warf uns sehr günstige Schatten zum letzten Aufstieg. Nach kurzer Zeit wälzten sich über dreißig schwerbepackte, wohlgerüstete Gestalten durch den Schnee; Maschinengewehre, Telefon und Sanität bildete den Schluß. Mancher graubärtige Landsturmmann mag sich über sich selbst gewundert haben. Als das scharfe Morgenlüfterl pffft, war der jungfräuliche und durchschnittlich 3 m tiefe Schneefamm schon arg zerwühlt und ein Hauptschlüchgraben mit vielen dicken Traversen gegen das mit Sicherheit zu erwartende flankierende Artilleriefeuer, sowie Nischen und Ausgängen nach rückwärts waren geschaffen. Daß die Rahelmacher bei ihrem Erwachen ebenso erstaunt als gereizt waren, war uns ganz klar, aber über unsere Köpfe weg sauste der Eisenhagel hinüber aus unseres treuen, in Rußland erbeuteten Kameraden Rachen, der auch bei unserer nächtlichen Kletterei ein schützendes eisernes Dach gewährt hätte, wenn unsere Freundschaften da drüben nicht mit Blindheit geschlagen gewesen wären. Dies war der Anfang zu einer Reihe von hochalpin-kriegerischen Unternehmungen. Tag und Nacht wurde mit Artillerie, Minenwerfern, Gewehr- und Handgranaten gearbeitet, ein ganzes System unterirdischer Gänge, aus Schnee und Stein gehöhrt, bereitete manche Überraschungen. Zahn um Zahn mußte dem frechen Eindringling herausgebrosen werden, bis unsere herrlichen Zinnen mit unserem Herzblut zurückgewonnen waren.

Zeitschrift des D. u. S. A.-Z. 1916



Mehrfarbige Naturaufnahme von Ing. Leo Handl

Marmolata, Cima Ombretta und Saffo Vernalle

Im Vordergrund das Kontrinhaus mit Stellungen

Bruckmann aut. et impr.

Artilleriestellung in 2400 m Höhe mit Blick auf die Boë (S. 217). Dieses Bild zeigt eine der zahlreichen Höhenstellungen unserer trefflicheren Artillerie. Zwischen schroffen Felswänden eingebettet liegt eine weite Hochmulde. Gegen Westen weitet sich der Blick über den Karerpaß bis über die Eisfelder des Adamello und der Presanella. Die winterweiße, abgestufte Pyramide der Boë wird links umrahmt vom rundlichen, dunkelbraunen Torre Dantone, hinter dem die gelblich-weißen Südfanken des weitbekannten Collaz (lad. Rolatsch) hervorschimern, zur Rechten von den Ausläufern des Vernel abgeschlossen.

Unterstände und Felsennester (S. 217 und 218). An vielen Plätzen sind seit Jahresfrist wohnliche Unterstände entstanden. Zwei der Bilder wollen sie zeigen. Das eine bringt uns die Felsennester an überhangender Wand zur Darstellung. Wo nichts als raue Hochgebirgswildnis war, kleben nun diese Behausungen. Wie angenehm hätten es die sommerlichen Bergfahrer oder die waderen Schimänner, wenn diese so günstig gelegenen Wohnungen nach dem Kriege erhalten blieben. Noch sind ja in Alpinistenkreisen die Schönheiten dieses Gebietes nur wenigen bekannt. Das wird sich aber wohl nun, wo durch den Krieg kaum ein Plätzchen unbearbeitet blieb, bald ändern und ein ungeahnter Aufschwung scheint mir sicher. Dann wird so manches dieser Felsennester sicher auch friedlichen Zwecken dienend zu Ehren kommen.

Wie anders ist dies alles jetzt! Horch, ein schriller Pfiff. Den wogenden Morgennebel hat der Wind aufgerissen — dem Artilleriebeobachter sind die emsigen welschen Maulwürfe auf dem Ombrettolapasse nicht entgangen. Die Bedienung stürzt an die Rohre und schon ist alles feuerbereit. Tausendfach bricht sich der rollende Donner an den Nordwänden der Costabella, dröhnt er zurück von der Südwand der Marmolata. Nun schießen weit drüben weiße Blitze aus den hellen Schrapnellwölkchen.

Schneedeckungen (S. 218). Auch der Schnee ist dem Kriegshandwerk dienstbar gemacht worden. Wenn die wilden Winterstürme unsere Hindernisse und Deckungen unter unendlichem Weiß verschwinden lassen, dann heißt es sich rasch auf andere Art sichern. Wir denken zurück an die Jugendzeit, da wir zierliche Festungen aus Schnee erbauten und stürmend deren Verteidiger nach hartem Strauß überwältigten. Nun gilt's aber blutigen Ernst. Wächten werden mit Stollen durchstoßen, statt Drahthindernissen schaufeln wir Gräben und legen Fußangeln und Minen und dort empfangen wir die Gegner mit blutigem Gruß. Diese winterliche Maulwurfsarbeit hat uns viel Blut erspart, durch sie sind Eis und Schnee unsere besten Bundesgenossen geworden und sie werden es auch wieder im zweiten Winter sein, bis uns der endgültige Sieg winkt, der einen neuen, schönen Frieden einleiten soll. Leo Handl

Col di Lana. Als Titelbild ist diesem Bande ein Gemälde des vielgenannten, durch den Krieg der begehrlichen Welschen gegen den einstigen Verbündeten zu trauriger Berühmtheit gekommenen Col di Lana beigegeben. Karl Ludwig Prinz' Meisterhand hat es verstanden, den Zauber dolomitischer Farbenpracht mit dem Ernst dieser großen Zeit zu einem Gemälde von ergreifender Wirkung zu vereinen, und wir glauben den Lesern mit der Wiedergabe dieses Bildes ein ebenso schönes wie zeitgemäßes Erinnerungsblatt zu bieten. Knüpft sich doch an den blutgetränkten Col di Lana der unvergängliche Ruhm jener Helden söhne Tirols, die dieses eine weite Schau nach Süden bietende Berghaupt durch elf Monate gegen die nie ruhenden Angriffe der überlegenen welschen Feinde gehalten haben, bis sie selbst samt dem in die Luft gesprengten Gipfel der Vernichtung anheimfielen. Wie ein Widerschein der Ströme von Blut, die an dieser Walfstatt geflossen sind, leuchtet der abendliche Purpur auf den Bergen des Prinzschen Gemäldes — möge er bald einer strahlenden Morgenröte kommenden, ruhmvollen Friedens weichen!



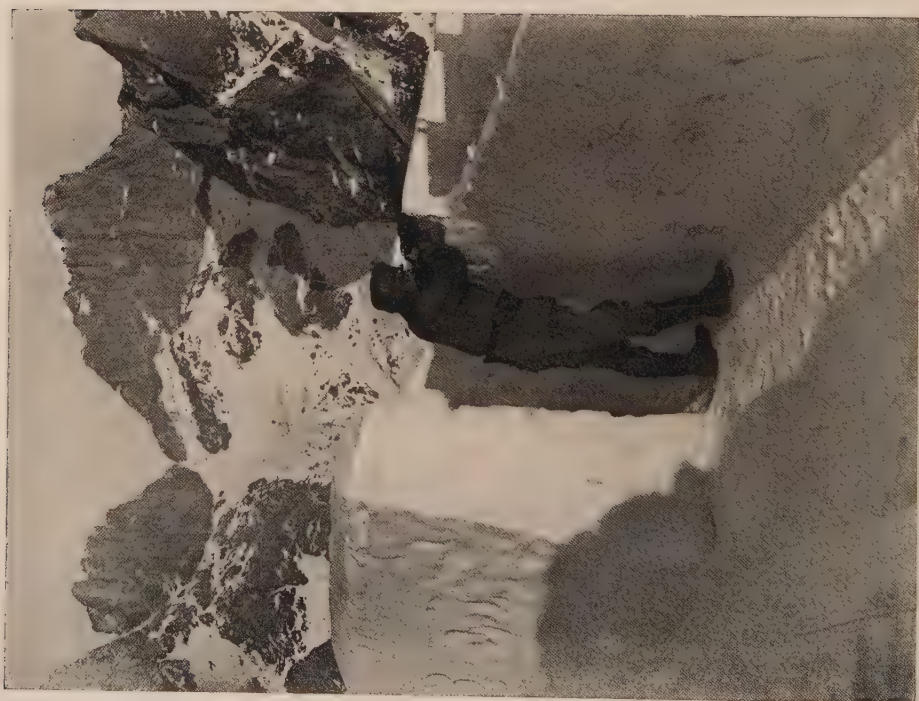
Leo Handl phot.

Abb. 1. Felsenneſter mit Boëſpitze (Sella-gruppe)



Leo Handl phot.

Abb. 2. Artillerie, im Hintergrund die Sella-gruppe



Leo Handl phot.

Abb. 3. Schlüßengraben in einem Dolomitenfale



Ing. Karl Kofler phot.

Abb. 4. Unterstand an überhangender Felswand

Der Krieg in den Bergen

Von Dr. Gustav Renker

Mit dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg wurde eine historisch noch unbekannte und unerprobte Art des Krieges begonnen: der Kampf im Hochgebirge. In den Grenzen unseres Alpenlandes hat es zwar von alters her Kämpfe gegeben; die Täler der Julischen Alpen waren Zeugen des todgeweihten Heldentums der Hauptleute Hermann und Hensel, auf der Greuther Höhe bei Tarvis steht seit einigen Jahren das Denkmal zur Erinnerung an die blutigen Gefechte, die von den Österreichern den aus der Poebene eindringenden Franzosen geliefert wurden, und die Bäche der Fella und Schliha haben seinerzeit viel Blut getrunken. Doch an den Bergen, die jene Täler aufruchtend aus bleichen Karböden begleiten, schritten Angreifer und Verteidiger vorbei. Galt doch damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Bergwelt als ein furchtbarer Dämon, dessen dunkle Abgründe den Waghalsigen, der sich ihr nahte, zu verschlingen stets bereit waren. Vielleicht mögen einzelne Patrouillen der Kämpfenden höher in die Almregion vorgeedrungen sein — die weißen, kalkschimmernden Wände selbst wagte man nicht zu betreten, und die ewigkeitsnahen Gipfel haben mit ihren großen, ernsten Weltenaugen Neid und Haß vorbeiziehen sehen, wie sie so lange auf das stille Glück friedlicher Dörfer niedersahen. Mit dem Aufwachen und Erstarken der gesunden Bewegung, die der Mensch je zur Auffrischung seiner ausgepumpten Nerven erfand, des Alpinismus, kamen auch die einsamen Höhen selbst allmählich in den Gesichtskreis des strategischen Blickes. Schon bei den Manövern und kleineren Übungen der Truppen zeigte sich das, und zwar konnte man zweifellos seit Jahren eine wachsende Tätigkeit der Soldaten im Gebiete der Berge wahrnehmen. Gipfel, deren Zugänglichkeit keine ganz einfache war, wurden von Streifabteilungen erklettert, Wege zu strategischen Zwecken im Hochgebirge angelegt und auf manchen Almen entstandenen Niederlassungen von feldmäßig gebauten Baracken und Unterküpfen. Die Mannschaften, teilweise auch die Offiziere, waren so durch jahrelange Übungen zu einer Gebirgstruppe ausgebildet worden, die — man darf das wohl ohne die zur Kriegszeit so beliebte Übertreibung sagen — in jeder Beziehung erstklassig war. Die Mannschaften der alpinen Regimenter und wohl auch ein Großteil der Offiziere waren dem Hochgebirgskrieg in jeder Hinsicht gewachsen und konnten der unvermeidlich näherrückenden Auseinandersetzung mit Italien ruhig entgegensehen.

Die lang gewünschte Abrechnung begann und der Krieg, der bisher mit allen Mitteln der Technik und Chemie über die Ebenen Flanderns und Polens hingebraut war, betrat nun auch mit dröhnendem Schritte unsere Berge. Mit einem Schlag war die Alpenkette von der Adria bis zu der Schweizer Grenze eine riesige Schützenlinie, an der die wütenden, oft blind vorstürmenden Angriffe der Italiener jedesmal mit tödlicher Sicherheit zerschellten. Nicht allein der nie hoch genug einzuschätzende Mut und die Fähigkeit der verteidigenden, numerisch oft sehr schwachen Soldaten hat es bewirkt, daß die deutschen Lande Tirols und Kärntens von einer italienischen Überschwemmung verschont blieben, sondern das Kampfgelände dieses Krieges, die Eigenartigkeit der Befestigungen, die oft unangreifbar angelegten Wohnstätten der Verteidiger, zeigten im Verein mit einem Volk, das todesmutig seine Heimat schützte, der staunenden Welt das Ergebnis der Kämpfe in den Alpen. Doch

die gleichen Alpen, die gleichen Berge mit ihrem dünnen Wegnetz und ihren traulichen Hütten sind es nicht mehr, die wir nach Kriegsende vorfinden werden. Die hohen Götterburgen der Gipfel zwar, die tiefen Furchen der Täler und dunklen Spiegel der Seen sind die gleichen geblieben. Aber in den Einzelheiten hat die Hand des Krieges das Bild jäh umgeformt. Von diesen Veränderungen unserer Bergwelt durch den Krieg zu erzählen, ist der Zweck dieser meiner Zeilen. Doch muß ich gleich zu Beginn den freundlichen Leser um Nachsicht bitten. Meine Kriegsaufgabe als „alpiner Referent“ hat mich naturgemäß in das Gebiet geführt, das mir am vertrautesten war, in die Julischen Alpen. Die Kämpfe im Gailtal, in den Dolomiten und der Adamellogruppe kenne ich nicht aus eigener Erfahrung; da es aber hier mehr denn je auf Erfahrungstatsachen ankommt, um ein richtiges und klares Bild der Berge im Kriege zu malen, werde ich meine Beispiele auf die Julischen Alpen beschränken müssen, und da der Krieg im Kalkgestein ja überall gleich war und ist, können sie füglich als Schulbeispiele gelten. Überdies werden die Ortsnamen nicht zu häufig vertreten sein, denn jetzt, da ich auf einer Höhenstellung von 2000 *m* diese Zeilen schreibe, herrscht noch der Krieg.

Es wird vieles anders geworden sein, wenn dereinst der friedliche Touristenstrom wieder in den Südlichen Kalkalpen wimmelt. Nagen auch nach wie vor die gleichen Gipfel über den tannendunklen Tälern auf, so hat der Krieg und sein Vertreter auf Erden, der Mensch, doch in den wuchtigen Körper der Berge selbst Wunden geschlagen, die zwar nicht zehrend am Lebensmark des Riesen, dem sie kaum ein Nabelstich sind, nagen, die aber doch zeigen, daß auch der Jahrmillionen alte Leib dieses oder jenes Berges dem Geiste des Menschen dienen mußte. Wo gab es einen natürlichen Schutz vor Kälte, Lawinen und feindlicher Artillerie als in den Bergen selbst? Der Gedanke, so leichtthin ausgesprochen, bedeutete in seiner Ausführung eine schwere Menge Arbeit. Aber der Mensch wollte es und es gelang. In großen Höhen, wo die Erbauung von Hütten aus den oben genannten Gründen nicht zweckmäßig war, entstanden *Kavernen*. Man suchte zu diesem Zwecke eine, schon von der Natur vorgearbeitete Höhle oder zumindest einen weit vorklassenden Überhang und erweiterte ihn durch Sprengungen nach innen zu. So entstanden bei fortgesetzter Arbeit gewöhnlich im Laufe von zwei, drei Monaten, große, etwa 2½ *m* hohe Gewölbe im Berginnern. Diese Gewölbe waren als solche noch unbewohnbar, denn sie waren feucht, modrig und die Wände von nassem Schlamm bedeckt. Deshalb baute man in die Höhlen hinein erst die eigentlichen Wohnstätten, kleine Hütten aus Holz und Teerpappe. Eine, meist mit dickem Pappendeckel gut verkleidete Wand bildete die Außenfront, in der sich gewöhnlich kleine Fenster und eine niedrige, mit einem Fenster versehene Tür befanden. War die eigentliche Wohnhöhle zu eng, so wies sie nur zwei Räume auf: eine schmale Offizierskajüte und den größeren Mannschaftsraum, in dem die Liegestätten der Leute sich in zwei Stockwerken, deren jedes natürlich nur etwa 1¼ *m* maß, aufbauten. Das spärliche Licht des Tages drang durch die Fenster herein, ein kleiner Schwarmofen gab die nötige Wärme her — „komfortabel“ waren diese Wohnungen also keineswegs, doch erfüllten sie ihren Zweck, den Truppen das Überwintern in den Hochregionen möglich zu machen, vollständig. Doch mit dem Erscheinen des Winters trat eine Gefahr an unsere modernen Troglodyten heran, die zu ihrer Abwehr die Einsetzung größter Energie und Wachsamkeit erforderte. Von den Wänden über der Kaverne stürzten des öfteren Lawinen, verammelten die Eingänge und sperrten dadurch das wichtigste Agens unseres Daseins ab, die Luft. Ich entsinne mich noch, wie wir in einer schneestürmenden Märznacht zum Fernsprecher gerufen wurden, wie ein verzweifelter Hilfschrei aus einer, etwa 2000 *m* hohen Kavernenstellung zu uns herabschrie. „Wir kriegen keine Luft, ein paar Leute liegen schon auf den Pritschen

und schnappen nach Atem — eine Lawine hat uns die Eingänge verschüttet. Was sollen wir machen?“ „Horizontal hinausarbeiten, so rasch als möglich!“ Was sollten wir hier herunter anderes sagen, als diesen billigen, selbstverständlichen Rat? Bis ich mit Hilfsmannschaften mich durch den tiefen Schnee zu jener Stellung durchgearbeitet haben würde, wären Stunden vergangen, Stunden, während sie jetzt schon nach Atem schnappten. Etwa zehn Minuten darnach erhielten wir die frohe Nachricht: „Wir sind durch, aber es war die höchste Zeit!“ Schuld an dieser Gefahr war in dem Falle die Unachtsamkeit der Leute. Sie schliefen alle und erwachten erst, als ihnen schon die Luft ausging. Ein andermal, da ich selbst auf einer solchen Höhenstellung wohnte, gingen gleichfalls die ganze Nacht die Lawinen über unsere Behausung nieder und die abwechselnde Mannschaft mußte fortgesetzt schaufeln, um die Eingänge frei zu halten. Durch die Aufschüttung der Lawinenkegel vor solchen Ravernen sammelte sich schließlich eine Unmenge Schnee an, den völlig abzutragen sowohl zu mühsam, wie auch unpraktisch gewesen wäre. Man beschränkte sich darauf, Eingang und Fenster durch Gänge mit der Außenwelt in Verbindung zu halten, und so entstanden ganze Weglabyrinthe im Schnee, die ein Jungenherz, das von glitzernden Schneeburgen träumt, in Entzücken versetzt hätten. Uns oben aber war es bitter ernst mit diesen Gängen, die zweierlei Vorteile, doch auch Nachteile hatten. Sie hielten vor allem die Ravernenwohnungen gleich Eskimohöhlen hübsch warm und boten gleichzeitig Sicherheit vor Lawinen und Steinschlag. Denn wer frische Luft schöpfen wollte, der ging aus der Raverne in den Gang, und sah von der Gangöffnung aus in die liebe Bergwelt hinaus, ohne Gefahr zu laufen, von der nächsten Lawine mitgerissen zu werden. In einer unserer Höhenstellungen hatten wir sogar ein wunderliebes Morgenphänomen. Der Zufall wollte es, daß der Schneegang, der unser Fenster mit Licht versorgte, im Monat April gerade in der Richtung des Sonnenaufganges lag. Da sahen wir denn wie durch ein riesiges Fernrohr aus funkelndem Bergkristall das junge Tagesgestirn sich über den kärntnisch-steirischen Grenzbergen erheben, langsam aufwärtssteigen und nach wenigen Minuten an der Wölbung unseres langen Schneeganges verschwinden. Für diesen Tag hatte unsere einsame Behausung genug Sonnenlicht gehabt und im Verlauf des Tages mußten wir, falls wir lesen oder schreiben wollten, wieder die qualmende Petroleumlampe anzünden. Darin lag eben der Nachteil der Schneeverpackung der Ravernen und verschütteten Hütten: das Licht des Tages drang durch die Schneegänge spärlich und matt herein, man hatte drinnen stets nur ein ungewisses Dämmerlicht, bei dem jedes Lesen oder Schreiben ausgeschlossen war. Eine merkwürdige Folgeerscheinung des Höhlenlebens im Hochgebirge war auch die sogenannte Ravernenkrankheit, die nach längerem Aufenthalt dort oben eintrat. Sie äußerte sich in einem zeitweise sehr hohen Fieber und einer dumpfen Benommenheit des Kopfes. Nicht jeder wurde davon befallen, auch war der Stärkegrad je nach dem Kranken und seiner Veranlagung verschieden; das Fieber dauerte gewöhnlich 3 bis 4 Tage an und verschwand dann ohne Rückwirkung. Ernstere Folgen hatte, soviel ich weiß, die Ravernenkrankheit nicht.

Ähnliche, wenn auch nicht so tief eingreifende Veränderungen der Berge durch den Krieg waren die verschiedenen Verteidigungsanlagen, die in den Fels eingearbeitet waren. Geschütze, meist kleinkalibrige Gebirgsgeschütze, wirkten in diesem Krieg oft auf Höhen, die vordem allein als touristische Leistung betrachtet, nicht so leicht erreichbar waren. Der Zufall hat mich durch zwei Monate in unmittelbarer Nachbarschaft eines Geschützes in Rärnten festgehalten, dessen Aufstellung und Maskierung als Musterbeispiel einer Hochgebirgsgeschützstellung genannt zu werden verdient. Zuerst, bis Anfang April, stand das Geschütz direkt in einer Scharte der Wiskberggruppe. Die schmale Scharte wurde zu diesem Zwecke durch

Sprengungen erweitert, und das Geschütz leistete, besonders beim Sturm auf die Raстреin Spitze, gute Dienste. Als aber dieser Gipfel in unseren Händen war, fiel der Wirkungsbereich des Geschützes mangels jedes Zieles in nichts zusammen. Es mußte demnach auf einen Punkt gebracht werden, der reiche Ziele, aber auch möglichste Sicherheit bot. Um diese Zeit übernahm der Leutnant der Reserve Rudolf J. das Kommando dieses Geschützes. Als dessen neuen Standplatz wählte er ein Schartel im Zuge der Weißenbachspitzen. Das war leichter gesagt als getan. Das Schartel war schmal und enge, der Zugang führte über steile, verwitterte Felsen und ein Unterstand bei einer etwaigen Beschießung war nicht vorhanden. Doch mit eiserner Energie schufen Leutnant J. und seine wackeren Kanoniere aus dem spröden Fels alles, was sie wollten. Das Schartel wurde zu einem Plateau erweitert und in die Wand eine kleine Nische zur Aufnahme der Munition gesprengt. Etwa 10 m unterhalb des Geschützstandes wurde eine Höhlung in den Fels gesprengt, die bei einer Beschießung Schutz gewähren sollte. Als alles vollendet war — wie leicht sagt sich das und wie viel Mühe und Gefahr liegt bei dieser Arbeit in Schneesturm, Lawinen und Bergwinterfalte —, ward das Geschütz auseinandergenommen und an Stricken emporgezogen. Nunmehr hatte es einen Auschuß auf die vom Feinde besetzten Hänge. Auch die Maskierung war meisterhaft: Ein Schneewall türmte sich vor dem Schartel, über den das Rohr des weiß angestrichenen Geschützes nur ein wenig herauslugte. Und als die Italiener nach langer Zeit endlich darauf kamen, von woher sie seit neuester Zeit so wirkungsvoll beschossen wurden, erwies sich die Lage des zwischen Felszacken eingebetteten Geschützes als nahezu unangreifbar. Die herübergeschickten schweren 21-Zentimeter-Granaten des Feindes gingen teils zu tief in die Wände, teils zu hoch über den Grat in das Kar hinab. Das schmale Schartel mit dem Geschütz erhielt keinen Treffer. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht überall in solcher Höhe, waren die meisten Geschütze aufgestellt. Überall galt es, die Bodenverhältnisse, besonders die Gestaltung der Felsen gut auszunützen, um dem Geschütz und der Munition einen sicheren und unauffälligen Unterstand zu gewähren. Eines unserer Geschütze stand zum Beispiel in einer in den Fels gesprengten Höhle, aus der nur das Rohr, dieses wieder durch Laßchen verdeckt, herausfah. Die Munition dafür befand sich in einem natürlichen Felsgang, der sich tief in die Erde hinabzog und so gegen jede Beschießung jedes Kalibers unbedingte Sicherheit bot. Ähnlich gedeckt und maskiert waren die Stände der Maschinengewehre. Im gleichen Tale befand sich eine Verteidigungsanlage der zweiten Linie, die geradezu das Muster einer Talsperrre im modernen Sinn dieser Kriegserfahrungen genannt werden kann. Der schöne, hochstämmige Wald dieses Tales wurde vollständig ausgerodet, um ein freies Schussfeld zu schaffen. Hinter diesem, die ganze Talbreite ausfüllenden Ausschussfeld zog sich der erste Gürtel der Drahthindernisse hin, der das Tal sperrte. Der in die ersten Stellungen führenden Straße gab ein schmales Bittertor Platz, das im entscheidenden Moment gesperrt werden konnte und sich dann gleichmäßig den Verbauen anschloß. Rechts und links an den Enden der Stacheldrahtreihe waren in die Felsen wirkliche kleine Forts eingebaut worden, deren Stirnwände mit der Felswand eine Linie hatten, so daß deren Zerstörung durch Artillerie schlechterdings unmöglich schien. Durch die Schießscharten dieser Fortkavernen beherrschten Maschinengewehre die ganze baumlose Fläche. Hinter dieser ersten Drahtreihe schlang sich eine zweite über das Tal, und erst nach dieser zog sich, unauffällig dem Erdboden angeschmiegt, der Schützengraben hin. In ähnlicher Weise, nur unendlich komplizierter, war die erste Verteidigungslinie. Die Flankierungsanlagen dieser vordersten Stellung zogen sich bis zu den Wänden hinauf und an den Felshängen hin; doch waren da auch im Tale selbst Maschinengewehrstände und Artilleriestellungen, alle mit wunder-

barer Ausnutzung des Geländes aufgestellt. Da gab es keinen Felsblock, keine Bodenfaltung, die nicht ausgenützt worden wäre, das Bächlein ward zum Hindernis, der Hügel zur Beobachtungsstelle — und sah man diese ganze Verteidigungslinie von einiger Entfernung, etwa vom benachbarten Ramme, an, so bemerkte man unter einer Reihe von Hindernissen kein Werk von Menschenhand, alles schien unberührt und natürlich, jenes Latschengesträuch dort lag so selbstverständlich auf dem kleinen Hügel — wer konnte wissen, daß dahinter ein Maschinengewehr lauerte; hinter dem fahlen Grau dieses Felsens vermutete niemand ein Geschütz und die kleinen Buckel und Erhebungen des Bodens konnten ebenfogut sedimentäre Ablagerungen sein, wie sie in Wahrheit Schützengraben waren.

Die Energie dieses Krieges, die den Kampf selbst auf die höchsten und entlegensten Gipfel und in abgeschiedene Rare trug, mußte selbstredend auch jene hohen Verteidigungsstellen mit allen Abwehrmitteln unserer Zeit ausrüsten, denn bei dem Guerillakrieg, der seine Krieger hinter Felsblöcken und Graten sitzen läßt, blieb es dort ebensowenig wie im Tale. Demgemäß wurden auch auf allen Zugangsmöglichkeiten hochgelegener Verteidigungsstellen Hindernisse angelegt, die, mit der natürlichen Wildheit jener Berge verbunden, fast unüberwindliche Bollwerke waren. Besonders Gewicht wurde naturgemäß auf die leichtesten Überschreitungspunkte der Rämme gelegt, auf die Pässe und Scharten. In den Pässen, deren breiterer Grund und größere Ausdehnung mehr Möglichkeiten zur Aufstellung technischer Hilfsmittel bot, wiederholten sich die großzügigen, mit Gräben, Maschinengewehrständen und Flankierungsanlagen versehenen Anlagen, die auch die Täler aufweisen. Der eine Sattel zum Beispiel, der eine Verteidigungsstelle der Italiener war, wies, soviel ich mit dem Fernglas entnehmen konnte, hinter einer weiten Fläche ausgerodeten Waldes eine doppelte Reihe von Drahtverhauen auf, hinter denen sich die Schützenstände befinden mußten. Flankiert, das heißt mit Seitenschutz versehen, wurde diese Stellung durch wirklich großartig angelegte Befestigungen. Die Italiener, die ja von jeher Meister in Steinmetzarbeiten waren, hatten das Feld ihrer Wirksamkeit in den Fels hineingetragen. Das Gipfelmassiv schien wie eine von Maulwürfen durchscharzte Wiese, in seinem Innern ganze Systeme von Kavernen, Höhlenmagazinen und Gängen zu hegen; ja, einer meiner Kameraden behauptete, daß aus dem Innern des Berges ein Schacht zum Gipfel hinaufleite, denn er habe schon öfters ganz unvermittelt Leute auf dem Gipfel auftauchen gesehen, deren plötzliches, geisterhaftes Erscheinen er sich sonst nicht erklären könnte. Bei der großen Geschicklichkeit der Italiener im Bearbeiten des Steines — waren sie doch in Friedenszeiten bei uns zumeist als Steinmetze beschäftigt — ist ein solcher Felschacht durch ein etwa 200 m hohes Gipfelmassiv absolut nicht ausgeschlossen.

Die kleineren Scharten waren durch die geringe Breite ihres höchsten Punktes, durch die von solchen Scharten gewöhnlich steil abschließenden Eisrinnen und die zu beiden Seiten meist senkrecht zur Höhe steigenden Wände zu komplizierten Verteidigungsanlagen weniger geschaffen. Die Natur, die beste und erfolgreichste Schützerin unserer Heimat, hatte auch da die Sache selbst in die Hand genommen, und es so den Menschen erspart, an den Riesenleibern ihrer Berge herumzuklopfen und zu bohren. Die Besetzung und geplante Verteidigung so einer Scharte war verhältnismäßig einfach zu nennen. Etwa 100 m unterhalb der Schartenhöhe zog man eine dichte Reihe von Drahtverhauen, die aber der hohe Schnee des Winters bald verdeckte. In der Scharte selbst stand stets eine kleine Wachthütte, meist zwischen Felsblöcken verkeilt und mit Steinen maskiert. Die dem Feinde zugekehrte Außenwand der Hütte wurde außerdem noch durch eine Lage von Sandsäcken gegen feindliche Gewehrschüsse gesichert und hatte einen Ausguck, der die ganze, in die Tiefe

schießende Eisrinne beherrschte. Von den Drahtverhauen ging noch ein Lütwerf in das Wachtzimmer, um jeden etwa im Dunkel der Nacht anschleichenden Feind anzumeiden. Etliche 100 Schritte unter oder seitwärts der Scharte war dann gewöhnlich, in den Fels gesprengt, die Kaverne, oder an eine Wand geschmiegt, die Unterkunftshütte für die Reservemannschaft. Meistens hatte diese nebst der Scharrensicherung auch noch einen benachbarten Gipfel zu halten, der sich als strategisch wichtig erwies. War jener Gipfel kein so bedeutendes Bollwerk für die Kämpfe in den betreffenden Bergstrichen, so genügte zu den Ausstiegen der wichtigsten Routen eine Wache. War der Gipfel aber ein Angelpunkt, von dem das Wohl und Wehe einer ganzen Anzahl von Stellungen abhing, dann wurde er durch unermüdliche Arbeit allmählich zu einer kleinen Festung ausgebaut. Diejenigen, die das Glück hatten, aus den Kämpfen auf dem *Col di Lana* unverfehrt heimzukehren, werden wohl am besten dieses Musterbeispiel eines Festungsberges beschreiben können. In den Julischen Alpen waren es auf italienischer Seite das *Röpfach* und der *Mittagskofel*, die ungemein kunstvoll ausgebaut wurden.

Die Geschichte der Rastreinspitze, ihr Fall, ihre Wiedereroberung und ihr Ausbau ist eines der interessantesten Kapitel des Krieges in den Julischen Alpen. Der Berg, von den Unfern nur schwach besetzt, fiel Mitte August 1915 durch Überraschung in die Hände der Italiener. Damit wurde die Lage sowohl für die am Fuße der Spitze befindliche Besatzung der *Mosescharte*, wie für die Leute der *Findeneggstellung* eine sehr unangenehme, denn die Rastreinspitze beherrscht bekanntlich das ganze Becken des *Kares* unter dem *Wischberg* bis zur *Korfscharte*, sowie einen Großteil des *Seebachtales*, peinlicherweise gerade den Teil, der unsere Stellungen barg. Das einzige Mittel gegen diese bevorzugte Stellung des Feindes war die *Wischbergbesatzung*, die, der Rastreinspitze auf etwa 600 m gegenüberliegend, alles unter Feuer hielt. Da trat Mitte Oktober ein unerwarteter Umschwung ein. Den Italienern wurde es scheinbar in den eisigen Herbststürmen da oben zu kalt; eines Nachts war der Gipfel verlassen — beinahe fluchtartig, denn unsere Leute fanden Ausrüstungsgegenstände, Waffen, Munition und Lebensmittel oben. Was den Italienern nicht gelungen war, vollbrachten unsere heldenmütigen *Kärntner Landesjäger*: sie hielten den Gipfel von 2494 m Höhe den ganzen Winter. Es ist ein leichtes Ding, an einem sonnigklaren Wintertage eine Höhe zu erreichen, um abends wieder beim warmen Tee im Tale zu sitzen; Tag und Nacht jedoch, bei Schneesturm und furchtbarer Kälte in einer elenden Baracke zu hausen, dazu gehört mehr Heldentum, als die *Alpinistik* von *Balmat* angefangen bis auf die Höchstleistungen eines *Dülfer* und *Preuß* zeigte, womit die großen Taten jener leider schon toten Bergheroen auf keine Weise herabgesetzt werden sollen. Doch noch immer stand auf dem sturmumtosten Grate der Rastreinspitze nur die gebrechliche, kleine Wachtstätte, die selbst gegen das geringste Artilleriefeuer keinen Schutz bot. Erst als die beiden Reserveoffiziere *Gebrüder Franz* und *Hans H.* das Kommando der *Mosescharten-* und *Rastreinbesatzung* übernahmen, begann der systematische Ausbau dieses Berges zu einer Festung. Die Brüder legten in erster Linie einen neuen sicheren Steig von der Scharte zur Wachtstätte an, anstatt des bisherigen lawinengefährlichen Weges. Auch wurde die Aussprengung einer Kaverne begonnen, die eine sichere Wohnstätte gegenüber der frei daliegenden Wachtstätte geben sollte. Noch aber war der höchste Gipfel, der den ganzen Anstieg von der *Bärenlahnscharte* her beherrscht, für die Allgemeinheit unzugänglich, denn der natürliche Weg über den Grat war durch das Gewehrfeuer von der *Scala di Cregnedul* gesperrt. Schon die Brüder *H.* begannen deshalb durch die Wand des Berges einen Steig zu legen, waren aber noch nicht über die Anfangsstadien der Arbeit hinausgekommen, als sie von dem neuen Wachtkommandanten *Oberleutnant v. R. M.* abgelöst wurden.

M. und der Schreiber dieser Zeilen legten nun die Fortsetzung des Steiges fest. In wahrhaft heldenmütiger Arbeit, bei Schneesturm, Kälte und feindlichem Artilleriefeuer durchbrachen zwei Mineure, in Lebensgefahr auf schmalen Felsgefässen hochend, die senkrechten, den Weg sperrenden Wände, und führten so den Felssteig, der an Kühnheit den größten Wegbauten in den Alpen zur Seite gestellt werden kann, vorerst zur Scharke zwischen beiden Gipfeln, sodann in einer Schleife auf den höchsten Punkt. Damit war die so überaus wichtige Spitze nach menschlichem Ermessen gegen einen feindlichen Angriff gesichert.

Überhaupt mußte man bei dem Bau von Wegen, die jetzt so zahlreich Berge und Täler durchziehen, in erster Linie auf deren Deckung vor dem Feinde Bedacht nehmen. So mag der Wanderer, der einmal in friedlichen Zeiten auf diesen Wegen gehen wird, wohl oft verwundert den Kopf schütteln, weshalb manche Anlage so „entsehrlich unpraktisch“ gelegt wurde. Das scheint sie aber nur auf den ersten Blick dem Beobachter, der sich im unklaren darüber ist, wo damals, zur Zeit des großen Krieges, der Feind war. Ein sogenannter eingesehener Weg, das ist ein Weg, den der Feind teilweise oder ganz übersah, war ein Gegenstand der steten Besorgnis für den Kommandanten der betreffenden Gruppe. Ein einzelner oder nur wenige Personen vermochten darauf mit ziemlicher Sicherheit zu gehen, denn das Gewehrfeuer, das der Gegner meist anwandte, traf bei einer Entfernung von über 1000 m — und viel näher an den Feind führte man eingesehene Wege selten — nicht. Gingen aber ganze Trägerkolonnen oder Ablösungsmannschaften, dann griff der Feind zu ernstern Mitteln und die Schrapnelle und Granaten waren bei weitem unangenehmer als die über die Köpfe hinsummenden stählernen Hummeln des Kleinfuers. So mußte man denn die Träger, welche Höhenstellungen mit Proviant und Munition zu versehen hatten, meist bei Nacht gehen lassen, falls der betreffende Weg eingesehen war. Man weiß, was eine Bergtur bei Nacht bedeutet; nun erst der Transport schwerer Lasten auf Steigen, die teilweise über schmale Bänder, durch heikles Felsgelände und über steile, vereiste Schneefelder führten! Um diese Unannehmlichkeit tunlichst zu vermeiden, bemühte man sich, die Wege so zu bauen, daß der Feind den Verkehr auf ihnen nicht beobachten konnte. Jeder Hügel, jedes Latschengesträuch, alles, was irgendwie Deckung bieten konnte, wurde benützt, stellenweise wurde der Steig auch künstlich maskiert. Dort, wo Waldgebiet durchschritten wurde und der Steig eine Lichtung nicht vermeiden konnte, stellte man an der dem Feinde zugekehrten Seite abgehauene, etwa 2½ m hohe Fichten auf oder errichtete hohe, den Weg begleitende Hecken aus Latschenzweigen.

Die schon vor dem Krieg bestandenen großen Landstraßen, die durch die Haupttäler führten, konnten nicht mehr umgelegt werden. So entwickelte sich denn der Hauptverkehr in der Nacht mit abgeblendeten Lichtern. Die durch das Kanaltal ziehende, bekannte, schöne Straße war ab 8 Uhr abends reich belebt. Fuhrwerke aller Art, Automobile, Sanitätswagen und Personenzüge verkehrten im Dunkeln und es ist eigentlich zu verwundern, daß nie ein größerer Unfall stattfand; denn gewöhnlich merkte man das Nahen eines Gegenfuhrwerkes erst, wenn die Pferde mit den Köpfen fast zusammenstießen. Auch die Staatsbahnlinie, die das Kanaltal durchzieht, war tagsüber leer und tot — auf Bahn wie Straße sahen die Italiener stellenweise gut herab.

Die neu entstandenen Straßen in den Bergen waren fast ausnahmslos in guter Deckung gebaut. Der Krieg hat unseren Alpentälern Straßen gebracht, deren geplante Anlegung in Friedenszeiten die Köpfe manch ehrfamer Gemeindeglieder erhitzte, Gebirgswege, die, oft geplant, der schmale Säfel irgendeiner Alpenvereinssektion verweigerte. Der Krieg hat für die Erschließung unserer Berge mehr getan, als es jahrzehntelange Friedensarbeit hätte leisten können. Die Straßen, die nun

in die vordem nur durch Karrenwege zugänglichen Täler führen, sind breite, gut fundierte Straßen, auf denen schwere Lastenautos verkehren und ausweichen können. Von ihnen aus führen breit und sicher angelegte Tragtierwege zu den Regionen der Hochfarn und Almen empor. In langgestreckten Windungen leiten diese Wege hinauf, mit einem Geländer an jeder etwas steileren Stelle versehen.

Da ich von unseren Wegen vorderhand noch nicht viel erzählen darf, will ich wenigstens die wirklich mustergültigen Weganlagen der Italiener auf den Bergen südlich des Sellatales beschreiben, soweit ich sie von unseren Stellungen aus mit gutem Fernglafe verfolgen konnte. Ausgangspunkt dieser Wege ist der Dogna-fattel. In langen Windungen leitet von dort aus ein ungefähr $2\frac{1}{2}m$ breiter Tragtierweg zu den Stellungen des Mittagstofels empor, vom gleichen Ausgangspunkte ein ebenso breit angelegter Steig zum Monte Piper. Vom Mittagstofel aber führt, stets in einer Höhe von ungefähr 1800 m Höhe eine Art Bergstraße über den ehemals als leichte Klettertur geltenden Grat zum Monte Piper und Zweispitz — also ein Höhenweg, wie wir ihn seinerzeit in den Alpen nie hatten.

Von diesen Höhenwegen, sowohl bei uns, wie auch wahrscheinlich beim Feinde, leiten Fußpfade, die in den Fels gesprengt und, wo es nötig ist, gut versichert sind, auf die verschiedenen Gipfel.

Allerdings werden für späterhin nicht alle diese Wege für Touristen in Betracht kommen. Gar manchmal mag es dann passieren, daß man einen wohlgepflegten und ausgebauten Weg begeht, der plötzlich aufhört. Das kommt daher, daß zum Beispiel Tragtierwege oder Felssteige angelegt wurden, die zu einem Geschützstand oder einem Artilleriebeobachter führten, dort aber selbstverständlich ihr Ende fanden. Es gab auch Steiganlagen, deren Bau durch die veränderte Kriegslage überflüssig geworden war und deshalb unterbrochen wurde. Die Felssteige waren nach Art unserer Alpenvereinssteige gebaut, nur weniger auf lange Zeitdauer berechnet und daher nicht so solid. Für die winterlichen Höhenstellungen erwiesen sich die Hanfseile am praktischsten. Sie blieben stets geschmeidig und gutgriffig, während die Drahtseile die schon genugsam kalten Hände vollends erstarren machten. Durch den Zwang der möglichen Deckung der Steige vor Sicht durch den Feind mußten diese Weganlagen oft Stellen passieren, die ein gewöhnlicher Touristenweg leicht vermieden hätte. So sprengte man künstliche Wände in Wände ein, die vorher auch für erstklassige Kletterer vollständig ungangbar waren.

Gleichzeitig mit Straßen, Wegen und Steigen erlitten auch die Hütten in unseren Bergen eine vollständige Umänderung. Sowohl die Schutzhäuser der alpinen Vereine, wie die Heu- und Halterhütten der Eingeborenen waren ja von jeher an Plätzen gebaut, die viel Luft und Licht, womöglich auch eine freie, umsichtige Lage hatten. Mit diesen so vertrauenselig offen hingebauten Gebäuden machte der Krieg bald ein Ende. Der Feind vermutete dort Magazine oder Unterkünfte und schoß jedes ihm sichtbare Gebäude zusammen — vom Standpunkt des Krieges ja ein begreiflicher Vorgang, für die Besitzer dieser Hütten aber ein schmerzlicher Verlust. Doch eben dem half wieder der Krieg selbst ab. Wo der mühevollen Bau von Ravernen sich nicht als unbedingt notwendig erwies, vermied man ihn und so entstanden in gut gedeckten Nischen und Mulden der Rare oft ganze Ansiedlungen. Die Hüttenkolonien des Militärs hatten auf Sicht des Feindes und auf Lawinengefahr in erster Linie Rücksicht zu nehmen. Der erste Punkt wurde durch die Offiziere flaglos gelöst, bezüglich des zweiten jedoch unterliefen oft starke Fehler, die daraus entstanden, daß eben wieder Offiziere, die meistens von den Gefahren der Berge keine Ahnung hatten, den Bauplatz solcher Hütten bestimmten. Ich habe es selbst erlebt, daß ein Oberleutnant bei Anlegung der Hüttenkolonie seiner Kompanie eine Hütte absolut in einen Graben bauen wollte, von dem jeder Mensch mit etwas

Erfahrung im Frühling eine Grundlawine erwartete. Und wäre nicht ein bergkundiger Hauptmann noch rechtzeitig eingeschritten, so hätte der Offizier, dessen Friedensgarnison irgendwo in der Görzer Ebene war, kraft seiner Autorität die Hütte wirklich in den Graben gebaut. Im März 1916 ging an dieser Stelle eine riesige Grundlawine ab, die auch tatsächlich den ganzen Graben ausfüllte. Der gleiche Fall ereignete sich beim Bau einer Sanitätsbarade, über die bei Beginn der ersten starken Schneefälle eine Lawine nach der andern abging, bis auf Drängen des zugeteilten alpinen Referenten die Hütte geräumt wurde. Vierzehn Tage hernach war sie von Lawinen und Steinschlag schon vollständig zertrümmert. Die Bauart dieser Kriegshütten im Hochgebirge war ja nicht so solid und fest wie etwa die unserer Alpenvereinshütten. Zumeist waren es Bauten aus einfachen Bretterwänden mit einem Dach aus Teerpappe. Innen waren die Hütten mit Pappendeckel verkleidet, ein Schwarmosen verbreitete angenehme Wärme und so sind diese Notunterkünfte allen Ansprüchen, die der Hochgebirgswinter an sie stellte, gerecht geworden. Die Räume der Mannschaft waren auch hier wie in den Kavernen mit zwei übereinander befindlichen Bettstellen versehen, die Offizierszimmer klein, aber hübsch ausgestattet, und wo Reserveoffiziere mit starkem künstlerischem Empfinden hausten, da waren jene kleinen Räume oft Schmuckkästchen im wahrsten Sinne des Wortes. Ich entsinne mich der „Bude“ eines Fähnrichs, der im Berufe Kunstakademiker war; dieses Zimmer war mit einer Stilreinheit und einem Geschmack ausgeführt, der jedem großstädtischen Herrenzimmer alle Ehre gemacht hätte. Anderseits muß es auch wieder mit Bedauern festgestellt werden, daß die Ausschmückung mancher Räume, besonders der Offiziersmessien in größeren Stellungen, mittels stümperhafter „Kunstwerke“ ausgeführt wurde. Auf manche Menschen, welche die Not ihres Vaterlandes im wild majestätischen Hochgebirge abwehren, die von dem Größten umgeben sind, was die gütige Natur uns gab, von den Bergen, hatte also all das, was sie erlebten und sahen, keine andere Wirkung, als das Heim der Kameradschaftlichkeit mit Bildern zu „schmücken“, die ihnen wenig zur Ehre gereicht. Zum Glück habe ich solche Fälle nicht als Regel, sondern als Ausnahme gefunden.

Gegen die Flieger, die so oft über den hohen Bergen kreisten, hatte man die Hütten je nach ihrer Lage mastiert. Im Winter hat die Natur selbst durch den Schnee die beste Mimikry hergestellt, in schneefreien Zeiten bedeckte man das Dach von Hütten, die im Krummholz standen, mit Latschenzweigen, Hütten im Fels wurden mit einer Schotterdecke auf dem Dache dem Boden angepaßt.

Eine eigene Art von Unterständen waren die Stellungen der Artilleriebeobachter, die sich oftmals auf den Spitzen der Berge selbst befanden. Zumeist waren es kleine Hütten mit einem Pritschchenlager, einem Petroleumofen und dem unerläßlichen Fernsprechkasten. Unmittelbar auf dem Gipfel gelegen, wären diese Hütten eines teils gar zu sehr den Unbilden der Witterung preisgegeben, anderseits für die feindliche Artillerie ein gar zu bequemes Ziel gewesen. So sprengte man denn aus dem Gipfelstock selbst eine Nische aus, in die die Hütte förmlich eingefeilt wurde. Mancher Beobachter hatte seine Wohnstätte auch etwas unterhalb des Grates in einer windgeschützten Felsede; der Beobachterstand jedoch war auf einem guten Aussichtspunkt gelegen, eine kleine Höhlung innerhalb großer Felsblöcke, mit einem Mauerlein gegen feindliche Sicht geschützt und gegen Wind und Wetter, so gut es eben ging, gedeckt.

Die Zufuhr zu den Höhenstellungen war mit Schwierigkeiten verbunden, von denen sich der Großstadtmensch, der Speise und Trank in den nächsten Geschäften mühelos besorgt, kaum eine Vorstellung machen kann. Wege, auf denen Schwindelfreiheit und Trittsicherheit erforderlich sind, mußten von den Trägern mit Lasten begangen werden, die einesteils sehr gewichtig, anderseits oft sehr unhandlich waren. Man

darf da nicht allein an die Zufuhr von Proviant denken, sondern muß sich in erster Linie vor Augen halten, daß ja auch die schwere Munition für Artillerie, Balken und Bretter für die Unterkünfte und Wein hinaufgeschleppt werden mußte. Die Antialkoholiker mögen noch so entsezt sein, aber es ging eben nicht ohne Wein. Quellwasser gab es oben keines und die wenig bekömmliche Wirkung von Schneewasser, allein genossen, dürfte jedem Bergsteiger so ziemlich bekannt sein. Allerdings schaffte man auch den, in Trebesing bei Gmünd (Liefertal) gewonnenen Säuerling zu den Höhenstellungen, doch waren die schweren Kisten und Flaschen dieses vorzüglichen Mineralwassers noch schwerer zu befördern, als die kleinen, ovalförmigen Weinfässer. Am nun den Schwierigkeiten des Tragens auszuweichen und das vorhandene Menschenmaterial möglichst zu schonen, baute man, wo es eben anging, Drahtseilbahnen zur Höhe. Man darf sich eine solche Drahtseilbahn nicht etwa mit dem Komfort der großen Schweizer Bergbahnen vorstellen: Wagen mit Fenstern und Sitzen, vollständige Sicherheit und rasche Fahrt. Die Drahtseilbahnen des Krieges sind denkbar einfachst, gestatten selten einen Personenverkehr und wurden meistens durch Handbetrieb bewegt. Nur dort, wo Maschinenkraft zur Verfügung stand, konnten auch Leute, allerdings auf eigene Gefahr, mitreisen. Von der Anfangsstation spannten sich die Förderseile, wo es anging durch Holzblöcke gestützt, zu einer, auf irgendeinem günstigen Punkte gelegenen Mittelstation, dann wieder in oft kolossaler Spannung bis zur Endstation. Wo das Gelände den Luxus von mehreren Zwischenstationen gestattete, legte man selbstredend solche an. Doch bei den großen Höhenunterschieden, die es zu überwinden gab, war dies oft unmöglich. Die Förderwägen selbst sind kleine, etwa 2 m lange und $\frac{1}{2}$ m breite Holzkisten; eine Fahrt in diesem Beförderungsmittel, hoch über dem steilen Berghang und nur an dünnen Seilen schwebend, gehört absolut nicht zu den Unnehmlichkeiten dieses Daseins. Auch Leute, die gewöhnt sind, auf schmalen Gefsimen Wände zu durchklettern, waren oft herzlich froh, wenn der gebrechliche Bretterkasten knarrend und ächzend in die Endstation einlief. Für die Versorgung der Höhenstellungen aber waren diese Drahtseilbahnen von ganz ungeheurem Werte, denn sie ersparten viele Kräfte, die dadurch für andere Dienste frei wurden, sie kamen schneller zum Ziele, als die langen Trägerkolonnen. Und wenn der Feind auch oft sehen konnte, wie das Wägelchen langsam durch die Luft schwebte, er vermochte doch fast nie etwas dagegen auszurichten, denn für die Geschosse des Gewehrfeuers waren die Förderwägen herzlich unempfindlich und die Artillerie traf ein so kleines Ziel natürlich nie. Mir ist zumindest nicht bekannt, daß es dem Feinde jemals gelungen ist, einen schwebenden Wagen zu zertrümmern oder gar das Seil abzuschießen. Die Stationen mußten natürlich gegen Sicht und Artilleriefeuer gedeckt werden, denn die großen Holzgestelle mit den Maschinen der Anfangsstationen waren die Achillesferse der Drahtseilbahnen.

Die elektrische Kraft, derer man zum maschinellen Betrieb dieser Bahnen bedurfte, war in allen Stellungen, wo starke Wildwasser niederbrausten, herzustellen. Auch mit Benzinmotoren wurden, in Ermangelung von Wasserkraften, die Dynamomaschinen oft getrieben. Doch blieb die wohlthätige, so viel ausgenützte Kraft der Elektrizität hauptsächlich ein Vorrecht der tieferen Stellungen. Ganz hinauf, in die Firn- und Felswüsten, konnten die schweren Kabel aus vielen Gründen nicht gelegt werden. Man hatte ja schon mit dem ungleich handlicheren und dünneren Telephondraht seine großen Schwierigkeiten, geschweige denn mit einer großen Starkstromleitung. Wo hingegen schon Wald- und Krummholzbestände waren, wo sich das Kabel auf lawinensicheren und, wegen Blitzschlaggefahr, versteckten Pfaden führen ließ, dort strahlte abends in den Hütten und Unterständen das helle Wunder der elektrischen Birne auf.

Nebenbei hatte der geheimnisvolle Allerweltsfunke aber noch eine andere, minder gemütliche Aufgabe als die der schönen Beleuchtung. Dort, wo nämlich großangelegte Verteidigungslinien waren, sollte im Falle eines feindlichen Angriffs ein Strom von höchster Spannung in die Eisenetze der Drahtverhaue geleitet werden.

Eine kleinere, aber viel wichtigere, ja unersehbliche Arbeit lieferte die Elektrizität im Fernsprecher. Was dieser wundervolle Apparat für die Höhenstellungen bedeutete, kann nur derjenige ermessen, der, tagelang von der Außenwelt abgeschnitten, in einer verschneiten Raverne gehaust hat, dem der Fernsprecher wie ein lieber Freund war, mit dem er sprechen konnte, der ihm erzählte, was unten im Tale und draußen in der weiten, vom Krieg durchtobten Welt geschah. Durch Fels und Eis schlängelte sich der dünne, braune Faden zu Tal, und wenn der Wintersturm über Höhen und Grate heulte, dann klang im Hörrohr ein seltsames Summen und Singen mit, das Lied des Sturmes, der uns Einsamen da oben wilde Weisen sang.

Sogar die lichte Göttin Musik hat uns das Telephon vermittelt. Einstmals, als wir eingeschneit in einer Scharte von 2300 m Seehöhe waren, klingelte uns die Talstation an. „Hallo! Wir haben heute eine Schrammelmusik da. Bleibt am Telephon und hört zu!“ Nun lauschten wir, Kamerad Milac und ich, den Hörer ans Ohr gepreßt. Und die banalen Operettenweisen, die sie drunten spielten, verwoben sich im Telephon zu einer wundersamen Musik, aus der sich die Geige süß aufschluchzend heraus hob — es war eine Musik, die mir so ungewöhnlich und weltferne schien, daß ich kaum glaube, jemals einen so tiefen Eindruck von dem Zauber der Tonwelt erhalten zu haben wie damals. Sie und da brach das holde Wunder ab und ein zischendes Säusen und Rauschen brauste an das Ohr — das war, wenn der Sturm den Draht mit aller Macht packte und für etliche Momente das Wort allein führte. Und dann trat wieder, wie die Sonne aus dem Nebel, die Geige heraus; das ordinäre Gequack der Ziehharmonika, die bei solcher Schrammelmusik nie fehlt, hörte man nicht, sondern die Harmonien umschwebten die Geige nur als breite Orgelklänge, denen keine individuelle Klangfarbe zu entnehmen war.

Ein andermal saßen wir wieder auf einer Scharte, tief eingebohrt in Eis- und Schneehöhlen; draußen raste der Schneesturm durch die Berge, von den Wänden flatterten wie weiße Schleier die Staublawinen herab. Wir aber waren eingeschlossen in die flossenwirbelnde Ede, der Zauberdraht des Telephons zerrissen. Wie endlos schlichen uns da die Tage hin, wie bange dachten wir der Lieben daheim, von denen wir solange nichts wußten. Durch das Telephon hatte uns einer der Kameraden stets unsere Post vorgelesen, die Kriegsberichte angesagt, wenn wir abgesperrt waren — diesmal war es, als saßen wir auf einer wüsten Insel und um uns donnerten die Wogen des entfesselten Meeres. Die Freude, mit der wir am ersten schönen Tag die langsam sich emporwindende Schlange der Träger wieder begrüßten, ist kaum zu beschreiben.

Den Radiotelegraphen habe ich für meinen Teil nie gesehen, denn seine Stellungen wurden, wie es scheint, streng geheimgehalten.

Der Telephondienst des Krieges war mit dem behaglichen Amt der großen Städtezentralen nicht im entferntesten zu vergleichen. Die Telephonisten hatten nicht allein die Aufgabe, Gespräche aufzunehmen und weiterzugeben, sondern sie mußten, wo es nötig war, in Lawinengefahr und feindlichem Feuer die Leitung wieder herstellen, mußten die gewichtigen Drahtrollen über schwieriges Felsgelände tragen — sie sind Helden, deren Leistungen verborgen bleiben und der Menge kaum je bekannt werden dürften, und die trotzdem ebensoviel leisteten wie der Mann im Schützengraben mit der Waffe in der Hand. Unvergesslich wird wohl die Tat des gefallenen Führers Innerkofler bleiben, der über die Nordwand der Kleinen Zinne eine Telephonleitung legte; hervorragend war auch die Leistung des

Alpinisten Fährnrich K l a u e r, der im Winter von der schwierig zu erkletternden Weissenbachspitze aus durch eine rasch gelegte Leitung unser Artilleriefeuer lenkte.

Die Technik im Kriege — das ist ein Kapitel, das mit den angeführten, kurzen Beispielen noch lange nicht erschöpft ist. Wir, als vollkommenem Laien in allen technischen Dingen, ist es schlechterdings unmöglich, da fachgemäßen Aufschluß zu geben. Doch wird sich früher oder später wohl ein Ingenieur finden, der diesen Hochgebirgskampf selbst mitgemacht hat und aus seinen Erfahrungen heraus erzählt, welche Rolle die moderne Technik da gespielt hat. Man denke nur an die großen Bohrmaschinen; man denke des weiteren an die verschiedenen Arten der Sprengmittel, die Wege und Kavernen in den harten Fels bauten. Man entsinne sich auch der italienischen Meisterleistung der Minierkunst, die den Gipfel des Col di Lana in die Luft sprengte, eine Tat, die beinahe wie ein Märchen des Julius Verne klingt, und der wir, wenn auch vom Feinde geleistet, doch unsere gerechte Anerkennung nicht versagen dürfen. Um so weniger, als ja dann auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden auch die Anfrigen durch die Sprengung des Cimonegipfels bewiesen, daß uns der welsche Gegner in keiner Weise überlegen ist. Die Technik im Kriege, uns Laien nur in ihrer Wirkung, nicht aber in ihren komplizierten Ursachen sichtbar, hat im Hochgebirge sowohl bei uns wie bei dem Feinde soviel Wunderbares geleistet, daß alles Wissenswerte daran erst durch fachmännische Erklärungen der Menschheit geoffenbart werden kann.

Die Urkraft des Krieges aber ist, trotz allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, der Mensch selbst. Und mehr als irgendwo anders gilt dies vom Kampf im Hochgebirge. Freilich ist die Leistungsfähigkeit der Soldaten im Hochgebirgskampfe eine verschiedene gewesen. Daß unsere prachtvollen Alpenländer, die Tiroler, Kärntner, Steirer, Krainer, Salzburger und Oberösterreicher vollauf ihren Mann stellten, ist dem Kenner dieser Volksstämme ohne weiteres klar. Die Höhenstellungen, in denen Truppen den ganzen, furchtbaren Bergwinter aushalten mußten, waren auch fast durchweg mit solchen Leuten besetzt. Ihnen zunächst kam wohl das prachtvolle Menschenmaterial der Slowenen. Der Haß, den dieses Volk gegen die Italiener hegt, und die Vertrautheit mit den Bergen der Julischen und Steiner Alpen stempelte die Slowenen zu Kriegern gegen Welschland, die den Deutschen kaum nachstanden. Ungarn und Polen jedoch waren den Strapazen der Berge weniger gewachsen. Die Polen waren sich dessen bewußt und taten still und bescheiden dort ihre Pflicht, wo sie ihr halbwegs nachkommen konnten, weniger die Ungarn.

Die ganze Art des Gebirgsgeländes ist nicht dazu angetan, daß sich daselbst größere Kämpfe entwickeln konnten. Was in den großen Kampfgefildden der anderen Kriegsschauplätze als unwichtige oder zumindest nebensächliche Tatsache galt, etwa die Eroberung irgendeiner Kote, hielt in unserem Gebiet alle Stellungen in Atem, in allen Unterständen wurde das Für und Wider eines solchen Ereignisses besprochen und die Freude ob des Gelingens einer solchen Unternehmung glitt wie ein Lauffeuer über alle Täler und Gipfel unserer Berge hin. Wir waren eben im „Positionskrieg“, wo der eintönige Gang der gewöhnlichen Diensterteilung sehr selten unterbrochen wurde. Man lag sich auf den Rämmen und Gipfeln gegenüber, hie und da wurde eine Trägerkolonne oder eine im Vorterrain streifende Patrouille beschossen, Nahkämpfe aber kamen nur selten vor. Desto eifriger wirkte an manchen Tagen die Artillerie, zumeist allerdings ohne Erfolg, denn gegen die Kavernen im Felsleibe der Berge konnten auch die schwersten Geschosse nichts ausrichten. Die Artillerie war aber auch in den Bergen trotzdem noch das wirksamste Kampfmittel, denn wo sie wirklich einmal in eine offene Stellung traf, dort war die Wirkung des Feuers eine fürchterliche. Als verderblicher Bundesgenosse der Granatenplitter gesellten sich die Steintrümmer, die mit derselben Wucht und Tragweite flogen.

Als jedoch sodann der Winter mit seinen ungeheuren Schneemassen kam, versagte die Wirkung der Granaten fast vollständig. Die Geschosse warfen den Schnee auf, die gefährlichen Splitter aber blieben in der weichen, zähen Masse stecken. So beschossen die Italiener einmal eine Trägerkolonne, trafen mit Genauigkeit knapp neben den Pfad, doch der tiefe Schnee vereitelte jede Wirkung. Eine Granate jedoch, die in die Felswand eines Berges schlug, verbreitete auf mehrere hundert Meter durch Splitterung die größte Gefahr. Eine weit geringere Gefahr als die Granaten waren im Hochgebirge die Schrapnells. Vom Tempierungspunkt aus werden nämlich die Kugeln dieses Geschosses in einem schiefen Streufegel nach vorne geschleudert, also in schräg abwärts geneigter Fallrichtung. Da genügte dann gewöhnlich ein Felsblock als Deckung, denn zwischen dem Singen des nahenden Geschosses und der Ankunft der Füllkugeln verging immerhin so viel Zeit, daß man sich an einem Felsen decken konnte. Das Gewehrfeuer, auf Strecken, wo sich die Gegner nahe gegenüber lagen, verwendet, ließ unsere prächtigen Alpensoldaten schließlich ganz kalt. Denn das Ziel, entweder der feldgraue Mann im grauen Gestein oder der Mann im weißen Schneemantel inmitten der weiten Firnflächen, war ein so undeutliches, daß ein Treffer reine Zufallsache war. Ein schönes Beispiel dafür war die Wegstrecke unserer ostermähnten Scharte. Von Ende Oktober 1915 an gingen unsere Träger jeden Tag hinüber, jeden Tag schossen die Feldwachen der gegnerischen Stellung wie wahn Sinnig auf unsere Leute — der Erfolg war dieser: Ein Sanitätskavett bekam einen Streifschuß an der Hand, der eine kleine Schramme darstellte, und einem Manne wurde einmal die Kappe durchlöchert. Wirklich verwundet oder getötet wurde keiner, trotzdem die Italiener sowohl fest eingespannte Gewehre, wie auch Zielfernrohre verwendeten, auf einen gewissen Teil des Weges gut eingeschossen waren und oft ganze Salven auf unsere Leute abfeuerten. Das Ziel war eben — auf 1600 m Entfernung — doch zu undeutlich. Eine furchtbare Waffe im Nahkampf war die Handgranate. Sie ähnelte in ihrer Wirkung dem Artilleriegranatenfeuer, übertraf dieses jedoch durch ihre größere Treffsicherheit, da sie ja nur auf kurzen Entfernungen gebraucht wurde. Sie splitterte, riß das Gestein auf und verursachte so Wunden, deren Heilung ein lange dauerner, mühsamer Prozeß war. Einige Handgranatenwerfer waren imstande, bei genügend vorhandener Munition den Zugang zu einer Scharte, der meist ein enges Couloir ist, selbst einer großen Überzahl gegenüber zu sperren. Um diese Zugänge und überhaupt das verwickelte Terrain auch in den dunklen Winternächten übersehen zu können, schoß man auf den vorgeschobenen Feldwachen und Posten von Zeit zu Zeit Leuchtraketen ab, die von einer wirklich zauberhaft schönen Wirkung waren. Der kleine Lichtpunkt einer solchen Rakete übergießte weite Täler und Gipfel mit Tageshelle, flammte ungefähr eine Minute lang und versank dann langsam wieder in die abgründig schwarze Dunkelheit. Kein lebendes Wesen, das sich da etwa der Stellung genähert hätte, konnte so den Blicken der Posten entgehen — für den Zuseher im Tale aber glühte es oben auf, als stünde die ganze Bergkette im Lichte einer riesigen Feuersbrunst. So wirkte denn alles, was der menschliche Geist im Laufe der langen Friedenszeit erfunden hatte, zusammen, um den Krieg im Hochgebirge mit möglichster Schädigung des Gegners und größter Schonung unserer eigenen Mannschaften zu führen. Die Größe des Menschen als Denker und Genießer der Naturschätze schwebte über den Bergen — gewaltvoller fast anzusehen als die ewigkeitsstumme Majestät der Berge selbst. Und doch tauchte allerorten und jederzeit die bittere Gedanke auf: All das, was hier die Macht menschlicher Arbeit verkündet, was dich fast mit Stolz erfüllen könnte, dieser Zeit des Wissens und der Hochkultur anzugehören, all das ist doch wieder nur geschaffen, damit der Mensch den Menschen zerfleische, die höchsten Gaben sind verwertet, um den nied-

rigsten Instinkten, der Vernichtungswut, zu dienen! Wenn an den sonnigen Frühlingstagen, da die Berge wie Osterkerzen zum Himmel flammten, von Norden her ein leises Surren vernehmbar wurde, immer näher kam, und schließlich in stolzer Ruhe einer unserer Flieger seine Bahn hoch über unseren hohen Gipfeln hinzog, dann war dies ein Bild von ergreifender Wirkung — der Mensch als Herr der Naturkräfte. Und zog er weiter hin, über unsere Stellungen hinweg, dann flatterte plötzlich ein weiter Kranz von Schrapnellwölkchen auf, umkreiste und umtanzte den stolzen Vogel, bis er, mit raschem Bogen sich wendend, den Rückflug antrat. Der Krieg, der mit Menschen und ihren Kräften vergeudend umherwirft, hatte das seltene Bild gestört, das mir wie ein Symbol einer neuen Zeit, gleich einer Fata Morgana, erschienen war.

Der gleich grimmige Feind wie die geistgebornen Vernichtungsmaschinen des Menschen stellte sich den Heeren in den Naturkräften der Berge entgegen. Als erbittertsten Gegner möchte ich da nach meinen Erfahrungen die Lawinen nennen. Sie bedrohten Hütten und Unterstände, sie vermochten wochenlang die Zufuhr abzusperren und vernichteten mühevoll gebaute Wege. In den engen Tälern und Hochfaren führten ja die Zugangswege zumeist an den, dem Ralfgebirge so eigentümlichen, tief eingeschnittenen, von den Graten bis zur Talsohle herabfurchenden Rinnen vorbei — den idealsten Lawinenstraßen, die man sich denken kann. Und zur Zeit der großen Schneefälle kam es leider oft vor, daß die Kolonnen der kleinen, zähen Gebirgspferde mit ihren Führern von einer Lawine überrascht und Tiere und Leute in der weißen, aufbrausenden Schneeflut verschüttet wurden. Ja, sogar die Bergungsarbeiten, die mit dem Eifer und der Pflichttreue todesmutiger Kameradschaft sofort ins Werk gesetzt wurden, kamen stellenweise in den Bereich einer zweiten Lawine, und so mancher brave, rettungswillige Mann fand bei diesem Werke edelster Nächstenliebe den Tod unter den Krallen der weißen Löwin, die mit Heulen und Brüllen von den Graten auf ihre Opfer herabstürzte. Ein besonders erschütternder Fall, der in seiner ganzen Art und Weise typisch für die Lawinenunglücke des Krieges war, ereignete sich am 4. März 1916 im Weißenbachgraben. Von den Hängen des Turmes, 2026 m, hatte sich eine Lawine losgelöst und die Tragtierkolonne, die eben unten vorbeikam, überrascht. Vier Tragtiere und ein Mann lagen unter den Schneemassen. Sofort — es war gegen 6 Uhr abends — wurden die Bergungsarbeiten eingeleitet, man durchfurchte den Schnee in weiten Gräben und Schächten, brachte zwei, schon tote Tragtiere heraus, ohne den Mann selbst zu finden. Unterdessen wurde es Nacht, in dichten, schweren Flocken fiel der Schnee nieder und oben auf den Graten heulte der Sturm. Als alpiner Referent hatte ich die Aufgabe, die Bergungsarbeiten zu leiten — doch mit wachsender Angst erkannte ich die neue furchtbare Gefahr, die aus der von der Weißenbachspitze niederziehenden Schneeflucht drohte. Auf Befehl gruben wir weiter; im engen Kreise leuchteten die Fackeln und warfen verzerrte, riesige Schatten über das wüste Schollenfeld der Lawine, oben aber heulte und toste der Sturm aus der Finsternis der Nacht nieder — es waren Stunden, wie ich solche furchtbarer nie erlebt hatte. Da — es war gegen 9 Uhr abends — polterte und krachte es in den Wänden, ein orkanähnlicher Windstoß verlöschte mit einem Male sämtliche Fackeln und nun — was nun kam, dessen kann ich mich heute nicht mehr genau entsinnen. Ich weiß nur, daß es mir schien, ich säße in einer riesigen Trommel, die sich mit ungeheurer Schnelligkeit, donnernd und brausend, um mich und mit mir drehte. Den Begriff Zeit hatte ich verloren — erst Rufe von weiter unten erweckten mich aus der Erstarrung, ich wand mich aus dem Schnee, der mich bis über die Brust umhüllt hatte, los und traf unten auf ein Häuflein zitternder Menschen im Schutze eines Felsens. Zweiundzwanzig Leute, prächtige, mutige Rättnerburschen, aber lagen unter den weißen

Massen. Wie wir später bei den Bergungsarbeiten sahen, waren die meisten von ihnen mehrere hundert Meter durch den Lawinenwind hinabgetragen worden, der jähe Flug und Fall hatte sie betäubt und die nachkommende Lawine sie verschüttet. Drei von ihnen fanden wir nach ungefähr einem Monat in einem Knäuel zusammengeballt, ineinander verkrampft und verschlungen — so mochten sie sich gegen den Sturm gestemmt haben, der doch mühelos das Häuflein Menschen fortblies. — Um die Furchtbarkeit der Lawinen noch zu erhöhen, beschossen die Italiener die Hänge über unseren Stellungen mit Granaten, und mehr denn einmal gelang es ihnen, Lawinen loszulösen und Verderben anzurichten. Natürlich war auch unsere Artillerie nicht geneigt, auf dieses grausame, aber wirksame Kampfmittel zu verzichten und die italienischen Hänge mögen mehr denn einmal von unseren Granaten in verderbliche Bewegung gesetzt worden sein.

Auch Steinschlag versuchte man auf diese Art loszulösen. War eine Aufstiegsroute des Feindes bekannt und meldeten die Beobachter, daß dort soeben ein größerer Verkehr sei, dann schoß die Artillerie in die Felsen oberhalb des Weges und es gelang zeitweilig, ganze Steinlawinen zum Abgang zu bringen. Künstliche Steinlawinen wurden hingegen an wichtigen, gegen die Feindesseite steil abfallenden Punkten bereitgestellt. Es handelte sich da um eine Anhäufung großer Felsblöcke, die vermittels einer Dynamitpatrone, oft aber auch durch bloßes Anziehen eines Seiles, das an eine Grundplatte befestigt war, zum Absturz gebracht wurden. Gegen den gewöhnlichen, jedem Bergsteiger bekannten Steinschlag wurde die auf Patrouillen im Felsterrain ausgesandte Mannschaft mit starken Lederhelmen geschützt. Die alpine Ausrüstung unserer Truppen verdient überhaupt mustergültig genannt zu werden, denn es wurde alles getan, um den Soldaten den Kampf mit Fels und Eis zu erleichtern. Vier- und sechszackige Steigeisen ohne Gliederungen ermöglichten das Gehen auf gefrorenem Firn oder Eis; der bergvertraute Soldat der Alpenländer eignete sich im Laufe des Krieges damit eine solche Gewandtheit an, daß er hinter unseren erstklassigen, mit Eidensteineisen ausgerüsteten Bergsteigern kaum zurückstand. Tatsächlich sind auch Fälle von Ausgleiten auf hartem Firn fast nie vorgekommen. Unter den mehrfachen Modellen des Kletterschuhes wurden hauptsächlich die sogenannten Sertener Schuhe verwendet, die eine große Haltbarkeit auf glattem Fels und geringe Abnutzung gewährleisteten. Der durch den Schneeschuh schon fast verdrängte Schneereifen kam im Kriege wieder zu Ehren und bewies sich als ungemein nützlich. Der Schneeschuh jedoch war auf dem steilen, felsigen Terrain der Kalkalpen weniger zu gebrauchen und wurde seltener angewendet. Allerdings diente er der oft monatelang in verschneiten Höhen hausenden Mannschaft als das beliebteste Unterhaltungsmittel und die schönen Stunden auf den Brettern, die wir oft an sonnigen Wintertagen in den Karen zubrachten, werden mir und wohl auch vielen anderen als unvergeßliche Erinnerung fortleben. Die Kälte, vermeintlich als böfester Feind der Hochgebirgskrieger angesehen, vermochte gegen die gutgeheizten Kavernen und Unterkünfte wenig auszurichten. Sie war in erster Linie der bittere Gegner der Posten, die auf windumtosten Graten, Gipfeln und Scharten des Nachts Auslug halten mußten. Doch dicke Schafpelzmäntel, Strohuberschuhe von riesigem Ausmaß, Pelzhauben und Fäustlinge schützten auch davor, so daß Erfrierungen höchst selten vorkamen. Und merkwürdigerweise gab es erfrorene Nasen, Finger und Zehen häufiger im Herbst als im strengen Winter — man wußte da eben schon, wie man sich dagegen schützen konnte.

Diese Skizze des Krieges in den Bergen wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch die Folgen dieses unsrer Alpen bisher fremden Zustandes für die Tier- und Pflanzenwelt der Berge kurz verzeichnen würde. Bei der Tierwelt kam in erster Linie wohl das Wild allein in Betracht, denn die Haustiere der hochgelegenen

Dörfer und Almen wanderten mit ihren „evakuierten“ Besitzern ins Hinterland, nur die Schafe, die bei Beginn des Krieges schon aufgetrieben waren, konnten nicht mehr zu Tal gebracht werden. Man wird sich gewiß entsinnen, in den Südlichen Kalkalpen hoch oben in den Regionen der Felskare und rasendewachsenen Gipfel oft ganze Herden aufsichtsloser Schafe gesehen zu haben. Dem Bergsteiger, den diese zutraulichen, salzlüfternen Tiere so oft mit einer Ladung Steine bedachten, der sich oft nur durch energischen Gebrauch des Pickels vor ihrer Annäherung retten konnte, sind diese blölkenden Besonderheiten der Südlichen Kalkalpen sicher innerlich. Sie hausten in Herden von 20 bis 30 Stück frei in den Felskaren, nährten sich von dem kümmerlichen Graswuchs in den Schrofen und wurden im Herbst von den Besitzern wieder zu Tal getrieben. Den Schaden, der durch etliche, von Steinschlag, Blitz oder Absturz getötete Tiere verursacht wurde, machte die kostenlose Fütterung der Herde durch 4 Monate wieder wett. Als Ende Mai der Krieg mit Italien ausbrach, hatten viele Besitzer ihre Herden schon in die Rare hinaufgetrieben, manchen aber war es dann unmöglich, sie wieder in die heimischen Ställe zu führen — kurzum, die Schafe blieben oben und die kräftigsten Tiere überwinterten dort nach dem, allerdings auf strenger Diät beruhenden Muster der Gemsen. So entstand eine Art Wildschafe, die scheu und vorsichtig in den Wänden ihre Nahrung suchten und bei der Annäherung von Menschen in rasender Hast flohen. Ob sich diese neue Art von Bergwild erhalten wird, ist fraglich.

Der stolze Wald unserer Berge hat vielfach furchtbar gelitten. Wo das Schlagen von Bäumen zum Bau von Hütten und Wegen und Brücken notwendig geworden war, kann nichts eingewendet werden, denn der Krieg fragt nicht nach Gut und Blut des Menschen, geschweige denn nach dem Wald.

Eine große, indirekte Gefahr des vielfach unvermeidlichen Ausrodens der Wälder ist die künstliche Schaffung neuer Lawinenbahnen. Der Wald, der wirksamste Schutz gegen die Lawinen, war vernichtet, und als die großen Schneefälle eintraten, erlebte man an Hängen Lawinenabgänge, wo seit Menschengedenken keine Schneemassen abgegangen waren. Diesem Fehler war auch so manches Unglück zuzuschreiben, ihm fiel so mancher arme Teufel zum Opfer.

Daß neben anderen selteneren auch die Königin unserer Bergblumen, das Edelweiß, in den Gebieten des Krieges nahezu ausgerottet ist, scheint ja begreiflich. Der einstmalige so edelweißreiche Hang des Cregnebul, auf dem der Krieg ein Labyrinth von italienischen Ravernen, Hütten und Wegen hingebaut hat, wird wohl nie mehr von seinen Schrofen die weißsilberne Blüte niden sehen. Denn wer wollte es einem Soldaten verargen, wenn er dieses seltene Alpenkind pflückt und als lieblichen Kriegsgruß in die Heimat sendet?

Noch tobt der Krieg, und da ich diese Zeilen schreibe, heulen über unsere Stellung die Granaten in das Nachbartal hinüber. Aber schon drängt sich mir und wohl allen, die in den Bergen ihre zweite Heimat gefunden haben, der Gedanke auf: Wie wird sich der Alpinismus in Zukunft, in friedlichen Zeiten, weiter entwickeln? Hat der Krieg seine aufsteigende Bahn zerstört oder gefördert? Da fällt mein Blick auf die gewaltige Felsumrahmung dieses Hochfars, auf die einsam im Abendrot verglühenden Gipfel und ich gedenke der schönen Stunden, die ich mit lieben Bergkameraden vor etlichen Tagen in der Südwand einer dieser Zinnen verbracht habe. Wer wußte ehemals etwas von diesem Berge und seinen Nachbarn? Heute durchkreuzen die Südwand sieben Kletterrouten, von denen eine schöner als die andere ist, deren schwerste aber, ein Ramin, an Großartigkeit den Schmittkamin an der Fünffingerspitze erreicht (nach Aussage meines dolomitenkundigen Kameraden Hans R l u g). Die ganze Umrahmung dieses Rares, ehemals nur in den Hauptgipfeln bekannt, ist erschlossen; die Wände, die bisher noch unan-

getastet sind, werden sicherlich bald fallen. Und so wie hier, mag es wohl überall sein, wo junges, tatenlustiges Bergsteigervolk auf der Grenzwatch gegen welschen Verrat stand. Und in dieses Kar, das ehemals nur ein dürftiges Schafsteiglein mit dem Tale verband, führen zwei breite, wohlangelegte Tragtierbaumwege; am Hange aber lehnen sich an die grauen Felsen fünf Hütten, deren Lawinensicherheit wir diesen Winter über mit eigener Gefahr erprobt haben. Gewiß, viele schmerzliche Verluste haben unsere alpinen Vereine durch Zerstörung ihrer traulichen Unterkunftshütten erlitten, aber reichlich, überreichlich hat ihnen der Krieg Ersatz geleistet. Neue Hütten stehen in den Tälern, in den Karen und auf den Bergen, breite Wege leiten in mühelosen Windungen zu ihnen hinauf, und durch manche stolze Wand, auf manchen, bisher nur den Erstklassigen zugänglichen Gipfel führen wohlversicherte Steige.

Allerdings lauern dort auch Gefahren, die noch kriegsgeboren sind. An Punkten, besonders abseits von Wegen, die zu wichtigen Stellungen führen, dürften hie und da vom friedlichen Wanderer Blindgänger gefunden werden, die, wenn auch äußerlich noch so verrostet, in ihrem Metallkörper den Tod in unverminderter Gewalt tragen. Der beste Rat, den ich denjenigen, die mit solch unheimlichen Dingen nicht vertraut sind, geben kann, ist der: Das Geschloß schön liegen lassen und einen weiten Bogen drum herum machen! Allenfalls kann man ja im Tale von seinem Funde bei der zuständigen Gendarmeriewache die Anzeige machen, obwohl ich der Meinung bin, daß auch die braven Hüter der Sicherheit, je weniger desto lieber, sich mit solchen Funden werden abgeben wollen.

Und die Aufgaben, die nun unserer alpinen Vereine harren? Sie sind groß, nuzbringend, und vor allem — ziemlich billig. Es wird sich in erster Linie darum handeln, die vorhandenen Militärhütten vor allem — ordentlich zu entlausen, eine Wichtigkeit sine qua non; weiters die mehr oder minder provisorischen Hütten durch Bretterverschalungen widerstandsfähig zu machen. Dann werden nur dort, wo lebhafterer Verkehr ist, Hüttenwirtschaften hingesezt werden, und das alpine Refugium, wie wir es seinerzeit hatten, ist fertig. Die Hütten auf den weniger besuchten Scharten, Karen und Gipfeln jedoch erhalten ein Vereinschloß und einen Ofen (falls nicht die ganze Einrichtung vom Militär gegen geringen Preis abgetreten wird). Für Bergsteiger, die so oft nach der alten, romantischen Selbständigkeit auf unbewirtschafteten Hütten seufzen, werden diese einsamen Bauten in der Bergwildnis das reinste Dorado sein. Die zahlreichen Wege und Steige, die jetzt die Berge durchziehen, werden mit Wegtafeln und Markierungen zu versehen sein, damit der harmlose Wanderer nicht etwa, statt auf dem Monte X, auf irgendeiner verfallenen Artilleriestellung landet. Und vor allem wird eine Neuauflage sämtlicher Reisebücher und Führer notwendig sein, denn die Auflagen, die uns vorderhand so großen Nutzen leisteten, kann man schon jetzt mit ruhigem Gewissen dem alpinen Erinnerungsschranke einverleiben. Leute, die den Krieg in den Bergen selbst mitgemacht haben, die teils dienstlich, teils aus Freude an der edlen Bergsteigekunst jene Gebiete durchstreiften und abkletterten, werden dann gewiß die besten Gewährsmänner für die Mitarbeit an diesen neuen Führern sein.

Das Gebiet, in dem jetzt noch der Krieg tobt, geht meiner Meinung nach einer großen Zukunft entgegen. Nicht allein die gewaltige Schönheit der Berge, die ja schon früher Reisende hierher lockte, wird von neuem ihre Anziehungskraft ausüben, sondern die ganzen, gewaltigen Anlagen, die der Krieg geschaffen hat, und noch schafft, sind eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und gewiß wird es niemand veräumen, durch eigenen Augenschein sich von den Denkmälern der großen Zeit zu überzeugen. Auf neuen Wegen werden neue Menschen, ein kraftvolles, siegestärktes Geschlecht, zur Höhe steigen; die Wunden, die der Krieg schlug,

werden vernarben und „neues Leben blüht aus den Ruinen“. Dort aber, wo einst der Kampf tobte, wird der lebensfrohe Gott Alpinismus zweierlei suchen: Kraft und geistige Befundung aus der Tretmühle des täglichen Lebens und tiefe, dankbare Erinnerung an ein Heldentum, das auf jenen wilden Höhen mit unvergleichlicher Heimatsliebe seine Scholle verteidigte.

(Schluß dieses Jahrgangs)





